

# Kürbiskern

## LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*Leonhard Mahlein*: Nie wieder Faschismus – nie wieder Krieg

*Elisabeth Gergely*: Brief aus Ungarn

*Friedrich Hitzer*: Permanentes Signal der Hoffnung

*V. Botterbusch, C. Caplan, U. Gardein, G. Herholz,  
U. Hirschfeld, M. Littau, S. Macht, J. Maruhn, H. v. Ooyen,  
H. Platta, U. Püschel, E. Schöfer, K.-H. Schuck,  
A. Troppmann, N. Umsonst, H. Vestner*

*Gerd Deumlich*: Für menschlicher Genüsse fähige Sinne

*Gabriele Sprigath*: Kunst und Alltagsbewußtsein

*Dieter Kuhn*: Ein nicht erledigter Fall – Arno Schmidt

*Klaus Hermsdorf*: Franz Kafka – Arbeit und Amt

*Lutz Winckler*: Klaus Manns Mephisto

*Wolfgang Jantzen*: Kulturelle Bedürfnisse

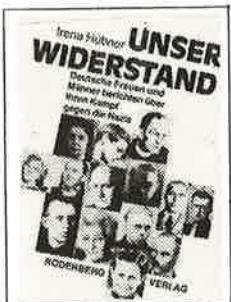
*Gisela Elsner*: Autorinnen im literarischen Ghetto

MACHT DEN PLANETEN ATOMWAFFENFREI –  
Noel Hillard (Neuseeland) und Ulfur Hjörvar (Island)

**MENSCHSEIN  
ODER BARBAREI  
Erfahrungen nach Marx**

1933

# Die Nazis an der Macht



Irene Hübner  
Unser  
Widerstand  
236 Seiten, kart., 19,80 DM

In diesem Buch berichten siebenundzwanzig Frauen und Männer über ihren politisch, religiös und moralisch motivierten Widerstand gegen Faschismus, Terror und Krieg.

„Irene Hübner hat ein Buch gemacht, das zu den repräsentativsten gehört, die an Literatur über den deutschen Widerstand erschienen sind.“  
druck + papier 7/82



Heinz Brüdigan  
Faschismus  
an der Macht  
280 Seiten, kart., 19,80 DM

Mit seinen 21 Kapiteln und der Fülle in den Text eingebundener Fotos und Dokumente wird dieser Band zum zuverlässigen Spiegel einer entscheidenden Periode unserer Geschichte.



Emil Carlebach  
Hitler war kein  
Betriebsunfall  
152 Seiten, kart., 11,- DM

Wie kam es zu Hitlers „Machtergreifung“? Für die Beantwortung dieser Frage liegen Dokumente vor, Fakten, Beweise. Emil Carlebach hat dieses Beweismaterial zusammengetragen.

Prof. Wolfgang Abendroth:  
„Dieses Buch ersetzt eine ganze Handbibliothek.“



Braunbuch  
über  
Reichstagsbrand  
und Hitler-Terror  
388 Seiten, kart., 18,- DM

Originalnachdruck des legendären „Braunbuches“, das in den ersten 5 Monaten nach Hitlers Machtantritt als Gemeinschaftsarbeit deutscher Antifaschisten innerhalb und außerhalb Deutschlands am 1. August 1933 erschien. Es wirkte weltweit alarmierend und wurde schnell in 17 Sprachen übersetzt.

## Das Standardwerk über den Widerstand



Altmann /  
Brüdigan /  
Mausbach-  
Brom-  
berger /  
Oppen-  
heimer  
Der deut-  
sche  
antifaschistische Wider-  
stand 1933-1945  
In Bildern und Dokumenten  
334 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag,  
42,- DM

## Wolfgang Langhoff Die Moorsoldaten

13 Monate Konzentrationslager  
Nachdruck der 1935 in der  
Schweiz erschienenen  
Originalausgabe  
324 Seiten, Hardcover, 19,80 DM

Fordern Sie bitte  
unseren Prospekt an.  
**RÖDERBERG  
VERLAG**  
Postfach 41 29  
6000 Frankfurt/M. 1

## Faschismus und Widerstand im Unterricht

● Axel Böing  
**Auschwitz**  
Unterrichtseinheit für den Schul-  
gebrauch  
Format DIN A4, 40 S., kart., 6,90 DM

● Otto Gertzen  
**Antifaschistischer  
Widerstand**  
Format DIN A4, 48 S., kart., 6,90 DM  
● Jürgen Schlafos  
**Hitlerlegenden**  
Vorschläge zu ihrer Behandlung  
im Unterricht  
Format DIN A4, 48 S., kart., 8,80 DM

# kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von  
Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky,  
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

## MENSCHSEIN ODER BARBAREI

### Erfahrungen nach Marx

Leonhard Mahlein: Nie wieder Faschismus – nie wieder Krieg	3
Elisabeth Gergely: Brief aus Ungarn	11
Friedrich Hitler: Permanentes Signal der Hoffnung	23
Ursula Püschel: Der Schlangenbaum	36
Erasmus Schöfer: Der Anfang vom Rücksturz zur Erde	43
Heinz Vestner: Laudatio / Reflexion / Über den Tod / Alpen, von fern /	
He Joe / An die Knieenden Auf einen Grabstein / Über das Maß / Ziel	49
Artur Troppmann: Verleumdung / Reprivatisierung	51
Hans van Ooyen: du hast einen schrei gehört	52
Marlene Roeder: Auseinandergereiht	
Holdger Platta: Deutsche Aufklärungsgeschichte	53
Vera Botterbusch: Stacheldrahtträume	54
Karl-Heinz Schuck: Der Beitrag	
Gerd Herholz: Vexierbild / Rakadabra	55
Siegfried Macht: Taktik	
Uwe Gardein: ein ordentliches leben	
Coren Caplan: Dringende Bedürfnisse	56
Norbert Umsonst: Rückgrat / Sirenen	57
Monika Littau: Bruchrechnung	
Jürgen Maruhn: Weltbild	
Gerd Deumlich: Für menschlicher Genüsse fähige Sinne	58
Gabriele Sprigath: Kunst und Alltagsbewußtsein	70
Dieter Kuhn: Ein nicht erledigter Fall	79
Klaus Hermsdorf: Franz Kafka – Arbeit und Amt als Erfahrung und Gestaltung	88
Lutz Winckler: Klaus Manns Mephisto	103
Wolfgang Jantzen: Kulturelle Bedürfnisse	121
Gisela Elsner: Autorinnen im literarischen Ghetto	136
Uwe Hirschfeld: Onkel aus Amerika	145
MACHT DEN PLANETEN ATOMWAFFENFREI!	
Noel Hilliard und Ulfur Hjörvar im Gespräch mit Friedrich Hitler	147
ANMERKUNGEN	160

Leonhard Mahlein

Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg!

50 Jahre nationalsozialistische Machtergreifung – Rede auf der Gedenkveranstaltung des DGB-Landesbezirks Bayern am 30. Januar 1983 in München

Heute jährt sich zum 50. Mal der Tag, an dem Reichspräsident Hindenburg den Führer der nationalsozialistischen Partei, Adolf Hitler, zum Reichskanzler ernannte. Damit begann ein Abschnitt in der Geschichte unseres Volkes, der gekennzeichnet war durch millionenfachen Mord, durch Unterdrückung, Verfolgung und Vertreibung, und der schließlich im Elend, Tod und Verderben des 2. Weltkrieges endete.

Wenn wir heute jenes Ereignisses gedenken, so haben wir die sattsam bekannten Stimmen im Ohr: Man solle doch die alten Sachen endlich einmal ruhen lassen. Wir hören das seit 30 Jahren.

Aber wir werden nicht Ruhe geben, solange die Greuel des Faschismus verdrängt werden, solange man sich weigert, Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen und abermals blind ist gegen die Gefahren von rechts, und so lange abermals im Sumpf der wirtschaftlichen Krise Kräfte emporkommen, die bereit sind, die Völker in Armut zu treiben und am Ende in den Krieg.

Nein, wir werden nicht Ruhe geben, bis jener Auftrag eingelöst ist, unter dem wir alle nach 1945 angetreten sind. Damals kehrten wir selbst und unsere Väter heim aus Krieg und Gefangenschaft, aus den Gefängnissen, den KZ's und aus dem Exil. Damals kamen unsere Mütter und Schwestern aus den Trümmern unserer Städte, alle einig in dem Bekenntnis „Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg!“

Damals wurden Gesetze zur Beseitigung des Nationalsozialismus erlassen. Unsere Verfassung bestimmt, daß „die zur Befreiung des deutschen Volkes erlassenen Rechtsvorschriften“ bestehen bleiben. Die nationalsozialistische Partei und alle Nachfolgeorganisationen sind verboten.

Wir fordern: Nehmt endlich diese Gesetze und den Auftrag unseres Grundgesetzes ernst und verbietet z. B. die NPD und löst alle neofaschistischen Gruppen auf! Deren Aktivitäten haben zugenommen. Im vergangenen Jahr sind weit mehr als 100 Gewaltakte auf ihr Konto gegangen. Hier in München, unweit von diesem Saal, sind auf dem Oktoberfest 13 Menschen Opfer eines Mordanschlags geworden. In der Lüneburger Heide stieß die Polizei auf 33 Waffendepots, von Faschisten angelegt. In Nürnberg lief ein polizeibekannter Neo-Nazi Amok und schoß auf ausländische Mitbürger. In Hamburg wurde ein Brandanschlag verübt auf ein Heim für Ausländer und Asylsuchende.

Was muß eigentlich noch geschehen, bis man das Ausmaß der neofaschistischen Gefahr endlich voll erkennt? Der Faschismus kam noch nie von selbst, gleichsam über Nacht. Auch die Nationalsozialisten waren kein blindes Schicksal, Hitler war kein Betriebsunfall.

Wir sollten aus dem Untergang der Weimarer Republik lernen: Der Faschismus ist gewachsen auf dem Boden der wirtschaftlichen Krise; er wurde finanziert und gefördert von einflußreichen Unternehmern und Bankiers; er hatte Erfolg durch die Nachlässigkeit und Blindheit der Demokraten; und er

konnte sich durchsetzen, weil die Arbeiterbewegung gespalten war. Auch wir wissen: Bonn ist nicht Weimar. Die Demokratie unseres Grundgesetzes ist stabiler als die der Weimarer Republik.

Aber wir haben keinen Anlaß, uns zur Ruhe zu setzen. Ich will nur einige Beispiele nennen:

1. Da wird rechtsradikales Gedankengut wieder hoffähig.

Da finden sich Autoren und Verlage, die Bücher herausgeben, die die Zeit des Nationalsozialismus verklären. Hier in München sei etwa an die Erinnerungen eines Franz Schönhuber erinnert, eines Mannes, dessen politische Haltung bis dato kein Hindernis war, bis in die Spitzen des Bayerischen Rundfunks aufzusteigen.

2. Seit Jahren erleben wir eine wirtschaftliche Krise mit wachsender Arbeitslosigkeit. Wie am Ende der Weimarer Republik. Und wie damals zeigen sich die Politiker entweder hilflos oder aber setzen unverhohlen darauf, die Krisenlasten den Opfern aufzubürden: den Arbeitern und Angestellten, den Rentnern und Kranken, den Arbeiterkindern und den Studenten. Sozialabbau ist Trumpf, in den Betrieben wie in der staatlichen Politik. Wir klagen eine Politik an, die durch Tatenlosigkeit dazu beiträgt, daß sich die Arbeitslosigkeit noch weiter verschärft. Nicht der Sozialstaat, nicht die Höhe der Sozialausgaben, nicht geheimnisvolle weltwirtschaftliche Kräfte sind die Ursachen der Arbeitslosigkeit. Nein, die Ursachen liegen in der marktwirtschaftlichen Ordnung selbst begründet. Wie heißt es doch im ersten Programm der CDU, im Ahlener Programm: „Die kapitalistische Wirtschaftsordnung ist den Lebensinteressen des deutschen Volkes nicht gerecht geworden.“

Richtig! Deshalb kämpfen wir auch unverändert für eine andere, soziale, menschengerechte Wirtschaftsordnung.

Wer statt dessen die Ursachen der Arbeitslosigkeit vernebelt, wer weiterhin auf die Förderung der Unternehmergevinne setzt – und zwar auf Kosten unserer Einkommen, unserer Arbeitsplätze und unserer Berufe – der macht sich nicht nur mitschuldig am wachsenden Elend der Arbeitslosen. Der wundere sich auch nicht, wenn eines Tages der Ruf nach dem starken Mann wieder laut wird.

3. Schlimmer noch. Da gibt es Politiker, die selbst in die Tarifautonomie eingreifen und der Lohn-Drückerei Hilfestellung leisten. Zum Beispiel der Bundesarbeitsminister, der uns eine Lohnpause empfiehlt, statt – was eigentlich seines Amtes wäre – eine Entlassungspause zu fordern. In einem solchen Klima wird es den Unternehmern leicht gemacht, ihre Macht unverhohlen auszuspielen, auch und nicht zuletzt mit dem Mittel der Aussperrung.

Wir sollten uns erinnern: Schon einmal, im November 1928, setzten die Unternehmer die Aussperrung ein, um die Gewerkschaften empfindlich zu schlagen und um zugleich die Tarif- und Sozialordnung aus den Angeln zu heben. Dies war der Auftakt für die letzte Phase des Klassenkampfes von oben, die schließlich einmündete in die nationalsozialistische Machtergreifung.

4. In unseren Schulbüchern lesen wir: Die Weimarer Republik sei an den Extremen, den Radikalen von rechts und von links, zugrunde gegangen. Mit anderen Worten: Die Nazis mußten an die Macht, um die Kommunisten zu verhindern!

Erstens: Wir wenden uns gegen die Geschichtsfälschung, als ob nicht die Täterschuld wären, sondern die Opfer die Verantwortung trügen!

Zweitens: Wir wenden uns gegen die politische Gleichsetzung von rechts und links. Nicht die Sozialdemokraten, nicht die Kommunisten hatten die Ausrottung der Juden, die Unterjochung fremder Völker und die Eroberung halb Europas in ihrem Programm, sondern die Nationalsozialisten.

Drittens: Die Nationalsozialisten sind nicht zufällig stark geworden, sondern sie wurden von namhaften Unternehmern gefördert.

Es waren Industrielle und Bankiers, von Thyssen und Stinnes bis Krupp, von Haniel und Reusch bis Siemens, von Schröder und Kiep bis Bosch, die nach der Reichstagswahl im November 1932, als die Nationalsozialisten an Stimmen verloren hatten, in einer gemeinsamen Eingabe den Reichspräsidenten Hindenburg bedrängt haben, nun endlich eine „vom parlamentarischen Parteiwesen unabhängige Regierung“ einzusetzen und zu ihrem Kanzler Adolf Hitler zu ernennen. Wenige Wochen später, am 30. Januar 1933, erfüllte Hindenburg diesen Wunsch.

Und Hitler zeigte sich erkenntlich: Schon wenige Wochen nach der Machtübernahme räumte er mit den inneren Gegnern auf. Das waren Gewerkschafter, Sozialdemokraten, Kommunisten, engagierte Christen und Juden.

Sie wanderten hinter den Stacheldraht der Konzentrationslager – nicht etwa Unternehmer. Es waren aber die Unternehmer, deren Macht abgesichert wurde und die sich zusätzliche Gewinnquellen erschlossen durch die Übernahme *arisierter* Vermögens.

Auch aus dieser Erfahrung haben die Gewerkschaften nach ihrer Neugründung in den Jahren nach 1945 die Lehren gezogen.

Ich erinnere daran: Die Forderung nach paritätischer Mitbestimmung hat Hans Böckler, der erste DGB-Vorsitzende, unter anderem damit begründet, daß es gelte, ein zweites 1933 zu verhindern. Nicht noch einmal sollten Unternehmer ihre wirtschaftliche Macht zu politischen Zwecken mißbrauchen.

Ja, es war der spätere hessische Ministerpräsident Georg August Zinn, der auf dem Gründungskongreß des Freien Gewerkschaftsbundes in Hessen, im August 1946, erklärte: „Eine Demokratie ohne Sozialismus ist in Deutschland nicht möglich.“

5. Die Weimarer Demokratie ging auch daran zugrunde, daß an maßgebender Stelle in Verwaltung, Justiz und Militär Leute saßen, denen die Demokratie verhaftet war. „Der Kaiser ging, die Generäle blieben“ lautete ein bekannt gewordenes Wort. Wo auch immer der Staat sich zeigte – er schlug gegen links, gegen Demokraten; die Gefahren von rechts hat er verharmlost.

Und heute?

Zum Beispiel:

Das Verwaltungsgericht Mannheim erklärte vor einigen Jahren, die NPD sei eine auf dem Boden unserer Verfassung stehende Partei. Es fragt sich, welche Verfassung die Herren Richter eigentlich gelesen haben?

Das Amtsgericht in Buxtehude hielt es für legitimen Wahlkampfstil, als die NPD mit der Parole an die Öffentlichkeit trat: „Rotfront verrecke.“

Ein Bürger Buxtehudes, der daraufhin erklärte, die NPD setze die Tradition der Nationalsozialisten fort, wurde wegen übler Nachrede verurteilt.

Die Finanzverwaltung in Stuttgart verlieh einem Verein der Angehörigen des 1. Panzerkorps der Waffen-SS die Gemeinnützigkeit.

An einer niedersächsischen Schule beging eine Lehrerin, die in ihrer Freizeit Gruppenleiterin der „Deutschen Jugend des Ostens“ ist, eine Gedenkstunde an Karl Dönitz und ließ die erste Strophe des Deutschlandliedes singen, ohne mit Reaktionen der Dienstaufsicht rechnen zu müssen; das alles sei nur eine „Kinderei“ erklärte der zuständige Staatssekretär in Hannover.

Tiefflüge von Bundeswehrpiloten bei dem Begräbnis des Nazi-Obersten Rudel wurden, wie sich inzwischen herausstellte, vom Verteidigungsministerium nicht im einzelnen untersucht.

Die Forderung, endlich die Terror-Urteile des Volksgerichtshofs für nichtig zu erklären, wird von der gegenwärtigen Bundesregierung abgetan.

Ich kann mich dem Appell des Anklägers der Nürnberger Prozesse, Robert Kempner, nur anschließen, der an den Bundesjustizminister schrieb: „Die Opfer können beanspruchen, und zwar zum 50. Jahrestag der ‚Machtergreifung‘, daß endlich eine klare bundesgesetzliche Feststellung der Nichtigkeit erfolgt.“

Der Generalbundesanwalt Kurt Rebmann wußte zum ausufernden Rechtsradikalismus nichts Besseres zu sagen als dies, er sehe „keine Gefährdung unserer Sicherheit insgesamt“. Die 33 Waffendepots in der Lüneburger Heide tat er damit ab, daß Forstmeister Lembke, der die Depots angelegt hat, „die aufgefundenen Kampfmittel gesammelt und über mehrere Jahre hinweg vergraben hat, um bei einem von ihm befürchteten Angriff (der Roten Armee) Widerstand leisten zu können“.

Generalbundesanwalt Rebmann und andere Beamte unseres Staates sollten von Zeit zu Zeit daran erinnert werden: Sie sind auf die Verfassung der Bundesrepublik vereidigt. Und diese Verfassung verpflichtet, unsere Demokratie gegen jeden Angriff von rechts, gegen jede faschistische Tendenz zu verteidigen.

Wie ist es beispielsweise zu verstehen, wenn das Amtsgericht Bayreuth vor kurzem entschied: Die Äußerung eines Gefängnisbeamten „Deutsche zum Duschen – Ausländer zum Vergasen“ sei keine Volksverhetzung?

Was ist davon zu halten, wenn in einer Berliner Polizeischule über zwei Jahre hinweg antisemitische Ausschreitungen vorkamen?

Wie kommt es, daß Justiz, Polizei und Presse kaum wahrzunehmen scheinen, daß in den letzten Jahren und Monaten im Kreise von Fußballfans faschistische Lieder und Parolen hoffähig werden?

Als der Arbeitgeberpräsident Schleyer ermordet wurde, riefen die Spitzen von Staat und Gesellschaft zu einer Schweige- und Gedenkminute auf.

Als einem faschistischen Mordanschlag auf dem Münchner Oktoberfest 13 Menschen zum Opfer fielen, geschah nichts dergleichen. Die Frage drängt sich doch auf: Lag es an den Opfern? Oder lag es am Täter?

Wir wünschen uns mehr Entschiedenheit im Kampf gegen rechts.

Die Bundesrepublik ist übrigens eines der wenigen Länder in Europa, das keine staatliche Auszeichnung für antifaschistischen Einsatz kennt.

Gegenwärtig führt ein Kollege meiner Gewerkschaft, ein Drucker, beschäftigt in einer Druckerei in Schleswig-Holstein, einen Kündigungsschutzprozeß vor

den Arbeitsgerichten. Er ist entlassen worden, weil er sich – in Übereinstimmung mit einem Beschuß unseres Gewerkschaftstages – geweigert hat, neofaschistisches Material zu drucken.

Wohlgemerkt: Andere Arbeiten hätte es genug gegeben, mit denen er hätte beschäftigt werden können. Dortige Gerichte, zuletzt das Landesarbeitsgericht Kiel, haben die Kündigung bestätigt.

Ich erkläre in aller Offenheit: Die Kündigung sowie die Arbeitsgerichtsurteile sind ein Skandal. Kein Arbeiter verkauft mit der Arbeitsaufnahme zugleich seine politische Gesinnung. Kein Unternehmer erhält einen Freibrief, von Beschäftigten auch noch zu verlangen, daß sie mit ihren eigenen Händen an der Verbreitung faschistischen Gedankenguts mitwirken.

Da berufen sich KZ-Aufseher und SS-Schergen in Strafgerichtsverfahren auf Befehlsnotstand – das Landesarbeitsgericht Kiel geht her und schafft in unserer Zeit die Grundlagen für einen neuen Befehlsnotstand.

Das Bundesarbeitsgericht ist aufgerufen, dieses Skandalurteil aus der Welt schaffen zu helfen.

Ja, wir meinen: Der Drucker-Kollege hätte keine Kündigung verdient; er verdient das Bundesverdienstkreuz.

Es hat eine lange Tradition, von der Weimarer Republik bis in unsere Tage hinein: Die, die dazu berufen wären, die Demokratie zu verteidigen, zeigen sich blind gegenüber den Gefahren von rechts.

Allzuoft lassen sie die Verfassung zu einer Hausordnung für das Kapital verkommen. Wie anders ist es zu verstehen, wenn Faschisten geduldet, antifaschistischer Widerstand mit Entlassung bestraft wird . . .

. . . und zur gleichen Zeit Einstellungsbehörden und Disziplinaranwälte Kommunisten, Marxisten, ja Pazifisten und linke Sozialdemokraten mit der Keule des Berufsverbots verfolgen?

All diesen Tendenzen gegenüber betonen wir: Unser Grundgesetz hat einen antifaschistischen, nicht aber einen antisozialistischen Auftrag. Wenn unserer Demokratie in der Vergangenheit und heute Gefahr drohte, so von rechts und nicht von links.

Doch wieder einmal richtet sich die staatliche Überprüfungspraxis gegen diejenigen, die schon einmal Opfer staatlicher Verfolgung waren, nämlich nach 1933. Nein, unsere Demokratie wird so lange nicht mit Leben erfüllt sein, solange dieses Krebsgeschwür der Berufsverbote nicht überwunden ist.

6. Vor beinahe zehn Jahren putschten die Generäle in Chile. Kaum war die Junta an der Macht, da floß das Geld aus dem Ausland – das man zuvor der demokratischen Regierung Allende verweigert hatte. Ein Untersuchungsausschuß der UNO hat festgestellt, daß Investitionen und Entwicklungshilfe westlicher Staaten sich innerhalb weniger Monate verdoppelt haben. Unternehmer und Banken müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, daß ihnen faschistische Diktaturen kreditwürdiger sind als demokratische Regierungen, die soziale Reformen verwirklichen.

Dasselbe Bild wiederholte sich vor wenigen Jahren im Verhältnis zur Türkei. Kaum war das faschistische Regime an der Macht, da flossen Wirtschafts- und Militärhilfe – die man kurz zuvor dem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Ecevit verweigert hatte. Die Beispiele dieser Art ließen sich vermehren.

*Wir klagen an* die Leichtfertigkeit, wie faschistische Regierungen in den Salons demokratischer Wohlstandsgesellschaft aufgenommen werden. Wer derartige Regierungen als Gesprächspartner oder Wirtschaftspartner anerkennt, der wundert sich nicht, wenn im Volke der Abscheu vor faschistischen Diktaturen nachläßt.

7. Wir müssen seit Jahren ein Wiederaufleben des Kalten Krieges feststellen. Gigantische Rüstungsprogramme werden ins Werk gesetzt. Neue Massenvernichtungsmittel werden entwickelt und angeschafft; unser Land steht vor der Verwirklichung des sogenannten Nachrüstungsbeschlusses – der unsinnigsten und gefährlichsten Entscheidung, die das westliche Militärbündnis je gefällt hat.

Anstelle der von Willy Brandt vor 15 Jahren eingeleiteten Politik der Verständigung und Aussöhnung ist wieder eine Politik der Stärke getreten. Als ob Raketenprogramme, der Einstieg in eine neue Generation von Atomwaffen, unsere Sicherheit erhöhen würden! Als ob wir unser Land verteidigen könnten, wenn die Menschheit Europas binnen weniger Stunden in Zukunft nicht 10mal, sondern 15mal getötet werden kann! Gleichzeitig macht sich militärisches Denken breit.

Da konnte vor drei Jahren der damalige stellvertretende Chefredakteur des Münchener Merkur, Herr Tross, aus Anlaß der Revolution im Iran schreiben: „Man sollte den Öl-Erpressern das Handwerk legen. Es müßte das Ziel des Westens sein, die Ölfelder zu besetzen, um dann die Fördermengen so zu regulieren, daß das Öl für alle reicht.“

Unser Grundgesetz gebietet: „Handlungen, die geeignet sind, und in der Absicht vorgenommen werden, das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören, insbesondere die Führung eines Angriffskrieges vorzubereiten, sind verfassungswidrig. Sie sind unter Strafe zu stellen.“ Doch die Staatsanwaltschaft sah keinen Anlaß, den Fall aufzugreifen und den Verfasser zur Rechenschaft zu ziehen.

Gefährlicher noch scheinen mir Tendenzen der Militarisierung unseres öffentlichen Lebens zu sein, wie sie sich namentlich in öffentlichen Rekrutenvereidigungen niederschlagen.

Ich erkläre unumwunden: Wenn es denn nötig ist, daß Rekruten zu Beginn ihres Dienstes einen Eid ableisten, so soll man dieses militärische Spektakel jedenfalls nicht auf Straßen und Marktplätzen veranstalten. Damit bewirkt man nicht etwa einen Beitrag zur Demokratisierung der Bundeswehr, sondern umgekehrt zur Militarisierung der Gesellschaft. Wenn denn schon vereidigt werden muß, so empfehlen wir, mit den jungen Soldaten die Stätten der ehemaligen Konzentrationslager aufzusuchen und frühere KZ-Häftlinge, Widerstandskämpfer und Antifaschisten zu den Rekruten sprechen zu lassen. Immerhin sind dies Kronzeuge der Freiheit, die zu verteidigen zum Auftrag der Bundeswehr gehört.

8. Auf dem Hintergrund der wirtschaftlichen Krise gedeihen wieder einmal Parolen, die im Grunde darauf hinauslaufen, Sündenböcke vorzuführen, statt die wahren Ursachen der Arbeitslosigkeit zu benennen.

Früher waren es die Juden, heute drohen es die Ausländer zu werden. Da gibt es Wissenschaftler, die allen Ernstes Theorien über die angebliche Überfrem-

dung des deutschen Volkes entwickeln und verbreiten. Übrigens Wissenschaftler, die bis heute wohlbestallte Professoren an Universitäten sind, z. B. in München und in Heidelberg. Da finden sich neo-faschistische Gruppen, die Parolen vom Ausländerstopp verbreiten. Und da ist die Bundesregierung mit einem „christlichen“ Innenminister dabei, z. B. den Zuzug ausländischer Kinder zu begrenzen: Kinder, die älter als 6 Jahre sind, sollen nicht mehr zu ihren hier lebenden Eltern nachreisen können. Wohlgemerkt, damit sind nicht etwa die Kinder japanischer oder amerikanischer Manager gemeint, sondern die Kinder türkischer Arbeiter.

Und verantwortlich für solche Pläne ist dieselbe Regierung, die noch vor wenigen Monaten die Verfassung und das Grundrecht auf Schutz der Familie bemühte, um das sogenannte Ehegatten-Splitting, also ein Steuerprivileg für Reiche, zu erhalten.

Man sieht, das Bekenntnis zur Ehe und Familie verfängt bei bestimmten christlichen Politikern nur dann, wenn es darum geht, für Spitzenverdiener Pfründe zu erhalten.

Gegenüber derartigen Tendenzen an Ausländerfeindlichkeit können wir als Gewerkschafter gar nicht laut genug und oft genug wiederholen: Die ausländischen Kollegen sind seinerzeit von bundesdeutschen Unternehmern gerufen worden. Sie haben hier gearbeitet und arbeiten noch hier und tragen zu unserem allgemeinen Wohlstand bei. Sie sind unsere Kolleginnen und Kollegen. Sie haben dasselbe Recht auf Arbeit, das gleiche Recht auf berufliche Bildung, dasselbe Recht, an unseren gesellschaftlichen Einrichtungen teilzunehmen, wie deutsche Arbeiter und Angestellte und deren Kinder!

9. Wer aus der Geschichte nicht lernt, ist dazu verurteilt, sie zu wiederholen. Dabei dürfen wir auch die Augen nicht vor den eigenen Fehlern verschließen. Allzu lange haben Gewerkschaften und Arbeiterparteien der Weimarer Republik die Politik des Sozialabbaus toleriert oder jedenfalls nicht entschieden genug bekämpft.

Da fand die These Verbreitung, daß alles, was an reaktionärer Gefahr aufziehe, sich gleichsam von selbst erledigen werde. „Der Spuk ist bald vorbei“, war ein verbreitetes Wort. Oder man paßte sich an und wich schrittweise zurück in der illusionären Hoffnung, die Zeiten würden sich von selbst zum Besseren wenden.

So konnte es geschehen, daß die Regierungen Brüning, Papen und Schleicher von Notverordnung zu Notverordnung den sozialen Besitzstand abbauten. So konnte es geschehen, daß die Arbeiterbewegung gelähmt dastand, als gegen Recht und Verfassung im Sommer 1932 die preußische Landesregierung abgesetzt wurde. So konnte es geschehen, daß die Gewerkschaften auch in den Betrieben und in der Tarifpolitik über Jahre hinweg stillgehalten haben, auch hier in der Hoffnung, es werde sich alles von selbst wieder bessern.

Erst spät, zu spät, im Herbst 1932, zeigte sich erstmals wieder gewerkschaftlicher Widerstand. Auch heute müssen wir uns selbstkritisch fragen, ob wir als Gewerkschaften nicht bereits seit langem zu halbherzig, zu unentschlossen die Stirn bieten, gegenüber einer Politik, die immer unverhohlen den sozialen Besitzstand abbaut, um den Unternehmern und den Reichen noch mehr zu schenken.

Wir wissen, daß es in Zeiten wachsender Arbeitslosigkeit schwer ist, gewerkschaftlichen Widerstand aufzubauen. Die Angst um den Arbeitsplatz, die Resignation greift um sich, heute wie vor 50 Jahren.

Dennoch gibt es zahlreiche Beispiele, daß trotz aller Einschüchterungen die Arbeiterschaft zum Widerstand bereit ist, wenn sie nur gerufen wird. Ich glaube eher, der Untergang von Demokratie und Arbeiterbewegung vor 50 Jahren liegt weniger darin, daß die Arbeiter nicht zu kämpfen bereit waren; sie liegt eher darin, daß die Führung sie nicht gerufen hat.

Noch ein zweites kommt hinzu. Im Jahre 1919 schrieb Rudolf Hilferding: „Am 9. November (1918) hat das Proletariat die politische Gewalt erobert gehabt. Die Spaltung hat verhindert, daß es von seinem Sieg Gebrauch machen konnte. Statt der proletarischen Einheitsfront gegen den gemeinsamen Feind, den Kapitalismus, begann der Kampf des Proletariats untereinander.“

Da haben im vergangenen Jahr zahlreiche Schriftsteller, Theologen, Wissenschaftler und Gewerkschafter, auch ich selbst und mehrere Vorstandskollegen unserer Gewerkschaft, zu Kundgebungen aus Anlaß des 50. Jahrestages der nationalsozialistischen Machtergreifung aufgerufen. Den Aufruf haben auch Kommunisten unterzeichnet. Dies war Anlaß für antikommunistische Ausfälle in der Presse, aber auch für Belehrungen seitens einzelner Gewerkschafter. Ich erkläre dazu mit allem Nachdruck: Die Einheit gegen die Rechtsentwicklung und die Geschlossenheit gegenüber der politischen Reaktion, und zwar über die Partegrenzen hinweg – dies ist der bleibende Auftrag aus unserer Niederlage unter dem Faschismus. Wer das ausgerechnet beim Gedenken an den 30. Januar 1933 in Frage stellt, der gefährdet nicht nur die Einheitsgewerkschaft und schwächt die Arbeiterbewegung – der verhöhnt die Opfer des Faschismus.

Hüten wir uns, die Fehler der Vergangenheit zu wiederholen. Das gilt erst recht in Zeiten, die mehr denn je gewerkschaftliche Gegenmacht und Einheit erfordern, und zwar auf allen Ebenen.

Wenn uns dies gelingt, nämlich unsere Einheit zu verteidigen, Entschlossenheit in der Abwehr antidemokratischer Kräfte zu entwickeln und der Politik des Sozialabbaus und der Reaktion Widerstand entgegen zu setzen, so ist mir um unsere Demokratie nicht bange.

Elisabeth Gergely  
Brief aus Ungarn

Es sind bereits Jahre vergangen, liebste Jane, seit jenem wundervollen Sommerabend, als wir am Tische des kleinen Gasthofes der Via Appia – gedeckt mit kariertem Tafeltuch und vollbeladen mit Speisen und Getränken – zu fünf gesessen haben. Du hast die rosaroten Muscheln mit geübter Hand einzeln meinem Mann in den Mund gesteckt – er aß eigentlich ungern Muscheln und sonstige „Meerfrüchte“, konnte nur dem Zauber deiner Jugend, deiner Schönheit und Anmut nicht widerstehen –, dann aber wandtest du dich unerwartet zu mir mit der Frage:

– Sag mal, wie kannst du denn sorglos am gleichen Tische mit mir sitzen und mit mir essen, und überhaupt: meine Freundin sein, deren Vater – und auch mit meiner Mutter, deren Ehemann ein Mitglied der Nazipartei war? Deine Mutter, die noch immer schöne Blondine mit flaumigem Teint, die ebenfalls zu Besuch bei euch in Rom war, wo ihr beide – dank dem Stipendium Hans-Jürgens – das Jahr verlebt habt, blickte erschrocken erst dich, dann mich und auch Béla an, und sagte:

– Mein Mann hat ja nichts getan, das weißt du doch wohl, Jane, nichts Übles verschuldet. Er mußte doch der Partei beitreten, hätte sonst nicht mehr Kreisveterinär bleiben können. Es war ja eine Jüdin meine beste Freundin, und wir haben niemals . . .

Und du, die du auch diesmal – wie eben meistens – etwas mehr genippt hast als du vertragen kannst, hast, wie uns schien, deine geliebte und vertraute Mutter haßerfüllt angefahren, die vor ein paar Minuten taktvoll verhohlen, unterm Tisch, einige Banknoten dem Schwiegersohn hingesteckt hatte, denn Hans-Jürgens schriftstellerisches Einkommen reichte freilich kaum aus zu jenem Abendessen auf der Via Appia.

– Ihr habt aber schon gewußt damals, was alles geschieht! Gewußt habt ihr, daß man deine Freundin verschleppt hat! – schriest du überlaut, daß alle Leute an den benachbarten Tischen aufhorchen mußten. – Und ihr habt nichts getan! Nicht einmal versucht, sie zu retten!

Dein sonst rosiges, dem eines pausbackigen Englein ähnelndes Gesicht wurde puterrot, die großen braunen Augen blitzten haßsprühend, den auf die Schulter fallenden Katarakt deiner blonden Haare überzog das Licht der Kette bunter Glühlampen mit einer rötlichen Tönung. Hans-Jürgen saß wortlos, betrachtete dich etwas müde und etwas traurig, mit nachsichtsvollem, jedoch schon ein wenig ermattetem, liebevollem Blick, sich – wie fast jederzeit – in den Rauch seiner Pfeife einhüllend.

Du starrrtest mich gleichsam durchdringend an, als wolltest du meine Gedanken, meine Gefühle erforschen, das, was ich nunmehr auszusprechen beabsichtigte. Vor angespannter Aufmerksamkeit schwollen deine ohnehin ungemein roten Lippen zu tiefroten Halbkugelchen an. – Ich nur, Onkel Béla! – sprachst du, und reichtest Béla auf deinen rotlackierten Fingerspitzen eine Muschel, dein Blick galt aber nicht ihm: mich hast du angestarrt.

Ich wollte dir antworten, ich mußte es tun. Was hätte ich aber sagen können, dir, den anderen, auch mir selbst? Ohne Geschichten zu erzählen, welche die

Seele aufwühlen, ohne mich in Details einzulassen. Es war ja unser Abschiedsabend in Rom – dachte ich mir; nein, den will ich keineswegs verderben, nicht für mich selbst, will kein Mitleid erwecken, will nicht rührselig werden.

Aber, noch bevor ich etwas sagen konnte, hast du aufs neue das Wort ergriffen, Jane, mit einer weiteren Frage an mich:

– Und sag mir, nach all dem was dir zugestoßen ist, nachdem du Auschwitz erlebt, das Ende deiner jüngeren Schwester mitangesehen hast, und deine Mutter mußte die achtzehnjährige Tochter begraben – und überhaupt nach all dem, was das KZ bedeutet hat: wie kannst du dich Zeit deines Lebens mit der Übertragung von deutschen Büchern ins Ungarische beschäftigen? Wieso ekelt dich nicht all das an, was sich deutsch nennt? Wieso kannst du unsere Freundin sein und auch die von anderen, ich weiß ja, daß du in der Bundesrepublik und in der Zone Freunde hast?

– Schau mal – sagte ich dir damals. – Es graute mir, seitdem ich denken, fühlen kann, seitdem ich überhaupt bei vollem Bewußtsein bin, vor jeglicher Form der Verallgemeinerung. Und nach den elf Monaten, die ich in Auschwitz und nachher in kleineren Konzentrationslagern zu verleben hatte, wurde diese meine Überzeugung noch fester. Ja, einmal, wenn wir Zeit dafür haben werden, wenn ihr nächstens nach Budapest kommt zu uns, oder wir wieder nach Italien kommen und euch besuchen in eurem Häuschen am Gardasee, um die hundert Ölbäume zu beschauen – ja, dann will ich es dir erzählen, was für Menschen ich damals kennenlernen konnte, im letzten Kriegsjahr unter deutschen Arbeitern und Beamten und Ingenieuren, in einem aus Berlin evakuierten Betrieb für die Erzeugung von Flugzeugteilen. Kurz: ich will dann schon von meinen positiven Erlebnissen erzählen.

Es kam aber nicht mehr zum geplanten Zusammentreffen. Das Bauernhäuschen, das weißtunchte am Ufer vom Gardasee, konnten wir nicht mehr sehen. Aus Hans-Jürgens wunderschönem, *Im Garten der Gefühle* betiteltem Roman erfuhr ich bloß, was wir bereits damals, unten in Rom ahnen, fühlen konnten, daß ihr euch dort, an jenem elysäisch schönen Ort, voneinander entfernt habt, endgültig, aber eurem Töchterlein Katharina zuliebe noch eine Zeitlang beisammen geblieben seid, wund, euch selbst und den anderen marternd, peinigend. Ich weiß wohl, daß Hans-Jürgen in München lebt, nicht allein, sah die Gefährtin, die Lebensverhältnisse, die ihm Ruhe und Sicherheit zu bieten vermochten. Von dir dagegen weiß ich nichts, weiß nicht, wo du lebst, wie es dir erging. Aber die Antwort bin ich dir schuldig, dir und denjenigen, die damals noch gar nicht lebten, oder aber zur Zeit der Naziherrschaft und des Zweiten Weltkriegs ganz kleine Kinder waren, und sich dessen ungeachtet verantwortlich und rechenschaftspflichtig fühlen, jeder nach seiner eigenen Art. Vör allen Dingen schulde ich jedoch jenen Menschen, die in diesem Brief erwähnt werden, deren man aber in Büchern, Zeitungsartikeln und anlässlich feierlicher Jahreswenden nicht zu gedenken pflegt, Antwort.

Aus einem der Hauptstadt benachbarten Dorf gelangten wir – meine Mutter, meine achtzehnjährige Schwester und ich – Anfang Juli 1944 nach Auschwitz, genauer gesagt: in das C-Lager von Birkenau. Ich will darüber, was ich dort zu erleben hatte, jetzt nicht berichten. Die gleichsam überwirklichen, alle menschlichen Vorstellungen übersteigenden Greuel der dort verlebten drei

Monate gehören nicht zur Antwort, die ich auf deine Frage geben will. Nein, es gab in jenem Zeitabschnitt – abgesehen von den dort entstandenen Beziehungen, von den flüsternden, auf den bloßen Brettern der Pritschen geführten Gesprächen, über Zuhause, über Familie, Bücher, Verse, Musik, abgesehen vom Heraufbeschwören des Geschmacks heimischer Speisen – nein, es gab damals keine menschlichen Augenblicke. Was wir erleben mußten – lag jenseits der Realität. Und was könnte ich schon darüber sagen, was bereits so viele und so viele Male erzählt und beschrieben haben? Eines aber will ich dir erzählen, damit du eine Vorstellung von meinem persönlichen Erlebnis erhältst: Einmal, nach dem üblichen, berüchtigten Desinfektionsduschbad von Auschwitz, gingen die Kleidungsstücke aus, welche die allmächtigen Capos den nackt vorbeiziehenden Häftlingen, je ein Stück wahllos hinschmissen. Meine Schwester und ich, die als letzte an die Reihe kamen, erhielten für uns beide ein einziges Plaid, und zwei Wochen lang standen wir so – gleichsam zusammengewachsen – beim Zählappell im kühlen schlesischen Morgen grauen drei, vier, manchmal sogar fünf Stunden. Und so saßen wir tagsüber müßig auf dem Lehm Boden des Lagers, den Rauch des Krematoriums anstarrend, dessen Gestank einatmend, so verrichteten wir unsere Notdurft und so verbrachten wir vierzehn Nächte auf der obersten – dritten – Stufe einer Pritsche des Blocks Nummer 31, bis unsere Mutter von ihrem gefahrvollen Weg zurückkehrte. Denn sie schlich – so oft es nur möglich war – im Schutze der finsternen Nacht aus der Bracke zum nahen Müllgraben, und stahl faule Kartoffeln, oder auch bloß Kartoffelschalen, die wir dann zu dritt verspeisten. Es wäre nachher gut gewesen ein wenig zu schlafen, zumindest ein paar Stunden, aber um diese Zeit, gegen Mitternacht etwa, begann die im wahrsten Sinne des Wortes bis zur völligen Erschöpfung währende Heulerei einer unserer Gefährtinnen, eines schönen jungen Mädchens aus Großwardein. Sie schrie ununterbrochen in die von Seufzern, Gewimmer erfüllte Nacht, mit gedehnter monotoner Stimme zwei Namen: Fräulein Dela! Fräulein Luscha! – die Namen der „Lagerältesten“, beziehungsweise der „Blockältesten“. Fräulein Dela war eine kleine slowakische Jüdin, wohnte seit Jahren im Lager, wo auch sie – wie die meisten derjenigen, die auch nach so langer Zeit noch am Leben geblieben waren – roh, unmenschlich wurde. Sie stand in bezug auf Grausamkeit und Sadismus kaum hinter den SS-Aufsehern zurück. Fräulein Luscha war eine bildschöne, herrlich gewachsene, herrische Polin – das SS-Personal setzte ausschließlich schöne und junge Weiber in solche hohe Funktionen ein, sie war aber keine Sadistin, schrie nicht, prügelte und erniedrigte die Häftlinge nicht. Das irrsinnig gewordene junge Mädchen schrie ihrer beiden Namen jede Nacht stundenlang, und schlug dabei gleichsam rhythmisch mit ihrem Kopf die Bretter der Pritsche, während dessen ihre Mutter und die beiden Schwestern sie zu beschwichtigen suchten, erst mit lieben Worten, Streicheln, Zureden, später aber nicht selten auch mit Ohrfeigen.

Genug davon. Ich erzählte es einzig und allein, um dich ins Bild zu setzen darüber, wovon wir am 7. Oktober 1944, an meinem dreißigsten Geburtstag befreit wurden. Am Morgen wurden beim Appell zweihundert Frauen von den in Fünferreihen stehenden Häftlingen abgezählt, und auch wir

waren unter ihnen. Man ließ uns – ein Stück Brot und eine Scheibe Streichwurst in der Hand – sofort in Richtung auf den Weg gehen, der die einzelnen Lager voneinander trennte, abgegrenzt mit stromgeladenem Stacheldraht. Tagtäglich sah ich, erfuhr ich, wie viele, viele Gefährtinnen und Freundinnen diesen Weg gingen, ihren letzten Gang ins Krematorium. Wir gingen alle Zweihundert wortlos, blickten einander gar nicht mehr an. Ich fühlte nichts, ich hatte keine Gedanken. Erstarre Leere gewann die Oberhand über mein Bewußtsein.

Auch dann blieb es so, als wir den Bau der Gaskammer betraten, wo man uns befaßl, unseren ganzen Anzieh-Kram auszuziehen und das Schuhwerk – es waren noch die von Zuhause mitgebrachten Schuhe – mit zwei Fingern der rechten Hand zu halten. Darauf trieb man uns in einen Raum, in einen Saal mit Zementstufen, an allen vier Seiten von der Decke bis hinunter zum Zementboden, gleich Tribünen. Ein SS-Mann ließ uns niedersitzen, entfernte sich dann und verschloß hinter sich den Eingang. Dort saßen wir, zweihundert splitternackte Frauen mit fast angehender Eton-Frisur – denn die Haare begannen an den kahl geschorenen Schädeln der meisten rasch und üppig nachzuwachsen – in einer Hand das Brot mit der Streichwurst, in der anderen ein Paar Schuhe, sprachlos, regungslos, mit eher stumpfen als starren Gesichtern, einander nicht einmal zufällig anblickend, nirgendshin schauend, an nichts denkend, an niemand, nichts und wieder nichts fühlend.

Ich weiß es nicht, wie lang es gedauert hat. Es erschien uns allen – wie es sich nachher herausgestellt hatte – als lange Zeit, wir glaubten, es seien Stunden, obwohl möglicherweise kaum mehr als eine Viertelstunde oder eine halbe Stunde vergangen war. Dann hat man die Tür geöffnet, wir durften hinausgehen, jede von uns erhielt ein Stück Gewands, und schon ließ man uns zur Station gehen, in die Viehwagen. Was man mit jenem Zwischenakt beabsichtigte, ob es sich bloß um einen geistreichen Spaß der SS-Aufseher handelte, oder aber ob man uns faktisch vernichten wollte, aber der Personalstand des Transportes nicht vollzählig war und mit uns ergänzt werden sollte – das konnten wir nie erfahren. Die Erleichterung, die Freude über das Entrinnen des Todes – all das kam in unserem Bewußtsein auf. Empfinden konnten wir damals kaum mehr.

Am 7. Oktober 1944, an meinem dreiundzwanzigsten Geburtstag, brachte man uns – mich, meine Mutter und meine achtzehnjährige Schwester – aus Birkenaus C-Lager weg, in das andere, etwa drei bis vier Kilometer entfernt von einer Gemeinde namens Mittelstein, wo sich insgesamt vierhundert Frauen zusammenfanden: zweihundert Ungarinnen und zweihundert aus Polen. Von hier aus gingen wir ins Dorf an die Arbeit, in eine Fabrik, die man zwecks Herstellung von Flugzeugteilen in einem früheren Kloster untergebracht hat. Der Großteil der Arbeiter, Ingenieure und Beamten bestand aus Berlinern, die man zusammen mit dem Werk für die Dauer des Krieges dorthin verlegt hat; es arbeiteten aber auch zahlreiche ortsansässige Leute in dem Betrieb, des weiteren französische, belgische, niederländische und luxemburger Spezialarbeiter und Ingenieure, die – weil sie Christen waren – sich frei im Dorfe bewegen durften, und selbst im Bereich des Werkes nicht unter der unausgesetzten Aufsicht der SS standen.

Wir jüdischen Häftlinge waren in den ersten Wochen alle mit dem Bau eines Luftschutzbunkers beschäftigt, nachher teilte man uns in die einzelnen Werkstätten ein. Meine Schwester Kati hat bereits unterwegs auf der dreitägigen Reise von Auschwitz nach Mittelstein – die wir selbstverständlich im Viehwagen machen mußten – gefiebert, gehustet, an Schüttelfrost gelitten. Mäntel hatten wir keine, auch keine Unterwäsche, jede von uns hatte bloß jenes einzige Kleidungsstück an, das man ihr vor dem Abtransport aus dem riesengroßen Ballen hingeworfen hatte; wir überstanden die Reise ohne Decken, ohne Wasser, mit hundertfünfzig Gramm Brot pro Tag und der nach Sägemehl schmeckenden Streichwurst. Im Begleiterabteil jeden Waggons bewachte ein SS-Mann die Gefangenen. Unser Wächter war ein Bauernbursche, etwa zwanzig bis zweihundzwanzig Jahre alt, weiß nicht woher er kam, er sprach jedenfalls einen anfangs für mich schwer verständlichen Dialekt. Als dieser primitive SS-Mann merkte, daß meine Schwester fieberte, gab er uns seine beiden Decken, deckte sogar Kati selbst zu, sorgsam, fast zärtlich, und so oft der Zug auf einer Station hielt, stieg er aus und brachte ihr in seiner Feldflasche Wasser. Einmal übergab er mir sogar etwas geheimtuerisch die Feldflasche und hieß mich kosten. Die Feldflasche war mit frisch schäumendem, kühlem Bier gefüllt.

In einer kalten, finsternen Nacht sind wir in Mittelstein angekommen. In Fünferreihen marschierten wir von der Eisenbahnstation ins Lager. Der junge SS-Mann, der uns im Viehwagen bewacht hat, nahm unterwegs meine Schwester bei der Hand, denn in der Finsternis konnten ihn seine Kameraden nicht sehen, und tröstete sie die ganze Zeit: der Krieg wird nicht mehr lange dauern; er bat um unsere Budapester Anschrift, notierte sich den Namen meines Bräutigams, der damals mit falschen Personalpapieren gelebt hat, damit er ihn benachrichtigen könne: er traf uns ab und zu, und wir waren noch zu dritt beisammen und kamen aus der Hölle Auschwitz fort.

Ich erwähne dieses extreme Beispiel – Jane – als eine alleinstehende Ausnahme. Auch so etwas konnte vorkommen, aber jener Bauernbursche war der einzige unter allen SS-Soldaten – die als unsere Kommandoführerinnen und Aufseherinnen fungierenden, im Sadismus schwelgenden Weiber miteinbezogenen –, in dessen Innerem man einen Keim der Menschlichkeit zu entdecken vermocht hat.

Man teilte mich zuerst einer Maschine der Fabrik zu, neben eine ukrainische Arbeiterin. Ich sollte mit der Maschine winzig kleine Kupferschrauben herstellen, deren Durchmesser haargenau auf Millimeter zu stimmen hatte. Da ich aber keinen Sinn für Technik habe und noch dazu überaus ungeschickt bin, entsprach folglich – trotz aller Anstrengung – kein einziges Stück der vorgeschriebenen Abmessung. Die ukrainische Meisterin war streng und unfreundlich und milderte meine alltäglich acht Stunden währende Qual mit keinem einzigen guten Wort. Du kannst dir also vorstellen, daß es für mich wie eine Erlösung war, als gegen Ende November eine SS-Aufseherin zu mir kam mit der Frage, ob eine von uns französisch könne? Ich verstehe französisch –, gab ich zur Antwort, in der Hoffnung, daß ich vielleicht die Dolmetscherin zu machen hätte, und ich dann für ein paar Stunden, oder auch für ein paar Tage von den verhaßten Schräubchen loskommen könnte. Denn sie wollten nicht

nur nicht gelingen, sie fielen auch zu Boden, als ich den Durchmesser mit dem Kalibreur kontrollieren wollte, und ich konnte sie in der riesigen Halle der Werkstatt nicht mehr finden.

Es stellte sich bald heraus, daß es sich nicht um Dolmetscherdienste handle. Kriegsbeute, ungeheure Mengen wertvoller Geräte trafen aus Frankreich, aus Besançon ein, dazu ein Bestandsverzeichnis mit Benennung und technischen Kennzeichen der einzelnen Geräte, selbstverständlich in französischer Sprache zusammengestellt. Dieses Verzeichnis sollte ins Deutsche übersetzt werden. Soviel verriet die Aufseherin, während sie mich hinaufführte in die Kanzlei und mich dem Kanzleivorstand übergab, einem Herrn Zahn. Der Vorstand war ein hagerer, magenkrank aussehender, glatzköpfiger Fünfziger, ein Hagestolz aus Berlin, Chef von drei deutschen Beamten, von einem holländischen und einem luxemburgischen Ingenieur und einem hinkenden, sommersprossigen Halbwüchsigen, der die Funktion eines Amtsdieners zu erfüllen hatte. Als sich die Aufseherin entfernt hat, teilte ich Herrn Zahn sofort mit, daß ich nicht einmal die ungarischen Bezeichnungen jener Geräte kenne, von den deutschen Namen gar nicht zu reden, aber ich könnte die Arbeit vielleicht mit Hilfe eines französisch-deutschen technischen Wörterbuches leisten. Herr Zahn blickte zu mir herüber, fragte nach meinem Namen. Er überlegte kurz und sagte dann: Fräulein Elisabeth, Sie bleiben hier im Büro. Sie bekommen einen Schreibtisch, Papier und Schreibzeug. Die Hauptsache ist, daß Sie, wenn einer von jenen hereinkommt, etwas schreiben. Es ist mir schnuppe, was Sie schreiben. Und über Ihre Arbeit haben Sie einzig und allein mir Rechenschaft abzulegen. Alles andere ist meine Sache. Verstanden?

Dann stellte er mich den anderen vor: dem Fräulein Gödel und dem Fräulein Martens, die Berlinerinnen waren, der ortsansässigen Frau Rosenbaum, Herrn Faber, dem holländischen, und Herrn Freising, dem luxemburgischen Ingenieur, schließlich auch Hans, dem sommersprossigen Jungen. Dann zeigte er mir meinen Schreibtisch.

Und von da an war ich – zuwenigst in den acht Stunden des Tages – nicht mehr Nummer 64042, eine Nummer, die auf ein Stückchen gelbes Leinen gedruckt, an meinen Mantel und mein Kleid angenäht war. Ich hatte wieder einmal einen Namen, wurde wieder ein Individuum. Ich saß also vor dem Schreibtisch, den man so hingestellt hatte, daß die anderen in einem ziemlich weiten Halbkreis hinter mir saßen; saß dort in meinem etwas zu lockeren und langen blaugrauen Rock – wer weiß wo, in welchem Land und überhaupt wer ihn früher angehabt hat! – und in meiner blau-rot-weißen, oben hoch zugeknöpften Strickjacke. Das war meine Garderobe, ergänzt mit einem Glockenmantel mittelblauer Farbtönung, den man vorn mit einem Gürtel zusammenziehen konnte und der sogar einen abgewetzten Pelzkragen hatte. Als Fußbekleidung hatte ich – wie alle – die bis über die Knöchel reichenden Schnürschuhe aus Leinen mit Holzsohlen, ohne Strümpfe. Und von jenem Tag an saß ich ganze acht Stunden in der sauberen und warmen Kanzlei, und schrieb. Alles habe ich aufgeschrieben, was mir eingefallen ist: eine Unmenge von Briefen habe ich geschrieben, meinem Bräutigam, meinem Vater, meinen Freunden daheim und denjenigen, die in Auschwitz geblieben sind und von denen ich mich schweren Herzens trennen müssen. Ich schrieb die Verse ab, die mir die liebsten waren, vor

allen Dingen solche von Endre Ady, deren Übertragungen auch dir bekannt sind, Jane. Und täglich ging gegen zehn, elf Uhr jemand an meinem Schreibtisch vorbei, worauf ein kurzes Doppelklopfen hörbar wurde, und als ich aufschauete – begegnete mein Blick dem eines Mannes von etwa sechzig Jahren. In den ersten Tagen blieb es dabei: zweimaliges Klopfen auf der Tischplatte, darauf blickten wir einander an, ein bejahrter Arbeiter betrachtete mich, mit ernster Miene zwar, aber in seinem Mundwinkel und in den Augen spielte ein warmes, ermunterndes Lächeln. Einige Tage später befand sich nach dem doppelten Klopfen ein in Seidenpapier eingewickeltes Miniaturbrötchen von Kriegsabmessung auf der Tischplatte, mit Kunstbutter bestrichen und darauf eine Scheibe Aufschnitt. Der Mann hieß Hermann Altmann, war Werkführer in der Bohrerei. Das Brötchen, wie auch später jeden Bissen, den ich von meinen dortigen Freunden erhalten hatte, nahm ich mit ins Lager für Kati, die nicht mehr in die Fabrik kommen konnte. In den ersten Wochen konnten wir sie – meine Mutter und ich – auf beiden Seiten umfassen, ihren Mantel mit Zeitungspapier ausfüttern, damit es wärmer würde – wir wollten nicht, daß sie sich krank melde, es verbreitete sich nämlich das Gerücht, daß man die Kranken nach Auschwitz rücktransportieren würde . . . Das ging aber nicht mehr. Sie hatte hohes Fieber, und wir wußten, der daheim vor kurzem aufgetretene tuberkulöse Prozeß hat sich erneuert. Sie vermochte sich kaum mehr auf den Beinen zu halten, lag im sogenannten Krankenzimmer des Lagers.

Herr Zahn und die anderen, alle, die dort in der Kanzlei tätig waren, erbrachten den Beweis für den höchsten Grad – ich will es beim Namen nennen – für die edelste Art des selten anzutreffenden menschlichen Taktgefühls. In der Art und Weise wie sie mich behandelten, wie sie zu mir sprachen, war keine Spur von Herablassung, nicht der leiseste Hauch unerträglicher Wohltätigkeit. Sie wollten mich nicht beglücken damit, daß sie mich als Menschen behandelten, daß sie mich bedauerten, es war niemals belastend ihre Hilfe entgegenzunehmen. Es war für sie natürlich, mich Fräulein Elisabeth zu nennen, wie auch ich sie mit „Fräulein Gödel“, „Herr Zahn“ und so weiter anredete. Sie fanden es natürlich, daß auch sie über ihr eigenes Leben mit mir sprachen, es blieb nicht dabei, daß sie mich nur ausgefragt hatten, wer ich bin, woher ich komme, wie ich daheim lebte, wo mein Vater ist, mein Bräutigam? Aber nicht einmal dort, unter jenen wundervollen Menschen vermochte ich die Untätigkeit zu ertragen, genauer gesagt, die sinnlose Scheintätigkeit. Ich hatte nichts mehr zu schreiben, es fiel mir nichts mehr ein, und auch die Angst kam mehr und mehr in meinem Innern auf, daß eine der Aufseherinnen kommen könnte, vielleicht gar die einer Operettenprimadonna ähnelnde Kommandoführerin höchst persönlich, um zu kontrollieren, wie weit ich in der Katalogisierung gekommen bin. Ich sagte es Herrn Zahn, daß ich es nicht mehr aushalten kann, daß ich Angst um meine, aber auch um seine Person habe; muß also zurück in die Werkhalle.

Der dürre, niemals lächelnde Hagestolz, dessen berlinerisches Idiom ich anfangs nicht recht verstanden habe, sagte darauf:

– Tja, hab man selbst schon dran jedacht. Det jeht nich. Wissen se was? Is schon wichtig, die Ausgabe von Werkzeuchs und Jeräts zu rejeln, die jehn nur

so futsch. Fräu'l In Elisabeth, wer'n man mit d' Ausjabe umjehn.  
Am anderen Morgen, als ich in die Kanzlei eintrat, stand an der Zimmerwand ein gewaltiger Glasschrank. Über den Fächern hingen an Haken metallene Marken, und die Fächer waren voll beladen mit Werkzeug und Geräten. Alle Arbeiter erhielten ein paar der numerierten Marken. Wollte einer von ihnen ein Gerät benützen, dann mußte er seine Marke abgeben. Ich gab ihm das gewünschte Zeug und hängte an dessen Stelle die Marke aufs Hächchen. Brachte er das Gerät zurück, erhielt er seine Marke wieder.  
Ich hatte also zu tun, hatte eine Beschäftigung für einen verständigen Menschen. Was mich aber am meisten erfreute: ich durfte ohne Angst, auf legale Art mit allen Werkträgern des Betriebes reden und auch sie konnten das, ohne ein Risiko einzugehen. An sich war es sowohl für die Deutschen, wie auch für die Ausländer strengstens untersagt mit Juden und politischen Häftlingen zu reden: man konnte dafür ins KZ kommen. Wie ja auch die Mutter des hinkenden, sommersprossigen Hans ins KZ kam, als man sie beim Gespräch mit einem französischen Kommunisten erwischte.  
Auch Hermann Altmann mußte seine Freundschaft nicht mehr durch Klopfen andeuten: er kam täglich herein zu mir, und wir unterhielten uns oft miteinander. Er brachte Medikamente für meine Schwester Kati, ein kleines Fläschchen Himbeersaft, was ich selbstverständlich unter meinem Mantel in das Krankenzimmer einschmuggeln mußte.  
So kam der letzte Arbeitstag vor Weihnachten. Ob es der 24. Dezember war, der Tag der Heiligen Nacht, weiß ich nicht mehr. Am frühen Vormittag ging ich – wie immer, seitdem ich in der Kanzlei arbeitete – hinaus in den Waschraum, illegal (zitternd, ich hatte kein Recht dazu, und die SS-Frauen hätten mich erwischen können), und wusch mich vom Scheitel bis zur Sohle gründlich, mit der Seife, die ich von Fräulein Gödel erhielt – denn im Lager gab es nur kaltes Wasser und Soda. Das Handtuch ergatterte ich mit Erlaubnis und sogar auf direkte Aufforderung des Herrn Zahn aus dem mächtigen Ballen der Textilien, die als Bohnerlappen für die Maschinen dienten, deren Verteilung ebenfalls Herrn Zahn unterstand. Ebenso mit seiner Erlaubnis gelang es mir, zahlreiche Gefährtinnen mit warmen Kleidungsstücken zu versorgen, die sie dann natürlich unter ihrem „legalen“ Gewand zu tragen hatten. Ich wusch mir auch die Haare – ich genoß tagtäglich voll Glück das Wachsen meiner Haare –, holte, nachdem ich in die Kanzlei zurückgekehrt war und mich an meinen Schreibtisch gesetzt hatte, mein scharziges Spiegelchen und meinen Kamm hervor – beide waren, so gut ich mich erinnere, Geschenke des luxemburgischen Ingenieurs Freising, eines leidenschaftlichen Verehrers des schönen Geschlechts, insbesondere der hübschen, jungen Weiber – und kämme mit Genuß meine funkensprühenden und gewellt wachsenden Haare. Auch zog ich mit Rotstift meine Lippen behutsam nach, und urplötzlich merkte ich die völlig ungewohnte Stille, die mich umgab; es tönte kein Laut, kein Geräusch, und es ereignete sich etwas, was ich bis dahin nur in Romanen gelesen hatte: ich fühlte, daß die Stille mir galt, spürte in meinem Rücken, daß die anderen mich anstarnten. Machte eine Halbwendung, erst nach links, dann rechts: alle saßen vor ihren Schreibtischen im Halbkreis, lächelnd, und schauten mich unsagbar liebevoll an. Dann standen sie auf, kamen zu mir und

Fräulein Gödel, mit der ich engstens verbunden war, sagte mir, ich möge eines der Schubfächer herausziehen, und deutete auf die mittlere Lade auf der linken Seite. Es befand sich darin eine Schachtel, etwas größer als ein Schuhkarton, in Seidenpapier gewickelt, mit Silberfaden verbunden, und in der Schlinge steckte ein Tannenzweigchen. Es ist ihrer aller gemeinsames Geschenk – sagten sie – für Kati. Ich denke, du kannst dir schon vorstellen, was ich fühlte, und daß ich kaum mehr sprechen und mich bedanken konnte. Ich wollte mich wieder vor meinen Schreibtisch hinsetzen, spürte, daß mein Gesicht puterrot war, sie aber, die anderen, standen noch immer um mich herum, und begannen fast gleichzeitig zu reden und hießen mich, auch auf der rechten Seite die mittlere Schublade herausziehen. Aus jenem Schubfach kam ein Paket zum Vorschein, das ganz genau so war wie das andere. Das gehört euch beiden, deiner Mutter und dir, sagten sie. Denn sie wußten wohl, daß ich all das, was ich von ihnen erhalte, immer ins Lager mitnehme für meine Schwester. Sie wollten aber, daß auch wir zur Weihnachtszeit ein gutes Häppchen haben sollten, etwas mit heimischem Geschmack.

Die beiden Päckchen habe ich mit meiner Mutter, unter unseren Mänteln, mit ins Lager hineingeschmuggelt. Ihr Inhalt war haargenau gleich: etwas Kriegskleingebäck, ein paar Plätzchen, ein paar grüne Äpfelchen und Nüsse, ferner ein Stückchen Preßwurst. Hast du eine Vorstellung davon, was so etwas damals bedeuten konnte, als sie sich jeden Bissen am Munde absparen mußten, in der Weihnachtszeit des letzten Kriegsjahres, im Notjahr 1944?

Beginnst du allmählich zu begreifen, Jane, warum mir jederlei Verallgemeinerung so sehr verhaßt ist? Warum mir die Übertragung der Werke redlicher deutscher Autoren Freude bereitet, und ich das für meine Sache halte? Es hat freilich dazu, da ich eine Lektorin, Redakteurin und Übersetzerin nachgerade deutscher belletristischer Werke geworden bin, auch die Tatsache entscheidend beigetragen, daß ich in der deutschen Sprache weitaus bewanderter bin als in der französischen.

Ich muß aber noch etwas erwähnen im Zusammenhang mit jenem Christtag 1944. Mittags, als die anderen zum Essen gingen – wir, jüdische Häftlinge, aßen in demselben Speiseraum wie die Deutschen und die christlichen Ausländer, nur eben zu einem anderen Zeitpunkt, weitaus weniger, und bekamen ein weitaus schlechteres Essen –, verließ Herr Zahn die Kanzlei nicht und kam an meinen Schreibtisch. Er blieb stehen, sichtbar verlegen, wartete ein paar Sekunden, dann begann er zu reden, ergriffen, stockend – fast würd' ich sagen: stotternd.

– Da haben se man mein Privatjeschenk – hat er gesagt. Und zog aus der Tasche ein sorgfältig zusammengefaltetes Stück schneeweissen Spitzentuchs hervor, etwa so groß, wie die heute gebräuchlichen Stolen. Er drückte mir das Stück in die Hand, fügte noch hinzu, daß er es unter jenen Fetzen aufgefischt hat, die dazu bestimmt sind, als Putzlappen verwendet zu werden, ging dann mit raschen Schritten, gleichsam fliehend aus dem Zimmer, sich gegen jede Art von Dank, von Rührung wehrend.

Ich blieb allein zurück mit der herrlichen, schneeweissen Spitzentola, bedeckte mit ihr meinen Kopf, zog mein Spieglein hervor – ich fand, daß ich darin reizend ausschaute, es sah so aus wie ein ungemein prächtiger Brautschleier.

Ich legte sie im Lager unter meinen Strohsack, und nahm sie an manchen Abenden, wenn uns das Erscheinen der Aufseherin nicht mehr drohte, heraus, und die Mädchen und die jungen Frauen, die in unserer Baracke wohnten, konnten sich daran ergötzen. Mit jener Stola tanzte Kati, die ja Tänzerin werden wollte, fiebernd, todkrank den letzten Tanz ihres Lebens im Krankenzimmer, am Abend des zweiten Weihnachtstages, zur Melodie von Franz Liszts *Liebestraum*, die ich mit zwei Gefährtinnen, mit ungarischem Text sang. Ferner will ich dir noch beschreiben, wie sich jener Hans, den ich bereits erwähnte, benommen hat, der sechzehnjährige Amtsdiener; dessen Aufgabe war das Hinüberschaffen der verschiedenen Schriftstücke in die sonstigen Abteilungen der Fabrik, und das Verteilen von Putzlappen und anderen Reinigungsmitteln. Hans war ein stiller, unscheinbarer Flegel mit Hinkfuß, der eben deshalb nicht einmal in den letzten Monaten des Kriegs einrücken und Militärdienst leisten mußte. Sein Vater war an der Front, die Mutter, wie gesagt, in irgendeinem Konzentrationslager. Folglich war Hans der Familienhalter, denn er hat einen zehnjährigen Bruder gehabt, für den er zu sorgen hatte. Sie wohnten im eigenen Haus dort in Mittelstein, ihr Vater betrieb, wenn er daheim war, Landwirtschaft auf ein paar Morgen Ackerboden. Hans war voller Hemmungen, wortkarg, wir beide sprachen kaum miteinander, und was ich über ihn erfuhr, das haben die anderen erzählt.

Aber eines schönen Tages blieben wir zufällig zu zweit, und da hinkte er her zu mir und fragte, ob ich nicht sein Mittagessen von ihm annehmen wollte? Denn er hat sich den Magen verdorben, und meint, es wäre für ihn ratsam zu fasten. Natürlich nehme ich das Angebot an, antwortete ich ihm; und ich sagte bloß anstandshalber nicht: mit glühender Begeisterung – es konnte ja gar nicht so viele Mittagessen geben, die ich nicht verzehren hätte können. Er gab mir seine Speisemarke und ich verspeiste Hansens Portion mit unsagbarer Glückseligkeit. Das hat sich auch am folgenden Tag wiederholt – sein Magen war noch immer nicht ganz in Ordnung, hat Hans behauptet. Am dritten Tag fügte er kein Wort mehr hinzu, legte seine Speisemarke einfach auf meinen Schreibtisch. Mir aber dünkte die Sache schon verdächtig, sagte aber nichts, habe die Marke angenommen und das Mittagessen gegessen; teils, weil ich immer so schrecklich hungrig war, daß es mir an Kraft mangelte auf das Essen zu verzichten; teils, weil ich Hans nicht kränken wollte, denn ich wußte noch nicht ganz sicher – oder wollte es nicht ganz sicher wissen, ob er die Unwahrheit sprach. Als er aber auch am vierten Tag die Marke auf die Tischplatte legte, konnte ich nicht mehr im Zweifel sein.

– Hören Sie mal, Hans – sagte ich. – Sie haben sich ja den Magen gar nicht verdorben. Wollen Sie mir bitte die Wahrheit sagen? Es ist ja unmöglich, daß ich einem das Mittagessen wegesse. Danach hat er – verlegen, unter den Sommersprossen errötend – eingestanden, daß es sich nicht um einen verdorbenen Magen handelte. Ich mußte ihm aber glauben, daß sie – sein Brüderchen und er – überhaupt nicht zu darben hätten, denn vergangenes Jahr haben sie ein Schwein geschlachtet, das langt mit Speck und Geräuchertem immer, und auch Kartoffel und Grünzeug wuchsen hinreichend um das Haus, womit sie gut auskommen. Er meinte also, es wäre schön, wenn ich seine Speisemarke auch in den nächsten Tagen annehmen würde.

Ich habe sie angenommen. Ich denke, Jane, es erübrigt sich, dieser Geschichte irgendwelche Kommentare hinzuzufügen. Wie du siehst: ich bekam in jenem Nazideutschland von einem sechzehnjährigen Knaben ein Geschenk, welches nicht allein und nicht an erster Stelle, aber doch in nicht unbeträchtlichem Maße zur Erhaltung meines körperlichen Daseins beigetragen hat.

Gut, ich kann mir schon vorstellen, was du dir denkst: „Na, schön, aber das war ein Ausnahmefall. Es konnte keineswegs jedermann das Glück haben, in einer Kanzlei arbeiten zu können.“ Und du denkst dir vielleicht auch, für ein hübsches junges Mädchen dürfte die Lage doch leichter gewesen sein. Allerdings. Es steht aber auch fest, daß jede von uns eine Stütze gehabt hat. Auch meine Mutter, die damals fünfzig Jahre alt war, die alle Aufseherinnen nur als „Alte Kuh“ angesprochen haben, die Dr. Mengele in Auschwitz sich dreimal um ihre Achse drehen hieß, als wir vor ihm splinternackt vorbeiziehen mußten, und er entschied wer links und wer rechts zu gehen hat – auch sie wurde unterstützt von Leuten, die in der dunstig-sauren Atmosphäre der sogenannten Wäscherei mit ihr zusammen arbeiteten, und zwar mit in Thermosflaschen mitgebrachtem Tee, mit Kunstabutter bestrichenem Brot, vor allen Dingen jedoch dadurch, daß man sie geschont und ihr ermöglicht hat, während der Arbeit hin und wieder auszuruhen.

Diese relative Geborgenheit, diese unschätzbare Gabe menschlicher Beziehungen, die den Hunger, das Frieren, die Brutalität der SS-Aufseherinnen, überhaupt die Ungewißheit unseres Daseins erträglicher zu gestalten vermochte, dauerte nur bis zur ersten Aprilwoche. Am 6. April teilte uns die Kommandoführerin beim Morgenappell mit, daß wir nicht mehr in die Fabrik ziehen würden. Erstarrt vor Angst hörten wir das. Wir wußten, daß sich die Truppen der Roten Armee näherten, aber andererseits auch, daß die SS in den letzten Augenblicken vor dem Zusammenbruch zu allem fähig sein würde. Es war ein schöner, sonniger Frühlingstag. Am frühen Nachmittag hockten wir mit einigen Gefährtinnen in einer Ecke des Lagerhofes auf einem hohen Holzstoß, wir redeten, erwogen unsere Chancen fürs Durchkommen. Dann aber kamen wir auf das immer wiederkehrende Thema: unsere Lieblingsspeisen, was man zuerst daheim essen wollte. Am meisten Stimmen waren dabei jedesmal für Kartoffelgulasch und Bohnensuppe, und jede von uns erzählte, wie sie diese Speisen daheim zubereitet hatte, und bald ging die Diskussion an: wie schmeckt es besser? Mit Rauchfleisch? Mit Dauerwurst? mit oder ohne Knoblauch? Die in den Details abweichenden Ansichten stimmten in einem Punkt allesamt überein: hinsichtlich der Menge. Daß nämlich jede von uns viel davon essen könne, ungeheuerlich viel!

Und während das ewig wiederkehrende und niemals zu Ende kommende Thema mit neuen und abermals neuen Details bereichert wurde, merkte ich auf einmal – ich merkte es deshalb, weil ich auf der höchsten Stelle hockte –, daß sich aus der Ferne, aus der Richtung der Lokalbahn Männer dem Lager näherten. Anfangs sah ich nur winzig kleine, ineinander verschmelzende Pünktchen, erst später vermochte ich die menschlichen Gestalten zu unterscheiden, die etwa zehn oder zwölf Männer. Sie waren nicht mehr weit, kamen dann unmittelbar hin zur Umzäunung, wo wir in einer Ecke auf dem Holzstoß saßen, und der hoch aufgeschichtete Holzhaufen verdeckte sie vor den Blicken

der im Lagerhof herumgehenden Aufseherinnen. An der Spitze der kleinen Gruppe erkannt ich meinen teuren alten Freund Hermann Altmann, neben ihm den betagten holländischen Ingenieur Faber, und Rudolf Mekas, den betriebsleitenden Oberingenieur, der sich nicht selten auf einen Streit mit der Kommandoführerin eingelassen und aus voller Kehle verkündet hatte, daß die Häftlinge, solange sie sich innerhalb der Fabrik befanden, einzig und allein seinen Befehlen unterstanden; er sei für sie verantwortlich, nicht anders, wie für alle sonstigen Werkträger des Betriebes. Die SS hat dort nicht dreinzureden, soll die Häftlinge weder anweisen, noch mißhandeln. Das aber ist schon ein anderes Thema, meine gefühlsmäßige Beziehung zu Rudolf Mekas und sein Selbstmord, der auf die Nachricht folgte, daß die Rote Armee naht – diesmal will ich mich darauf nicht einlassen. Sollten wir uns nochmals begegnen, will ich dir schon von all dem erzählen.

Sie blieben am Fuße der Umzäunung stehen, Altmann, Faber, Mekas und die anderen, Werkmeister und einfache Arbeiter, und Altmann sprach mit seiner sanften, etwas heiseren Stimme:

– Mädels, wir sind gekommen um euch zu sagen: keine Angst! Sollte die SS etwas Wahnsinniges vorhaben, wir werden das rechtzeitig erfahren und wir werden zur Stelle sein. Wir lassen euch nichts antun. Die Aufseherinnen sind allzu sehr erschrocken, als daß sie es wagten, etwas Ernstes zu unternehmen, und sollten Männer herkommen – in jenem kleinen Lager taten nur Weiber Dienst – würden wir auch das erfahren. Das aber ist unwahrscheinlich, sie werden kaum mehr Zeit dazu haben.

Sie standen noch wenige Augenblicke still, betrachteten uns schweigend, erst dann machten sie kehrt und entfernten sich. Ihre Gestalten wurden kleiner und kleiner, und verschwanden endlich wieder als ineinander verschmelzende Pünktchen.

Wir wußten damals noch nicht, daß sie uns in Wirklichkeit nicht helfen hätten können, denn einige Tage später hat man das Lager aufgelöst, und uns brachte man, in fünf Gruppen eingeteilt, an verschiedene Orte.

Wie und unter welchen Umständen wir – meine Mutter und ich – befreit wurden, wie ich meine im Sterben liegende Schwester im Sanatorium von Mittelstein wiederfand, wie ich meine Mutter noch zu ihr bringen konnte und was für eine Beisetzungsfreier für sie die französischen, niederländischen und luxemburgischen politischen Gefangenen veranstalteten, mit denen wir in der Fabrik zusammenarbeitet hatten, und auch meine deutschen Freunde, die ich also noch einmal wiedersehen konnte – all das ist eine lange Geschichte. „Weites Feld“ – sagt Effi Briests Vater, es hätte keinen Platz im Rahmen eines Briefes.

Soviel für heute als Antwort auf deine Frage. Und noch etwas: Ich habe gar keine Illusionen, bin mir im klaren darüber, wie die Welt von damals war, aber auch darüber, wie die Welt von heute aussieht, ich bin über alle Varianten des Neonazismus unterrichtet, weiß genau, wie einst die Deutschen den Befehlen Hitlers Folge geleistet haben, und forsche noch immer auf dem Antlitz älterer Leute nach den Sünden von einst – und zwar in beiden Teilen des zweigeteilten Deutschlands. Diejenigen aber, deren Romane, Erzählungen und Bühnenwerke ich seit nahezu dreißig Jahren in meine Muttersprache übersetze,

diejenigen schreiben ihre Werke in der Absicht, daß nie wieder geschehen könnte, was damals geschehen konnte. Deshalb besorge ich auch die Übertragung jener Werke – ganz abgesehen vom fachlichen Reiz, von der künstlerischen Schönheit der Betätigung – mit Genuß und Wohlgefühl, der Werke von Leonhard Frank, Günter Weisenborn, Martin Walser, Walter Jens und Heinrich Böll, der Werke von Brigitte Reimann, Christa Wolf, Uwe Timm und Gisela Elsner – um nur einige zu erwähnen aus der langen Reihe der Autoren von mir übersetzter Schriften. Wenn ich ihre Botschaft an die ungarischen Leser vermittele, dann habe ich auch das Gefühl, daß es auf Abschlag geschieht für die Tapferkeit und Menschlichkeit des Hermann Altmann, der Käthe Gödel, des Rudolf Mekas, des Klaus Zahn, und für die Speisemarken des sommersprossigen Burschen Hans, der seinen Magen gar nicht verdorben hatte.

*Budapest, im November 1982*

### Friedrich Hitzer Permanentes Signal der Hoffnung

„Die Menschheit ist imstand, sich selbst auszulöschen.“ „Wir haben eine Technik geschaffen, die uns auffrißt.“ „Die Wissenschaft bedroht uns wie ein Monstrum, das keine Macht mehr bändigt.“ Ich höre solche Aussagen immer häufiger und bin verblüfft, wie leicht manchem solche Sätze über die Lippen gehen und das so abstrakt, daß die Frage nach den Verursachern drohender Katastrophen ungewöhnlich scheint. Das befördert Trägheit des Denkens und Pessimismus als Mode, damit können sich sogar diejenigen herausreden, die an entscheidender Stelle Verantwortung für Anweisungen haben, deren Folgen unabsehbare Katastrophen nach sich ziehen.

Vor einem internationalen Forum zu Fragen der Friedenssicherung, in der Evangelischen Akademie in Tutzing, sprach 1979 – wenige Monate vor dem verhängnisvollen NATO-Raketenbeschuß im Dezember – ein US-amerikanischer Spezialist über die Zukunft der Rüstung. Er beschrieb diese Zukunft so anschaulich, daß es vielen angst und bange wurde. Kein Wunder, denn Dr. Donald Brennan, ein leibhaftiger Vertreter des Militär-Industrie-Komplexes, schilderte die neuen Waffen, die immer kleiner würden, schneller fliegen und

präziser treffen könnten, mit der Begeisterung eines Mannes, der die Vorzüge seiner Geliebten offenbart. Und die technologischen Einzelheiten der neuen nuklearen Massenvernichtungsmittel pries er an, als handle es sich um Dekorationen für Schaufenster von Spielzeuggeschäften. Ich sehe den Mann noch heute vor mir, wie er vor einem Kreis staunender und leicht erschauernder Leute mit lebhafter Mimik und Gestik die phantastische Miniaturisierung und Präzisierung der furchtbarsten Waffen ausmalte. Herausgefordert von so viel Begeisterung an der Technologie des Massenmordes fragte ich ihn, ob er schon jetzt mitteilen könne, daß es demnächst Atombomben gäbe, die man wie Taschenrechner in die Hosentasche stecken könnte. Ich dachte, der Mister of War würde die Ironie der Frage aufgreifen, aber keineswegs, es war reiner Ernst, als er sagte: „No Sir, so weit sind wir noch nicht!“ Um nicht einfach Platz zu nehmen und verdattert zu antworten – Oh, thank you, Sir! –, fügte ich hinzu, da sei ja der Zauberlehrling, den sich Goethe als Inbegriff einer Wissenschaft unkontrollierbarer Zerstörung ausgedacht habe, ein harmloses Gedankenspiel gewesen. Ein bekannter Rüstungsexperte der CDU griff meine Bemerkung auf und ergänzte: „Ja, ja, das ist schlimm, die Menschheit hat Mittel geschaffen, um sich selbst auszulöschen.“

Damals – im April 1979 – war nicht die Rede von „Nachrüstung“, von „Doppelbeschuß“ oder all den anderen Begriffen, mit denen man die Bevölkerung über die wirklichen Funktionen der neuen Waffen täuscht. Die Völker erwarteten noch die Ratifizierung von SALT II. Stattdessen kam der NATO-Raketenbeschuß im Dezember jenes Jahres. Mr. Brennan überraschte seinerzeit seine Zuhörer nicht nur mit dem Enthusiasmus für todbringende Massenvernichtungsmittel, er teilte auch mit, daß SALT II nicht ratifiziert werde – eine Prophezeiung, die ihm so recht niemand glauben wollte, da die US-Administration Carter noch dafür eintrat.

Der CDU-Rüstungs-Experte redet gegenwärtig nicht mehr davon, wie tragisch das Beispiel des Zauberlehrlings sei, er teilt jetzt – wie Bundeskanzler Kohl nach dem kürzlichen Besuch in Washington – dem Publikum mit: „Die Raketen werden stationiert, wenn es in Genf zu keinen Verhandlungsergebnissen kommt.“

Weiß man in diesen Kreisen nicht schon jetzt, daß es zu keinen Ergebnissen der Verhandlungen in Genf kommen soll? Glauben diejenigen, die ihre wirklichen Absichten hinter Allgemeinplätzen, Verwirrspiel mit Nullen und Halbnullen oder offenkundigen Verleumdungen der Sowjetunion verbergen, sie seien durch nichts und niemand zur Verantwortung zu ziehen? Weil dann, wenn der Fall X eintrete, ja niemand und nichts mehr übrig bliebe?

Es gibt keinen Zweifel: von der Bereitschaft zu verantwortungsbewußtem Handeln hängt das Leben in einem Maß ab wie nie zuvor. Damit ist auch die Frage nach der Rechenschaft gestellt, die denjenigen trifft, der diese Verantwortung zynisch mißachtet.

In Dostojewskis Roman „Brüder Karamasow“ begegnet Iwan in einer Halluzination dem Teufel, der ihm beredsam darlegt, daß der Mensch als Mensch-Gott auftreten würde: „Für einen Gott“, führt der Teufel aus, „gibt es kein Gesetz! Wohin Gott sich stellt, da ist der Platz schon Gottes. Wohin ich mich stellen werde, dort wird sofort der erste Platz sein. . . Alles ist erlaubt und

damit basta!“ Sieht man von der Metaphysik bei Dostojewski ab, so wohnt dieser Szene eine elementare Herausforderung an die moralisch-sittliche Fähigkeit der Menschen inne, die „alles vermögen“, die auch die Mittel haben, alles zu vernichten. Verschwindet die „höhere Gewalt der Gebote Gottes“, dann seien die Menschen auch zu jedem Verbrechen imstande. Das heißt: mit dem letzten Hindernis entfällt die Angst vor der Rechenschaft.

Die Liste der Verbrechen, vor denen es Iwan Karamasow in seinem Alptraum schauderte, ist inzwischen so lang, daß man schier verzweifeln möchte, wenn man die Frage bis zu Ende denkt: Kann man den Wahnsinn der Zerstörung des Lebens stoppen, wenn man weiß, daß es Personen in mächtvollen Positionen gibt, die mit Massenvernichtungsmitteln umgehen, als wäre es Spielzeug? Eines unserer Grundprobleme besteht doch gerade darin, daß die vorsätzlich geplanten Verbrechen gegen die Menschheit in mehr oder minder großer Öffentlichkeit dargelegt wurden und werden. Hitler hat zunächst kein Geheimnis aus seinen Absichten gemacht, er hat sie dann freilich in unbeschreiblich demagogischen Inszenierungen verschleiern lassen. Doch auch diese Demagogie war durch und durch öffentlich: die Ausrottung aller Elemente des Fortschritts, in erster Linie die Vernichtung des Kommunismus, verbunden mit einer zügellosen, systematisch eingepaukten Ideologie des Rassismus und Militarismus. Bedenkt man, mit wievielen Opfern die Menschheit für diesen Wahnsinn zu bezahlen hatte, müßte man annehmen, daß sich solches nie wiederhole. Und wenn man weiß, daß das Kernstück der gescheiterten Pläne des deutschen Faschismus darin bestand, die UdSSR und deren Völker aus der Geschichte und von der Landkarte verschwinden zu lassen, müßte man annehmen, daß künftig auch diejenigen, die den Sozialismus ablehnen, die Koexistenz mit der UdSSR vorzögen. Bekanntlich gibt es aber nicht erst seit Antritt der Reagan-Administration bedenkliche Anzeichen einer Wiederholung der alten Versuche.

Die Namen der Planer sind andere. Auch die Bezeichnungen der Pläne. Bestimmte Lippenbekenntnisse zu Frieden und Demokratie von Leuten klingen so hohl wie die Lippenbekenntnisse des Dr. Goebbels vor dem Völkerbund. Man macht auch heute kein Hehl aus dem Kreuzzug gegen den Kommunismus. Immerhin ist es der höchste Repräsentant des mächtigsten Staates der sogenannten freien Welt, der verkündet, daß die Geschichte des Kommunismus bald zu Ende sei. Und wie wollen dies der Präsident und seine Berater bewerkstelligen lassen? Indem sie hinter vorgehaltener Hand flüstern, was sie vorhaben? Mitnichten. Offizielle Berater des Präsidenten reden und schreiben öffentlich darüber, daß ihre Pläne auf die „Enthauptung“ der Sowjetunion zielen. Sie kalkulieren die Toten wie Sandkörner. Sie zählen auch die möglichen eigenen Opfer, manche denken an etwa 20 Millionen tote und verstrahlte Amerikaner, andere glauben, es würden etwas mehr sein. Sie brüsten sich mit dieser „Rationalität“ und halten ihre Veröffentlichungen für einen Bestandteil der Freiheit. Und sie lassen ihre Verbündeten in aller Welt, also auch die Regierung in Bonn, nicht im Ungewissen darüber, worum es ihnen geht. Erstaunlich ist nur, daß die Regierung in Bonn der eigenen Bevölkerung immer wieder versichert, daß die Amerikaner die neuen Raketen als Antwort auf eine angebliche sowjetische Überlegenheit stationieren wol-

len, während die Amerikaner offen sagen, daß diese Raketen keineswegs die Antwort auf sowjetische SS-20-Raketen darstellen, sondern der NATO „neue Optionen“ verschaffen möchten. Nach dem neuen „Leitlinien-Dokument“ des Pentagon besteht diese Option eben darin, die Sowjetunion zu „enthaupen“. Ist das der große Bluff eines ehemaligen Cowboy-Darstellers? Vor kurzem haben führende Experten der USA unmißverständlich klargestellt, daß nichts gefährlicher sei als die Annahme, hier handle es sich um Bluff.

Admiral Eugene Carroll, bis 1980 im Pentagon verantwortlich für nukleare und konventionelle Planung in Europa, meinte: „Wir versuchen, hunderte neuer Gefechtsfeldwaffen, Cruise Missiles, neue Unterseeboot-Systeme, die MX-Rakete zu beschaffen. Sie alle passen zu der Vorstellung, daß wir bereit sind, einen Atomkrieg zu führen. . . , zu überleben und zu gewinnen. . . Es bleibt nicht mehr viel Zeit. Man muß jetzt handeln.“ Paul Warnke, ehemaliger Chefunterhändler der USA bei den SALT-II-Verhandlungen, führte vor kurzem aus: „Kürzlich ist berichtet worden, daß der Nationale Sicherheitsrat eine Strategie empfohlen hat, die uns befähigt, einen langandauernden Atomkrieg zu führen und zu gewinnen. Das ist eine Idiotie. Das ist der Ratschlag des absoluten Wahnsinns.“ Townsend Hoopes, der ehemalige stellvertretende Luftwaffenminister, äußerte sich zur geplanten Stationierung der Pershing II und der bodengestützten Cruise Missiles auf dem Boden der BRD – entgegen allen Beschwichtigungen der führenden Politiker der Bundesrepublik selbst –, dies sei eine „unnötige Provokation“: „In diesem Sinn vermittelt die Pershing II den Eindruck, daß sie als Speerspitze eines präemptiven Angriffs eingesetzt werden oder vorgesehen sein könnte. Sie ist deshalb vom sowjetischen Gesichtspunkt aus eine ganz besonders bedrohliche Waffe.“

Die zitierten prominenten Amerikaner wissen, wovon sie reden: sie sind Fachleute in militärpolitischen Fragen und alles andere als Freunde des Sozialismus. In tiefer Sorge legten auch vor kurzem führende katholische Bischöfe der USA dar, warum sie das geplante Aufrüstungsprogramm und eine neue Eskalation des Wettrüstens für lebensbedrohlich halten. Doch wozu bekennen sich führende Politiker unseres Landes? Viele Bürger der Bundesrepublik finden es nachgerade beschämend, daß sich unser Land den Plänen einer Gruppe von Amerikanern unterwerfen soll, die man in den USA selbst bei einer wachsenden Zahl von Menschen aller politischen und weltanschaulichen Richtungen als Wahnsinn verwirft.

Warum kommt es zu solchem Wahnsinn? Wie ist es zu erklären, daß sich Politiker bereit finden, einen ganz offenkundig auf die Führung eines Atomkrieges ausgerichteten strategischen Plan dem eigenen Volk als Garantie der Sicherheit und des Friedens anzupreisen? Glauben sie in Wirklichkeit – wie schon einmal Hitler bei anderen „Wunderwaffen“ geglaubt hatte – sie hätten bei der Anwendung von atomaren Blitzkriegswaffen Erfolg? Oder glauben sie selbst, daß es sich nur um Bluff handelt, um den Gegner einzuschüchtern, der dann, wie sie vielleicht hoffen, zu jedem Zugeständnis bereit sei? Haben sie vergessen, daß man zum 60. Jahrestag der Gründung der UdSSR in dem Land, zu dessen ersten Urkunden Lenins Dekret über den Frieden gehört, sich der Verantwortung für die Erhaltung des Weltfriedens, der nötigen Maßnahmen der eigenen Sicherheit und der Sicherheit der Verbündeten wohl bewußt ist?

Ober ist das schon die Ankündigung einer Raserei derer, die im Strudel der von ihnen selbst erzeugten Krisen von Massenarbeitslosigkeit, wachsender Ängste und Panik, der Menschheit den Untergang wünschen, weil sie für ihre Macht und Privilegien keine Chancen mehr sehen?

Auf alle diese Fragen gibt es keine andere Antwort als die Antwort von Menschen, die sich ihrer Verantwortung bewußt sind und handeln.

Werden sich die Deutschen der Gefahren bewußt, die ihnen bevorstehen, wenn unser Land als Brückenkopf des atomaren Erstschlages der USA gegen die UdSSR dienen soll? „Die Sowjetunion bedroht uns nicht“, meinen die Anhänger der Politik der Überlegenheit a la Reagan, „die Tatsache ihrer Existenz ist eine Bedrohung“. Erinnern sich wenigstens die Älteren daran, daß das alles schon einmal unter anderen Vorzeichen versucht worden ist? *Die Sowjetunion bedrohte uns nicht, wir haben die Bedrohung erfinden müssen, um den Krieg vorzubereiten*, gestand NS-Chefpropagandist Fritzsche vor dem Nürnberger Gerichtshof – nachdem der Plan, der 55 Millionen Menschen das Leben gekostet hatte, gescheitert war.

Die Friedensbewegung ist stärker als je zuvor. Das ist richtig. Wenn es auch wahr ist, daß für viele zunächst die allgemeine Erkenntnis von der technischen Möglichkeit der Selbstvernichtung durch die Menschen und die Angst vor „den Supermächten“ das Motiv zum Handeln für den Frieden darstellen, so werden die nächsten Fragen noch entscheidender sein: Wie lauten die Namen und Anschriften der Personen und Staaten, die sich weigern, auf den Ersteinsatz und – wenn das alle tun – damit schließlich auf jedweden Einsatz von Massenvernichtungswaffen zu verzichten? Warum weigern sich die NATO-Staaten, auf diesen Ersteinsatz zu verzichten? Nach welchen Regeln verhalten sie sich im Umgang untereinander und mit anderen? Es wäre schon viel, wenn die erkennbare Suche nach der Antwort – wer verursacht den Wahnsinn? – weitergeht. Gleichgültigkeit ist hier wie der Tod. Und den Alptraum des Iwan Karamasow werden wir nicht los ohne die Bereitschaft zu verantwortlichem Mit-Denken und Mit-Tun.

Anna Seghers warnte beim Pariser Kongreß zur Verteidigung der Kultur 1935 vor dem Wahnsinn, der sich den Verzweifelten als letzte Hoffnung anbot: „Es ist nicht mehr, daß der Krieg nur droht, er verlockt auch. Der Mensch an der Stempelstelle, am Fließband, im Arbeitsdienst ist ein Niemand. Der dem Tod konfrontierte Mensch scheint wieder alles. In gewissem Sinne ist die Lüge wahr und deshalb furchtbar verlockend: ‚Das Vaterland braucht dich.‘ Bis jetzt war derselbe Mensch mit all seinen reichen Werten, mit all seiner Begabung unverwertbar, ungebraucht, lästig, in jedem Vaterland Millionen seiner Art zuviel. Auf einmal ist er verwertbar. Das Vaterland hat keine Handbewegung von ihm gebraucht, keinen seiner Gedanken, keine seiner Erfindungen, keine seiner Mühen. Auf einmal braucht es den ganzen Menschen, den letzten Einsatz . . .“

Wenn ich an die deutschen Soldaten denke, die einst im Dienst des Verbrechens, für das als Dienst am Vaterland geworben wurde, „bis zum letzten Blutstropfen“ kämpften, dann hat die junge Seghers eine furchtbare Wahrheit angesprochen. Es gilt zwar nicht mehr, worin die durch und durch sinnlose Hoffnung der Hoffnungslosen und vom Kapital Verschleuderten und Ausge-

len, während die Amerikaner offen sagen, daß diese Raketen keineswegs die Antwort auf sowjetische SS-20-Raketen darstellen, sondern der NATO „neue Optionen“ verschaffen möchten. Nach dem neuen „Leitlinien-Dokument“ des Pentagon besteht diese Option eben darin, die Sowjetunion zu „enthaupen“. Ist das der große Bluff eines ehemaligen Cowboy-Darstellers? Vor kurzem haben führende Experten der USA unmißverständlich klargestellt, daß nichts gefährlicher sei als die Annahme, hier handle es sich um Bluff.

Admiral Eugene Carroll, bis 1980 im Pentagon verantwortlich für nukleare und konventionelle Planung in Europa, meinte: „Wir versuchen, hunderte neuer Gefechtsfeldwaffen, Cruise Missiles, neue Unterseeboot-Systeme, die MX-Rakete zu beschaffen. Sie alle passen zu der Vorstellung, daß wir bereit sind, einen Atomkrieg zu führen. . . , zu überleben und zu gewinnen. . . Es bleibt nicht mehr viel Zeit. Man muß jetzt handeln.“ Paul Warnke, ehemaliger Chefunterhändler der USA bei den SALT-II-Verhandlungen, führte vor kurzem aus: „Kürzlich ist berichtet worden, daß der Nationale Sicherheitsrat eine Strategie empfohlen hat, die uns befähigt, einen langandauernden Atomkrieg zu führen und zu gewinnen. Das ist eine Idiotie. Das ist der Ratschlag des absoluten Wahnsinns.“ Townsend Hoopes, der ehemalige stellvertretende Luftwaffenminister, äußerte sich zur geplanten Stationierung der Pershing II und der bodengestützten Cruise Missiles auf dem Boden der BRD – entgegen allen Beschwichtigungen der führenden Politiker der Bundesrepublik selbst –, dies sei eine „unnötige Provokation“: „In diesem Sinn vermittelt die Pershing II den Eindruck, daß sie als Speerspitze eines präemptiven Angriffs eingesetzt werden oder vorgesehen sein könnte. Sie ist deshalb vom sowjetischen Gesichtspunkt aus eine ganz besonders bedrohliche Waffe.“

Die zitierten prominenten Amerikaner wissen, wovon sie reden: sie sind Fachleute in militärischen Fragen und alles andere als Freunde des Sozialismus. In tiefer Sorge legten auch vor kurzem führende katholische Bischöfe der USA dar, warum sie das geplante Aufrüstungsprogramm und eine neue Eskalation des Wettrüstens für lebensbedrohlich halten. Doch wozu bekennen sich führende Politiker unseres Landes? Viele Bürger der Bundesrepublik finden es nachgerade beschämend, daß sich unser Land den Plänen einer Gruppe von Amerikanern unterwerfen soll, die man in den USA selbst bei einer wachsenden Zahl von Menschen aller politischen und weltanschaulichen Richtungen als Wahnsinn verwirft.

Warum kommt es zu solchem Wahnsinn? Wie ist es zu erklären, daß sich Politiker bereit finden, einen ganz offenkundig auf die Führung eines Atomkrieges ausgerichteten strategischen Plan dem eigenen Volk als Garantie der Sicherheit und des Friedens anzupreisen? Glauben sie in Wirklichkeit – wie schon einmal Hitler bei anderen „Wunderwaffen“ geglaubt hatte – sie hätten bei der Anwendung von atomaren Blitzkriegswaffen Erfolg? Oder glauben sie selbst, daß es sich nur um Bluff handelt, um den Gegner einzuschüchtern, der dann, wie sie vielleicht hoffen, zu jedem Zugeständnis bereit sei? Haben sie vergessen, daß man zum 60. Jahrestag der Gründung der UdSSR in dem Land, zu dessen ersten Urkunden Lenins Dekret über den Frieden gehört, sich der Verantwortung für die Erhaltung des Weltfriedens, der nötigen Maßnahmen der eigenen Sicherheit und der Sicherheit der Verbündeten wohl bewußt ist?

Ober ist das schon die Ankündigung einer Raserei derer, die im Strudel der von ihnen selbst erzeugten Krisen von Massenarbeitslosigkeit, wachsender Ängste und Panik, der Menschheit den Untergang wünschen, weil sie für ihre Macht und Privilegien keine Chancen mehr sehen?

Auf alle diese Fragen gibt es keine andere Antwort als die Antwort von Menschen, die sich ihrer Verantwortung bewußt sind und handeln.

Werden sich die Deutschen der Gefahren bewußt, die ihnen bevorstehen, wenn unser Land als Brückenkopf des atomaren Erstschlages der USA gegen die UdSSR dienen soll? „Die Sowjetunion bedroht uns nicht“, meinen die Anhänger der Politik der Überlegenheit a la Reagan, „die Tatsache ihrer Existenz ist eine Bedrohung“. Erinnern sich wenigstens die Älteren daran, daß das alles schon einmal unter anderen Vorzeichen versucht worden ist? *Die Sowjetunion bedrohte uns nicht, wir haben die Bedrohung erfinden müssen, um den Krieg vorzubereiten*, gestand NS-Chefpropagandist Fritzsche vor dem Nürnberger Gerichtshof – nachdem der Plan, der 55 Millionen Menschen das Leben gekostet hatte, gescheitert war.

Die Friedensbewegung ist stärker als je zuvor. Das ist richtig. Wenn es auch wahr ist, daß für viele zunächst die allgemeine Erkenntnis von der technischen Möglichkeit der Selbstvernichtung durch die Menschen und die Angst vor „den Supermächten“ das Motiv zum Handeln für den Frieden darstellen, so werden die nächsten Fragen noch entscheidender sein: Wie lauten die Namen und Anschriften der Personen und Staaten, die sich weigern, auf den Ersteinsatz und – wenn das alle tun – damit schließlich auf jedweden Einsatz von Massenvernichtungswaffen zu verzichten? Warum weigern sich die NATO-Staaten, auf diesen Ersteinsatz zu verzichten? Nach welchen Regeln verhalten sie sich im Umgang untereinander und mit anderen? Es wäre schon viel, wenn die erkennbare Suche nach der Antwort – wer verursacht den Wahnsinn? – weitergeht. Gleichgültigkeit ist hier wie der Tod. Und den Alptraum des Iwan Karamasow werden wir nicht los ohne die Bereitschaft zu verantwortlichem Mit-Denken und Mit-Tun.

Anna Seghers warnte beim Pariser Kongreß zur Verteidigung der Kultur 1935 vor dem Wahnsinn, der sich den Verzweifelten als letzte Hoffnung anbot: „Es ist nicht mehr, daß der Krieg nur droht, er verlockt auch. Der Mensch an der Stempelstelle, am Fließband, im Arbeitsdienst ist ein Niemand. Der dem Tod konfrontierte Mensch scheint wieder alles. In gewissem Sinne ist die Lüge wahr und deshalb furchtbar verlockend: „Das Vaterland braucht dich.“ Bis jetzt war derselbe Mensch mit all seinen reichen Werten, mit all seiner Begabung unverwertbar, ungebraucht, lästig, in jedem Vaterland Millionen seiner Art zuviel. Auf einmal ist er verwertbar. Das Vaterland hat keine Handbewegung von ihm gebraucht, keinen seiner Gedanken, keine seiner Erfindungen, keine seiner Mühen. Auf einmal braucht es den ganzen Menschen, den letzten Einsatz . . .“

Wenn ich an die deutschen Soldaten denke, die einst im Dienst des Verbrechens, für das als Dienst am Vaterland geworben wurde, „bis zum letzten Blutstropfen“ kämpften, dann hat die junge Seghers eine furchtbare Wahrheit angesprochen. Es gilt zwar nicht mehr, worin die durch und durch sinnlose Hoffnung der Hoffnungslosen und vom Kapital Verschleuderten und Ausge-

stoßenen bestand – nämlich die Verführbarkeit zur Todesverachtung, sich in der Beherrschung der Militärtechnik zu bewähren. Geblieben ist aber die Gefährdung, sich für aggressive Gewalt verwenden zu lassen, weil es ja doch keinen Sinn habe, dagegen aufzutreten und weil es ja ohnehin keine Chance zu etwas anderem im Leben gebe. Der Wahlspruch mancher Jugendlicher in kapitalistischen Ländern grassiert wie eine Sucht: *Sie machen mich kaputt, deshalb will ich kaputt machen.*

Wir brauchen jedes Signal der Hoffnung, um die Fatalität des Satzes, wir können uns alle umbringen, in uns niederzuhalten, gerade auch jenes wichtige Beispiel, das mit der Gründung des ersten sozialistischen Staates vor sechzig Jahren verbunden ist. Immerhin ist das eine geringere Zeitspanne als die durchschnittliche Lebenserwartung in der Bundesrepublik Deutschland und enthält doch mehr als was in Jahrhunderten zuvor an Veränderungen und der Überwindung des Fatalismus in der Geschichte erreicht wurde.  
*Wolfratshausen, Anfang Januar 1983*

*Anfang Februar 1983*  
Die vorstehenden Überlegungen veröffentlichte ich in der *Prawda* vom 3. Januar 1983. Zu Weihnachten hatte dagegen die *Süddeutsche Zeitung* zum selben Thema einen Artikel gebracht, in dem einer der Kernsätze über die Schlußfolgerungen aus dem Zweiten Weltkrieg lautete: „War der Krieg von den Sowjets sicherlich nicht gewollt, so müssen sie nachträglich für seine Folgen dankbar sein . . .“ Eduard Neumeier, der Autor dieses Beitrages, kann seinen Haß auf das Land, in dem er als Journalist der SZ akkreditiert ist, seit längerem kaum mehr zügeln. Rächt er sich für etwas? Ist er sich selbst ein Greuel? Ober plagt ihn in Moskau der Satan?

Immerhin strengt er sich an, den Originaltönen des neuerlichen pathologischen Antisowjetismus aus Reagans Washington nicht nachzustehen. Er ist natürlich nicht allein, der ständig kläfft. Aber er fällt eigentlich aus der Rolle der Erben des Juristen Dorf aus dem Film *Holocaust*, dessen Kunst ja gerade darin bestand, Begriffe wie „Sonderbehandlung“ zu prägen, die auf unverdächtige Weise die Politik der Vernichtung umschreiben. Die Signale aus Bonn, die nach Washington gefunkt werden, drängen ja seit längerem auf Mäßigung in der Sprache, auf die Nutzung von Weichmachern und so unverfänglichen Wispertönen wie „Null-Lösung“, „Nachrüstung“ oder „Doppelbeschuß“. Im militärpolitischen Vokabular der USA würden wir nämlich vergeblich nach den Ursprüngen dieser Wörter suchen – das sind Erfindungen aus der deutschen Dorf-Szene.

In Washington wird jedoch nach wie vor davon geredet und darüber geschrieben, wie die „Enthauptung“ der UdSSR und das „letzte Kapitel der kurzen Geschichte des Kommunismus“ auszusehen haben. Neumeier, München, weiß das besser und man fragt sich, warum Reagan und Weinberger ihre Berater nicht aus solchen Fachleuten zusammensuchen. Allerdings scheint zu Beginn des Jahres der Stationierung ihrer Erstschlagwaffen fast nichts mehr zu stimmen. Weinberger soll schon wiederholt Texte verbreitet haben, bevor er sich zum „Briefing“ – das heißt zur koordinierten Absprache mit der Presse – begab, in denen nichts anderes stand als der Text zu einem „Abkommen über

die Nichtweitergabe von Informationen des Verteidigungsministeriums“. Da hat's Reagan doch um einiges leichter, der zu Weihnachten lächelnd und lieb verkündete: „Die USA sind für die übrige Welt ein Leuchtturm der Hoffnung.“ Oder tut sich Ronald Reagan mit solchen Verkündigungen zu hohen Festen so schwer wie Eduard Neumeier?

Reagan hat's jedenfalls nicht leicht. Schließlich läßt er zu, daß in seiner unmittelbaren Umgebung die größten Verbrechen der Menschheitsgeschichte seit Himmlers „Endlösung“ geplant werden, und wenn sich andere daran nicht beteiligen wollen, werden seine Beamten böse und nervös. Sie schnauzen dann neutrale Staaten wie Finnland und Österreich an, mißtrauen grundlos sogar Kohl und Strauß, von Schmidt und Vogel ganz zu schweigen. So häufen sich auch die ganz und gar unamerikanischen Äußerungen über den Rest der Welt, als hätte sich Kaiser Wilhelm II. aus dem Grab geschlichen und eine Public-Relations-Firma im Zentrum Washingtons eingerichtet, die Reden für Spitzenpolitiker der Reagan-Administration verfaßt.

Was treibt die Herren in der Stadt am Potomac um? Sind es die Initiativen der UdSSR und der Warschauer Vertragsstaaten, die mehr und mehr Völkern und Regierungen als zuverlässige Angebote erscheinen? Oder weigern sich die Leute einfach, die Realitäten wahrzunehmen? Einem Artikel von Herbert von Borch zufolge (SZ 4./5. Dezember 1982) befinden sich „unter den ranghöchsten Mitarbeitern Reagans 28 Millionäre und 22 Multimillionäre“. Dabei gehören „zur zweiten Gruppe Verteidigungsminister Weinberger, Außenminister Shultz, Finanzminister Regan und CIA-Direktor Casey“.

Bekanntlich sind Millionäre sehr stur und fest davon überzeugt, daß sie alles vermögen. Bei Milliardären der Rüstungsindustrie muß man davon ausgehen, daß sie sich gegenüber den einfachen Millionären in der Position von Imperatoren wähnen. Und für beide Sorten unterschreibt der Mann mit dem kleinsten Millionärsvermögen die Aufträge: Schauspieler a. D. Reagan. Er meinte vor kurzem, man könne doch unmöglich die Unternehmen auf den Pershing II, den Cruise Missiles und dem MX-Zug sitzen lassen, die er für sie geordert habe. Aus Bonn hörte man sofort Schreie geheuchelter Empörung und das Stöhnen über so viel Blödheit („Warum muß der Kerl so offen daherreden?“), doch über das Risiko, ob nicht einer aus der Millionärsclique durchdreht, wenn ihm so viel Milliarden durch die Lappen gehen, schweigt man sich aus.

„Was sie planen“ überschrieb Ernst Henry einen Artikel in der *Literaturnaja gaseta* vom 10. November 1982. Henry ist kein unbekannter. Anfang der 30er Jahre war der sowjetische Publizist von Deutschland nach England übersiedelt, wo er 1934 das Buch „Hitler über Europa?“ veröffentlichte. In Großbritannien waren binnen kürzester Zeit fünf Auflagen vergriffen, seine Thesen teilten jedoch nur wenige. Henry hatte darin wie auch in dem 1936 veröffentlichten Band („Hitler gegen die UdSSR?“) ziemlich detailliert den Verlauf und das Ende der Aggressionspolitik Deutschlands unter Hitler dargestellt. Da sich in unserem Land erneut Leute finden, die ihren blinden Glauben an den Erfolg einer Politik der Stärke mit den eigenen Möglichkeiten verwechseln, die – weil es ihre Kreise und ihr Wunschedenken stört – die öffentliche Diskussion, die in der UdSSR geführt wird, unterdrücken und vorziehen, sich von Neumeier und anderen einreden zu lassen, wie es lang geht, sei in diesem Zusammenhang aus

Henrys Artikel zitiert:

„Es wäre beispielsweise falsch, damit zu rechnen, daß die amerikanischen Imperialisten gegenwärtig *nur* daran denken, wie sie ihre Waffen bis in unwahrscheinliche Dimensionen verbreiten, Westeuropa in die Rolle ihres nuklearen Aufmarschgebietes zwingen und die militärische Aggression gegen die sozialistischen Länder vorbereiten. In langfristiger Hinsicht ist das lediglich das Vorwort zu weiteren, höchst verborgenen Plänen der USA, die die Errichtung ihrer Herrschaft über die gesamte Welt, die Amerikanisierung des Erdballes vorsehen.“

Alle zur Verfügung stehenden Daten bekräftigen, daß eben davon in den Nachkriegsjahren die erklärtesten amerikanischen Militaristen in Washington träumten und deshalb zu einem dritten Weltkrieg bereit sind, um dieses Ziel zu erreichen.

Seinen Anfang stellen sie sich als den plötzlichen nuklearen Angriff auf die Sowjetunion vor. Im Pentagon rechnet man sichtlich damit, daß sich danach die Welt in einem so schrecklichen, hilflosen Zustand befindet, daß die USA nirgendwo mehr auf einen ernsthaften Widerstand stoßen und allen Völkern auf allen Kontinenten ihren Willen aufzwingen können.

Die Konzerne der US-Milliardäre werden in Übereinstimmung mit diesen Berechnungen endgültig zu globalen Unternehmen, das Weiße Haus – die Residenz einer heimlichen Weltregierung.

Derartige Ideen entsprechen völlig dem Geist des extremsten Flügels des amerikanischen Imperialismus und darauf muß man sich einstellen. Die gegen Ende unseres Jahrhunderts äußerst zugespitzte Krise des Kapitalismus führt dessen Politiker jenseits des Ozeans bis zur Raserei.

Charakteristisch dafür ist die Erklärung des ehemaligen Mitarbeiters des US-Verteidigungsministeriums M. Halperin: „Die Doktrin der NATO besteht darin, daß wir Krieg führen und dabei konventionelle Waffen einsetzen, so lange wir nicht verlieren, dann führen wir mit taktischen Waffen Krieg (nuklearen.-E. H.), so lange wir nicht verlieren – und dann jagen wir die Welt in die Luft.“

„Die offizielle Politik der Bundesrepublik Deutschland zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist ebenso allgemein bekannt wie die Politik der USA oder Englands. Es ist kein Geheimnis, daß Westdeutschland beharlich seine Loyalität gegenüber den USA unterstreicht und den Plan der Stationierung amerikanischer Mittelstreckenraketen auf seinem Territorium unterstützt. Bekanntlich will die Bundesrepublik auch ihre Stellung innerhalb des Gemeinsamen Marktes festigen und ihre wirtschaftlichen Positionen in dieser Gruppierung beträchtlich verstärken. Doch welche langfristigen Ideen schweben den rechten Kreisen in der Bundesrepublik Deutschland vor, die mit den mächtigen Monopolen und der Bundeswehrgeneralität verbunden sind? Dies ist auch hinreichend klar, wenn man hinter die Bühne blickt.“

Den Plan, der bereits seit Jahren den Überlegungen dieser Kreise zugrunde liegt, kann man mit vollem Recht als eine neue Variante des alten Planes von Hitler bezeichnen: den deutschen Monopolisten und Militaristen faktisch zur Vorherrschaft im kapitalistischen Europa zu verhelfen. Nunmehr freilich unter der Oberaufsicht der Amerikaner. Nicht zufälligerweise sind alle politischen

Aussagen westdeutscher Reaktionäre einschließlich der Neonazis durch und durch schon nicht mehr vom Geist des Pangermanismus sondern dem des sogenannten Europa-Gedankens durchdrungen.

Tatsächlich geht es darum, allmählich und Schritt für Schritt die Bundesrepublik Deutschland zum entscheidenden ökonomischen, militärischen und damit auch politischen Zentrum ganz Europas westlich der Elbe zu machen – im übrigen zu einem Zentrum, das über eigene Atomwaffen verfügt. Man geht davon aus, im Lauf der Zeit werden die Kräfte der Bundesrepublik Deutschland mit Rat und Einverständnis der USA so anwachsen, daß die übrigen westeuropäischen Staaten nolens volens die Führung Bonns anerkennen. Auf diese Weise wäre der alte Plan Hitlers auf neue und zeitgemäße Weise verwirklicht.

Auf dieses Ziel ist auch die ganze Tätigkeit des Führers der westdeutschen Rechten, Strauß, gerichtet, hinter dem die führenden Konzerne der Bundesrepublik Deutschland und hochgestellte Militärs und Revanchisten stehen.“

Die Zeiten sind natürlich längst vorbei, daß sich die Verantwortlichen in Bonn durch „Rußlandexperten“ beraten lassen, die vom Zaren träumten und auf ihre Liegenschaften im Baltikum zurückkehren wollten, um dort wieder Herrscherchen zu spielen. Doch in Massenmedien dürfen sich „Experten“ austoben, die so tun, als hätte es vor vierzig Jahren keine Schlacht von Stalingrad gegeben, wo die Folgen des Krieges zu erforschen sind, für welche die Sowjets angeblich dankbar sein müßten. Jedenfalls verschweigen diese „Experten“ ihren Lesern die Tatsachen, die darüber entscheiden, ob wir unsere Existenz sichern oder verspielen. Als Reagan Ende Januar seine Rede an die Nation hielt, begriffen viele Amerikaner, daß er damit dem eigenen Volk eine neue Kriegserklärung ins Haus schickte. Nur Narren und Fanatiker in God's own country glauben ihm noch, daß es aufwärts gehe. Reagan denkt nicht im Traum an ein Einfrieren der Nuklearrüstung, die Stimme der Vernichtungsmilliardäre friert die letzten Gelder ein, die Armen, Alten und Arbeitslosen etwas sicherten, was an die untere Grenze des Existenzminimums kam. Fehlte nur noch der Ruf: Wollt ihr die totale Totrüstung? Doch vor den Toren des Weißen Hauses hallte es anders: Wir wollen Brot statt Raketen. Nein, in Gottes eigenem Land finden sich immer weniger, die den Schwindel annehmen. Dafür eilen Ronald Reagan die Germans zu Hilfe, der glücklose Mr. Genscher from Bonn und der Chefmoderator Mühlfenzl from Munich, der nicht errötete, als er in den *Tagesthemen* vom 26. Januar dem Publikum wie einem Haufen von Trotteln einredete, Reagan sei das Größte, Beste und Sicherste, was die freie Welt je hatte. Fatal, wie einen das an den Realitätsverlust der Durchhaltepropagandisten vom April 1945 erinnerte.

*Wishful thinking* nennen das die Amerikaner, die jedoch offensichtlich mehr und mehr in die Situation geraten, die an die schlechtesten Seiten der deutschen Geschichte erinnert. Viel Feind, viel Ehr würde dann allerdings heißen: fuck 'em all, we'll show the bastards all over the world that no one is going to stop us. Wir waren Nummer eins und wir wollen wieder Nummer eins sein – und wenn die Welt in Scherben fällt.

Darüber zu triumphieren, daß sich die Reagan-Administration weigert, die Tatsachen zur Kenntnis zu nehmen, die letztlich darin beruhen, daß es keine

Sieger im Krieg zwischen den Großmächten geben wird, gleich welche Waffen angewandt werden – ein solcher Krieg wird allemal zum Einsatz von Nuklearwaffen führen –, daß es also mit anderen Worten keine Alternative zur Politik der friedlichen Koexistenz geben kann, wenn die Menschheit überleben soll, ist lebensgefährlich. Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte, daß eine Handvoll Regisseure einer um Macht und Privilegien fürchtenden Klasse alles vernichten, bevor sie selbst den Offenbarungseid anmelden müssen. Es hat aber auch wenig Sinn, auf die Milliardäre in Washington zu blicken wie auf eine Versammlung von Kardinälen im Vatikan, als würden diese wie jene sich auf die Kraft der Gebete verlassen, die sie so angestrengt vor dem Publikum vorführen. Das krisengeschüttelte Nordamerika ist groß und mächtig genug, um uns allen das Grinsen abzugewöhnen, wenn Reagan das Lachen vergeht. Wenn schon der Falke Eugene Rostow gehen muß, damit er einem Ultrarechten den Platz freimacht, der offenbar denen gehorcht, die überhaupt keine Verhandlungen mit der UdSSR wollen, dann sollten wir – quer durch das gesamte soziale und politische Spektrum – die Herrschaften am Potomac wissen lassen, daß es Schluß ist mit den Ergebenheitsadressen, die sich so anhören, als sei die Bundesrepublik Deutschland eine Kolonie der USA, was sie in vielen Bereichen der Unterhaltungsbranchen längst geworden ist. Im Lutherjahr die Papisten und die Satansbrut in alle Ewigkeit zu verfluchen, ist eine gute deutsche Sprache wert, die nicht im Vatikan sondern im Weißen Haus Hören und Sehen vergehen lassen muß.

Das in diesem Heft veröffentlichte Gespräch mit dem Neuseeländer Noel Hilliard und dem Isländer Úlfur Hjörvar, das ich während des 4. Sofioter Schriftstellertreffens im Herbst 1982 führte, zeigt deutlich, daß es rund um den Globus eine wachsende Gegnerschaft gegen den Anspruch nach Kontrolle des Planeten durch die herrschende Klasse der USA gibt. Dabei kommt es natürlich zu antiamerikanischen Ressentiments.

Gerade Marxisten finden hier eine wichtige Aufgabe vor, zur Solidarität mit den in Not und Verzweiflung geratenen Amerikanern zu ermuntern, daß sie sich nicht ausgeschlossen fühlen, sondern als ein Teil der weltumspannenden Bewegung für Frieden und gegen die zum Bankrott treibenden Imperialisten um Reagan und Reagans Juniorpartner und Kettenhunde rund um den Globus begreifen – und daß wir uns alle gegenseitig brauchen.

Eine solche Aufgabe verlangt mehr als die moralische Verantwortung der Menschen, da genügt nicht der Appell an die Vernunft. Das ist eine Aufforderung an die Selbsterhaltung, an die Fähigkeit, den Selbsterhaltungstrieb des eigenen Ich zum Selbsterhaltungstrieb der Gattung Mensch zu machen.

Der Physiker Max Steenbeck, Vorsitzender des Forschungsbeirates der DDR und Präsident des DDR-Komitees für europäische Sicherheit, erläuterte das anschaulich in dem Aufsatz „Wir haben eine Zukunft“: „Dann bedeuten die Leistungen, mit denen sich die Menschen über ihren Ursprung erhoben haben, Wunder, die sie selbst miterleben und mitbewirken, Mut, der uns standhaften Optimismus im Wissen um eine Aufwärtsentwicklung gibt. Und vor allem bedeutet dieses Wissen eine Aufforderung, alles uns Mögliche zu tun, damit dieses Aufsteigen nicht mit uns abbricht, sondern sich fortsetzen kann zu Höhen, die wir heute noch nicht ahnen. Das ist ein kategorischer Imperativ für

das Hier und Heute, der über beides weit hinausragt, so wie er von denkenden Menschen wohl immer gesucht wurde und auch heute noch wird. Darum hat eine Forderung für mich heute absolute Priorität, alles nur Mögliche zu tun, was dazu dient, einen allgemeinen Untergang der Menschheit in einem großen Nuklearkrieg zu vermeiden. Aber der bloße Wunsch genügt nicht; wer wirksam mithelfen will, muß die Zusammenhänge kennen und muß dieses Wissen auch wollen.“ (DVZ 23. Dezember 1982.)

Diesem Denken stehen diametral entgegengesetzt die Imperative, denen Reagan und seine Berater in Theorie und Praxis folgen. Ihr Welt- und Menschenbild wird von einem vergröberten Sozialdarwinismus eines Herbert Spencers bestimmt. Spencer argumentierte gegen die Armengesetze so wie heute einige Spitzenpolitiker des Westens gegen die „überhöhten Forderungen“, für „mehr Leistung“ u. ä. auftreten:

„Indem der Staat von einem Bürger Beiträge für die Milderung des Elends fordert, kehrt er seine Funktion um und vermindert er die Freiheit, die zu gewähren er eingesetzt war . . . Dafür zu sorgen, daß jeder Mensch die Freiheit hat, zu tun, was sein Wille ist, solange er nicht die gleiche Freiheit jedes anderen Menschen beeinträchtigt, ist der Zweck der zivilen Gewalt.“ Daraus ergebe sich, „daß eine erkrankter Arbeiter, daß Witwen und Waisen dem Kampf um Leben und Tod überlassen bleiben. Jedoch im Zusammenhang mit den Interessen der gesamten Menschheit gesehen, sind diese schmerzlichen Verluste von höchstem Segen – dem gleichen Segen, der Kinder von erblich kranken Eltern früh ins Grab bringt und die Kleingläubigen, Unmäßigen und Schwächlinge zu Todesopfern einer Epidemie macht. . . Wenn der Staat dem, der gedeiht, etwas fornimmt, um es dem zu geben, der nicht gedeiht, so verletzt er seine Pflicht.“

Spencer spricht über diejenigen, die „wegen ihres Mitgefühls mit gegenwärtigen Leiden nicht die Nerven haben, dieser Angelegenheit (Kampf der Starken gegen die Schwachen) ins Gesicht zu sehen“, mit einer Verachtung, die an Reden Himmlers erinnert. Der geistige Hintergrund Reagans und der Kreise, die ihn an die Spitze brachten und stützen, ist der Sozialdarwinismus. Gutes Zureden, Gesundbeten oder Hoffen auf Einsichten bei Leuten, die an ein „Naturgesetz“ der Stärkeren gegen die Schwächeren glauben, ist deshalb so vergeblich wie die Hoffnung auf Einsichten bei den nazistischen Führern, die an dasselbe „Naturgesetz“ glaubten.

Hoffnung besteht nur dann, wenn mehr und mehr Menschen wirksam mithelfen, diese Macht in ihre Schranken zu weisen und durch andere Prinzipien der menschlichen Ordnung zu ersetzen. Die objektiven Zusammenhänge, die als Folge eines weltweiten Kampfes um die Maßstäbe des Menschlichen entstehen und von Herbert Spencer schon im 19. Jahrhundert als Reaktion auf den Marxismus, auf das Kommunistische Manifest, unverschleiert geäußert wurden, rufen in aller Welt die Kräfte auf den Plan, die die Tatsachen der Überlebensinstinkte mit der Kategorie der Solidarität und der Humanität verbinden.

Beim Sofioter Treffen der Schriftsteller kristallisierte sich das insbesonders in dem Arbeitskreis zur Frage „Literatur der Hoffnung und Literatur der Verzweiflung“ heraus. Dabei fällt einem sofort auf, daß die Verzweiflung eben

in den Ländern genährt und von der herrschenden Kritik gefeiert wird, die scheinbar im Überfluß leben, während die Vertreter der von Not und Elend geprägten Entwicklungsländer die Hoffnung ansprechen. In den konkreten Aussagen wurden die Zusammenhänge zwischen beiden Zuständen als Folge der Kämpfe zwischen den Kräften des Fortschritts und der Unterdrückung deutlich.

Der Vietnamesische Nguyen Dinh Thi rief den „pränuklearen Krieg“ der USA in Südostasien in Erinnerung, die Folgen des Einsatzes von konventionellen und chemischen Waffen, die weite Landstriche auf Jahrzehnte hinaus unbewohnbar machten: „Kein Blatt eines Baumes, keine lebende Silhouette, ein bis an den Horizont verlorener Blick, weite Wege bis zu einer menschlichen Stimme.“ Dennoch unterstrich Nguyen Dinh Thi die für ihn einzig sinnvolle Reaktion auf diese Landschaft des Todes: „Unser Jahrhundert hat die unbezwingbare Kraft entdeckt, die dem Atom der Materie innewohnt. Ich frage mich, ob der menschliche Geist, trotz seiner Verwundbarkeit und Zerbrechlichkeit, nicht noch eine andere Kraft birgt, die zu erfassen wir bis heute noch nicht imstande waren, die unergründliche Kraft, die jedem Atom des menschlichen Gewissens innewohnt, wenn ich es wagen darf, mich so auszudrücken. Diese Kraft des menschlichen Gewissens könnte, einmal befreit, vielleicht den Gang der Dinge in der Welt zum Guten ändern. Vielleicht kann jeder von uns, auf seine Weise, zur Befreiung dieser Kraft beitragen.“

Der kongolesische Dichter Maxime Ndebeka ließ auch keinen Zweifel an seiner Hoffnung: „Die Politiker der Unterwerfung, der Ausbeutung ziehen noch an zahlreichen Fäden. Wir anderen, die Kinder des Elends, der Krankheit, des Analphabetismus, wir wissen es, wir lernen es tagtäglich. Wir verzweifeln nicht, wir kämpfen; wir geben unser Blut, unsere Haut, unser Leben. Das ist der Preis den wir bezahlen, um das Leben aufrechtzuhalten und auszuweiten“.

Die Kinder- und Jugendbuchautorin Emma Smith aus London verstand es, vom wachsenden Elend und Leid aus dem Teil der Welt zu berichten, der „zum reichen Norden“ gezählt wird. Sie sprach von der Zerstörung durch Arbeitslosigkeit und rücksichtslose Aufrüstung – „was zu dem Schrei in der Finsternis führen kann: „Ich werde kaputtgemacht, deshalb will ich kaputtmachen“.“ Emma Smith meinte insbesondere die Verzweiflung von Jugendlichen, der Welt zu beweisen, daß sie „in Wirklichkeit nicht existiert“; aber dies sei wenigstens noch eine Form des Reagierens: „Doch viel häufiger erzeugt Verzweiflung eine lähmende Apathie, die jegliche Initiative tötet, einschließlich jeder Form des Protests oder der Unzufriedenheit. Sie macht stumm. Sie stumpft das Gehirn ab und verwirrt es. Sie isoliert die Gefühle. Verzweiflung ist eine Art Folter.“

Einen großen Bogen von Zuständen der Angst zu denen der Zuversicht spannte der Chilene Volodia Teitelboim. Er knüpfte an die Frage an, die einmal Franz Kafka gestellt wurde: „Fühlen Sie sich wie Kaspar Hauser? – Nein, es ist viel schlimmer, ich fühle mich wie Franz Kafka.“ Teitelboim warb um Verständnis für die Schriftsteller, die auf eine Ruinenlandschaft mit tiefer Melancholie reagieren, für die es schwierig sei, das Vakuum der Einsamkeit und der Angst zu verlassen. „Sie betrachten das Leben als unverbesserlich.“ In

Erinnerung an seinen Freund Pablo Neruda führte Volodia Teitelboim aus: „In der Einsamkeit existiert eine geheimnisvolle Größe. Aber es gibt Zeiten, in denen das Gefühl des Privaten sich nicht gänzlich vom Gefühl des Öffentlichen trennen kann, wenn sie durch unlösbare Schlingen der kollektiven Übersinnlichkeit und Verantwortung aneinandergebunden sind, so wie die Gefahr der Atomisierung kein intimes Sein ohne menschliches Sein zuläßt.“ Gleichsam als Antwort auf meine Frage, warum die Literatur der Verzweiflung zumeist aus den reichsten Ländern stamme, verblüffte Teitelboim mit der Aussage: „Im allgemeinen neigt der Schriftsteller von heute der Hoffnung zu. Der lateinamerikanische Schriftsteller, viele Male geopfert, getötet, verfolgt, eingekerkert, verbannt, blockiert, von Gefahren umstellt, arbeitet mit seiner Geschichte. Er weiß, Lateinamerika ist keine an den Rand geschriebene Notiz . . . In Lateinamerika mag man das Wort ‚esperanza‘ – Hoffnung. Es hat verzweifelt und an Hoffnung denkend gelebt.“

Mag man in Europa, das nunmehr mit der möglichen Vernichtung durch eine selbstmörderische Unterwerfung unter den Willen einer Gruppe von US-Rüstungsmilliarden bedroht ist, das Wort ‚esperanza‘ nur in Schlagern? Übersehen die Schriftsteller, die eine Mafia in den Medien gegen den VS – den Verband kleiner, aber entscheidender Schritte zur Solidarität – aufbringt, daß sie sich einer Einsamkeit verschreiben sollen, aus der es schwer ist, den Weg zurückzufinden?

Erstaunlich war die Ermutigung, die im vergangenen Jahr aus Stockholm kam. Das konservative hohe Gremium der Akademie, in Jahrzehnten geübt, Preise an Leute zu vergeben, die man oft schnell vergessen hat, zeichnete Gabriel García Marquez mit dem Nobelpreis für Literatur aus. Seine Rede – „Die Einsamkeit Lateinamerikas“ – schloß mit einem ganz wichtigen Hinweis auf die Solidarität und die Hoffnung; offenbar legte Marquez, der kein Blatt vor den Mund nimmt, wenn er von den Auswirkungen der offiziellen US-Politik spricht, Wert darauf, an einen großen Nordamerikaner zu erinnern (in der Übersetzung von *Curt Meyer-Clason*):

„An einem Tag wie heute hat mein Lehrmeister William Faulkner an diesem Ort gesagt: ‚Ich lehne es ab, das Ende der Menschen hinzunehmen.‘ Ich fühlte mich nicht würdig, an diesem Platz zu stehen, der der seine war, wenn mir nicht voll bewußt wäre, daß zum ersten Mal seit den Ursprüngen der Menschheit das gewaltige Verhängnis, das hinzunehmen er sich vor zweiunddreißig Jahren weigerte, nunmehr nichts ist als eine schlichte wissenschaftliche Möglichkeit. Angesichts dieser überwältigenden Wirklichkeit, die seit Menschengedenken als Utopie erscheinen mußte, fühlen wir Geschichtenerfinder, die wir alle glauben, uns im Recht, auch zu glauben, daß es noch nicht zu spät ist, sich um die Schaffung der Gegenutopie zu bemühen. Eine neue, mitreißende Utopie eines Lebens, in dem niemand über andere bis hin zur Form des Todes entscheiden darf, in dem Liebe wirklich gewiß und das Glück ist, und in dem die zu hundert Jahren Einsamkeit verurteilten Sippen für immer und endlich eine zweite Chance auf Erden bekommen.“

Es ist wichtig zu betonen: an dieser Stelle sprach Gabriel García Marquez schon nicht mehr nur von Lateinamerika. Die Sippen, die für immer und endlich eine zweite Chance anstreben, sind über die ganze Welt verstreut.

# Ursula Püscheł

## Der Schlangenbaum

Moatize, Provinz Tete, Volksrepublik Moçambique – März 1981

Es dauert hier lange, bis ich etwas ausreichend verstehe. Zuviel sehe oder höre ich das erste Mal.

Zum Beispiel das Wort machamba. Ich bin unter Bergleuten von CARBOMOC E. E. (das heißt: Empresa estatal, staatlicher Betrieb), genau gesagt, unter Kooperanten aus der DDR. Von ihnen haben viele in der Steinkohle gearbeitet, als die Gruben bei uns noch nicht erschöpft waren, die sind hier stolz und glücklich. Wenn die machamba sagen – das war für sie vor kurzem auch ein unbekanntes Wort –, hört es sich an nach freundlich spöttischer Herablassung. Einer erklärt mir: so heißt hier jedes Stück Acker, egal ob groß oder klein. Später werde ich gebildeter: Acker heißt shamba, und mashamba ist plural. Jedenfalls in swaheli. Aber in Moatize spricht man chinungo. Trotzdem habe ich jetzt Hemmungen, zu einem einzelnen Feld machamba zu sagen – doch in Moatize sagt man es nicht anders.

Also: Die Machamba ist eigentlich die Abteilung Landwirtschaft der CARBOMOC – Jochen, ihr Leiter, mein umsichtiger Führer, in der DDR Dozent an einer landwirtschaftlichen Fachschule. – Aber wieso hält sich ein Steinkohlenbetrieb eine Landwirtschaft? Ich begreife, daß der volkswirtschaftliche Entwicklungsstand, für den die aus der Portugiesen-Zeit überkommene miserable Infrastruktur erheblich ist, großdimensionierte Arbeitsteilung nur beschränkt zuläßt, so daß die Selbstversorgung von Familien, Dörfern, Betrieben nötig ist. Schließlich, denke ich, müssen ja auch die Kooperanten versorgt werden. Als Jochen mich dabei ertappt, wird er heftig. Radio Südafrika sendet, so oft es geht, daß die Kooperanten aus den sozialistischen Ländern den Mocambiquanern alles wegessen. Jochen erklärt, daß diese Abteilung des Betriebes gegründet wurde, um die Bergarbeiter und ihre Familien zu ernähren. Dazu gehört die warme Mahlzeit pro Schicht. Das gab es in der Kolonialzeit nicht; obwohl nur der geringste Teil der Arbeiter hier ansässig war, mußte jeder sehen, wie er zu Nahrung kam. In der Grube waren Arbeitsunterbrechungen zum Essen verboten. Zahlen, die er im Kopf hat: zur Zeit produziert die Machamba für jeden Betriebsangehörigen etwa hundert Kilo Gemüse und Obst und sechzehn Kilo Fleisch jährlich. Nicht viel mehr als ein Kilo Fleisch für den ganzen Monat? Das ist für afrikanische Verhältnisse bereits beachtlich. Jochen ist enttäuscht, daß ich nicht die Bereiche Tierproduktion und Pflanzenproduktion exakt auseinanderhalte, wie sich das gehört. Mir fällt selbst die geografische Orientierung schwer, wenn er mich auf seinem Motorrad mitnimmt zur Arbeit – alles ist mir neu, ich stürze von einem Anblick in den anderen. Aber daß ich sehe, reicht nicht aus.

Das ungeheure Grün. Wie bei uns im hohen Sommer, müde geworden vom Wachsen und Treiben. Das soll ich mir wegdenken. Die Regenzeit geht dem Ende zu, ab Anfang Mai wird sechs Monate kein Tropfen Wasser fallen. Das Land sieht braun aus oder grau, ohne Bewegung, nichts wuchert, in den trockenen Flußbetten steht das harte, farblose Gras, das man Überlebensgras

nennt – letzte Nahrung für die Tiere.

Als wir einmal unterwegs waren, bog er zum Fluß ein und sagte, jetzt zeige ich dir das Herz der Machamba. Dort stand die Wasserpumpe mit ihren Rohren. Gleich daneben lag ein Boot auf dem Wasser. Es war ein Einbaum. Bei uns geht man inzwischen in Plaste zu Wasser. Ich wußte nicht, daß Menschen solches Gefährt noch herstellen.

Andererseits habe ich auch meinen Augen nicht getraut, als ich auf den Feldern die vertrauten Rollregner arbeiten sah. Der moçambiquanische Kollege an der Pumpe berichtete, daß sie die Anlage nachts verstellt haben, weil der Fluß gestiegen sei. Jochen übersetzte es triumphierend, ein anderer hatte den Mocambiquanern – immer diese Verallgemeinerungen – Selbständigkeit und Initiative abgesprochen. Man darf nicht alles reglementieren, muß Entscheidungsspielraum geben – so redete der Betriebsleiter an dem Platz, wo Motorpumpe und Einbaum koexistierten –, es gibt Fortschritte im Abstreifen der alten Mentalität.

An einem Bananenfeld hält er an, er muß etwas regeln. Die Mannschaft, die hier hackt, bekommt acht Stunden bezahlt, für die zwei Reihen pro Person vorgegeben wurden. Aber die Vorgabe war zu klein, man schafft es in etwa vier Stunden. Jochen will die Arbeiter nun veranlassen, ihre „Norm“ zu erhöhen, zweieinhalb Reihen zu hacken. Er bittet sie, zusammenzukommen. Da er immer mit der gleichen zivilen Lautstärke spricht, kann ich nicht sagen: er ruft sie zusammen. Er redet zu verschlossenen Gesichtern. Nun spricht er den einen oder anderen an. Nun bringt er sie zum Lachen. Schließlich einigen sie sich. Er kommentiert: Sechs Stunden intensive Arbeit in der Temperatur hier, und die Kondition ist erschöpft. Das ist besser, als wenn sich acht Stunden unkonzentriert hinziehen. – Solche Arbeitsfestlegungen müssen eine Art Gratwanderung sein: Eine Reihe Zuckerrüben kann Jochen sicher schätzen, aber er weiß nicht, wie lange eine Reihe Bananen dauert, und der moçambiquanische Leiter dieser Gruppe weiß es vermutlich auch nicht. Die Arbeiter haben immer Befehle ausgeführt, sie sind niemals gefragt worden. Wieso sollen sie jetzt begreifen, daß sie mehr arbeiten sollen – ohne Befehl, beinahe freiwillig? Widersprechen werden sie nicht, Jochen kann anordnen – aber er macht sich die Mühe zu überzeugen. Womit? Rechnet er darauf, daß seine Logik den Betroffenen zugänglich wird?

Unter den Arbeitern, die da vor ihm gestanden haben, waren viele ältere. Haut und Knochen, dürr und krumm – der Körper Abbild ihres harten Lebens. Dabei war eine Frau, auch sie älter, von abgenutzter, schmächtiger Gestalt und faltigem Gesicht. Mir schien, als stände sie besonders desinteressiert da. Aber was die Augen wahrgenommen hatten, stimmte wieder nicht. Jochen sagt, daß sie nicht portugiesisch kann, sie spricht nur chinungo. Und er weiß über sie, daß sie zum Alphabetisierungskurs geht, erste Klasse. In ihrem Dorf gehört sie der Sicherheitsgruppe an.

Den Eingang zur Machamba markiert ein langgestrecktes Gebäude, die Architektur aus unbearbeitetem Holz, Stämme oder Äste. Jochen flachst und sagt, das sei sein Escritorio. Wir könnten Büro sagen, lächerlich, oder Leitungsgebäude – aber darunter stellt man sich was Besseres vor. Unter diesem Dach ist auch eine Art Aufenthaltsraum, in dem Alphabetisierungsun-

terricht gegeben werden kann. Nachher werde ich hierher zurückkommen, mit João, um die Geschichte vom Schlangenbaum zu hören.

In der Nähe ein weiteres Gebäude dieser Art, das beherbergt die Kaninchenzucht. Der hier arbeitet, zeigt uns, daß wir über Nacht Junge bekommen haben. Mehr als die Häsinnen säugen kann. Wir wollen den nächsten Wurf abwarten, vielleicht wird er kleiner, dann brauchen wir keines zu töten. Auf einem Regal liegt neben dem Handbuch für Kaninchenzucht das Alphabetisierungsbuch. Die mit diesen Büchern können sowohl Schüler als auch Lehrer sein. A mae defende a saude de bebé. O pai defende a saude do bebé. Die Mutter schützt die Gesundheit des Säuglings. Der Vater schützt die Gesundheit des Säuglings. Dazu ein Bild, wie beide, die Mutter und der Vater, um die Sauberkeit des Kindes bemüht sind. – Als ich mit unserem Grubenleiter durchs Dorf fuhr, machte er mich auf ein Pärchen aufmerksam, das Hand in Hand ging. Das ist hier ganz selten, sagte er. Vielleicht fängt es gerade an. Anfangs hatten Kollegen Ärger, wenn sie die Frau eines moçambiquanischen Kollegen begrüßt haben ohne dessen Erlaubnis. Frauen grüßt man nicht besonders, das ist damit erledigt, daß der Mann den Gruß entgegennimmt – so war es der Brauch. Nun vermittelt das Alphabetisierungsbuch auch neue Bildung.

Im Escritorio notiere ich: Auf der Machamba arbeiten fünfundneunzig Arbeiter, darunter sind drei oder vier Frauen. Die Arbeitszeit ist von sechs bis zwölf und von vierzehn bis sechzehn Uhr dreißig. Gearbeitet wird hier auch sonnabends und sonntags. Verdienst: Bauern 1 665,–, Traktoristen 2 600,–, Hirten 2 100,– Meticais. Pflanzzeit ist April, Mai, Juni, für Pflanzen europäischen Ursprungs auch noch Juli. Was wird angebaut? Mais, Hirse, Bananen, Papaia, Orangen, Zitronen, Pampelmusen, Gurken, Melonen, Bohnen, Paprika, Tomaten, Kohlarten: Rosenkohl, Blumenkohl, Trochuda (das kenne ich nicht), (aber das folgende:) Quiabo oder Ladyfinger, das sind schmale, fingerlange, grünliche, an ihren Nähten mit einem Stich ins Bräunliche gefärbte Samenkapseln mit rauher Haut. Im nächsten Jahr sollen auch Erdnüsse angebaut werden. Insgesamt, sagt Jochen, sind es vierzig Fruchtarten. Es gibt vier Rinderherden; da sind züchterische Maßnahmen in Aussicht genommen, gegenwärtig würde nur Menge produziert und nicht Qualität, und zwar nur Fleisch; Milchproduktion sei bei dem Futter – Überlebensgras in der Trockenzeit – nicht möglich. Zweihundert Ziegen werden gehalten und über hundert Kaninchen. Die Luftfeuchtigkeit in der Regenzeit beeinträchtigt ihre Fertilität, Jochen will ausprobieren, ob man die Tiere hier dennoch heimisch machen kann – es würde die Versorgung mit Fleisch schnell verbessern.

Wie ist das mit der Landwirtschaft in Moçambique? Der Boden gehört dem Staat. Er wird als Subsistenzwirtschaft privat genutzt, sonst von Kooperativen oder von staatlichen Betrieben. Die Gemeinschaftsdörfer zum Beispiel produzieren, vom Eigenbedarf der Familien abgesehen, in Kooperativen. Was ich hier in der Gegend von Moatize an agrarökonomischer Struktur mit bloßem Auge erkennen kann, gibt wenig Auskunft darüber, wodurch Leute motiviert oder zurückgehalten werden könnten, sich in Kooperativen zusammenzuschließen. Mir scheint als würde hier der Platz zum Anbau unbeschränkt sein wie das Wachstum, als wucherte es überall. Aber Jochens kundiger Blick sieht

dem Boden an, dem ich ebenso Mais zugetraut habe, wie dem daneben, daß er zu trocken ist. Er nennt als ersten Grund für Zusammenschluß das Problem der Bewässerung. Wasser für Äcker kann nicht über solche Entfernungen geschleppt werden wie Trinkwasser – dafür muß man oft kilometerweite Wege auf sich nehmen –, aber geschleppt muß werden. Die Wasserleitung wäre ein echter Anreiz. Auch, wenn man selber Geld aufbringen muß, um Pumpen und Rohrleitungen zu kaufen. Weiter: in Kooperativen besteht die Möglichkeit, landwirtschaftliche Maschinen einzusetzen. Es gibt Einrichtungen, die etwa unseren Maschinenausleihstationen – den MAS aus der Frühzeit genossenschaftlicher Produktion – entsprechen. Man hat Arbeit ohne lange Wege, man kann mehr Lebensmittel produzieren, man kann zu Lebenserleichterungen kommen. Jochen besteht darauf, daß er nicht für ganz Moçambique reden kann, die spezifischen Verhältnisse in den einzelnen Regionen sind sehr unterschiedlich.

Vor dem Eingang zum Escritorio, mit prüfendem Blick über sein Reich, sagt Jochen: Dort fährt ein Solidaritätstraktor. Der materialisierte Gegenwert vieler kleiner Solidaritätsmarken, die als Quittung in unzähligen Gewerkschaftsbüchern kleben. Auch die Pumpe und die Bewässerungsanlagen sind von solchen Geldern angeschafft worden. Der Mann, der den Traktor fährt, hatte sich nichts sehnlicher gewünscht, als auf solchem Gerät zu sitzen. Die Traktoristen sind zufriedene Leute, sagt Jochen. Am Eingang zur Machamba stehen unscheinbare Rundhütten, wohl ein kleines Anwesen. Jochen führt mich hin, dort wohnt der Nachtwächter der Machamba. Er zeigt uns die niedrige Hühnerhütte, die Schweinehütte – mit Stolz, weil gerade Junge gekommen sind, die Kinderhütte. Die, in der er und seine Frau wohnen, zeigt er nicht. Die Kinderhütte ist ganz leer, der Fußboden nackt. An einem Balken hängt ein kleines Kästchen, das mag etwas wie ein Schrank sein.

Jochen ermuntert mich zu Gesprächen, zum Beispiel mit João, einem seiner Leiter, von dem er was hält. João war es auch, der als Vertreter der Gemeinde beim Anlegen der Machamba darüber verhandelt hat, daß der Schlangenbaum stehen bleibt, eine gewaltige Platane. Und er sagt noch etwas von dem Aberglauben, daß in dem Baum, der nicht geschlagen werden sollte, eine Schlange wohnt, die Regen macht.

Als ich João gegenüber sitze im Schatten des Gebäudes am Eingang, machen mir wieder die Schwierigkeiten des Fragens und Antwortens zu schaffen. Man kann nicht einfach fragen: Wie ist die politische Struktur im Dorf, und wie war sie früher, und darauf eine kurze Antwort erwarten. Fängt aber jemand an zu erzählen, muß ich dauernd unterbrechen, weil ich des Hiesigen unkundig bin und nicht folgen kann. Schließlich spielt auch der Ausfall von Kommunikationsmitteln eine Rolle, die dazu beitragen könnten, daß Erfahrenes verallgemeinert wird. Kommt hinzu, daß man sich selten außerhalb des eigenen Lebenskreises, in dem alle dasselbe wissen, etwas mitzuteilen hatte.

João ist zweiunddreißig Jahre alt, hat eine Frau und sechs Kinder. Auf meine Rückfrage sagt er, daß er es besser findet, nur eine Frau zu haben. Außerdem verbietet die Partei mehrere Frauen. (So jedenfalls übersetzt Jochen das Verb.) Er hat vier Schulklassen besucht. Seine Kenntnisse stammen noch aus der Kolonialzeit. Er möchte gerne weiterkommen, aber augenblicklich sei das

schwierig, er gibt selber Unterricht. In welcher Klasse? Bis zur vierten, hier in der Machamba wird nur bis zur vierten Klasse unterrichtet. Die Schule, die er besucht hat, war erst in Benga, dann in Moatize. Dorthin ist er also immer von Capanga gelaufen. Wer waren die Lehrer? Portugiesen in den Städten, in den Dörfern Moçambiquaner, sagt João, und daß es für ihn Pflicht war, diese Schule zu besuchen.

João ist in Capanga – fünfhundertsiebenundneunzig Einwohner – secretario da circulo, Bürgermeister eines Ortsteils. Damit ist er dort zugleich FRELIMO-Sekretär. Da möchte ich wissen, wieviel FRELIMO-Mitglieder es in seinem Ortsteil gibt, und João antwortet, neunundfünfzig freiwillige Sicherheitskräfte und Milizionäre. Später klärt sich auf, daß es überall eine Gruppe Sicherheit und eine Gruppe Miliz gibt, und daß Parteimitglieder der einen oder der anderen Gruppe angehören. Bei Eduardo Mondlane – „Kampf um Moçambique“ – habe ich gelesen, daß diese Strukturen in der Zeit des Befreiungskampfes entstanden. Wenn die kämpfende Truppe der FRELIMO einen Ort befreit hatte, wurden solche Einrichtungen geschaffen, die mit den Kämpfern Verbindung hielten, wenn sie weiterzogen, und so das Hinterland sicherten, eine Besonderheit des Guerilla-Krieges. Mondlane sah voraus, daß damit erste Strukturen für die neue kommunale Ordnung im zukünftigen Staat ausgebildet wurden.

Was muß ein Secretario do circulo machen? Er ist für alle Fragen der Kommune verantwortlich. Zum Beispiel, wenn jemand eine Hütte bauen, eine Machamba anlegen will. Wenn jemand gestohlen hat. Wenn Eheleute Streit miteinander haben. Es wird dann eine Versammlung einberufen, die beschließt, was geschehen soll. Wie ist João Bürgermeister geworden? Die Bevölkerung hat ihn gewählt. Sie wollte einen, der diszipliniert ist und nichts auf dem Kerbholz hat. Der Staatsdienst ist etwas Ehrenvolles, er macht das gern. Aber hat denn die höhere kommunale Ebene, etwa der Distrikt, nicht ein Wort mitzureden bei der Einsetzung eines Bürgermeisters? Die Entscheidung der Bevölkerung wird akzeptiert. Wenn der Secretario etwas angestellt hat, sagt die Partei auch: versammelt euch und bestrafe ihn.

Ich möchte wissen, wie die Kunde vom Befreiungskampf in sein Dorf gekommen ist, wann FRELIMO-Kämpfer nach Capanga kamen. Tete war eine früh befreite Provinz, hier begann 1968 die große Offensive nach den ersten Aktionen des bewaffneten Kampfes (24. September 1964). João sagt: als Befreiung wird die Befreiung von Moçambique gewertet. 1976 wurde er Mitglied der Partei. Die Bevölkerung hat ihn in die FRELIMO delegiert. Als ich verwundert bin, erfahre ich, daß die FRELIMO immer gemeinsam mit der Bevölkerung entscheidet, ob jemand Mitglied wird. In Capanga sind auch Frauen Mitglieder. Zu Joãos Tätigkeiten gehört auch die Mitarbeit in der Kontrollgruppe. Zum Beispiel haben ihre Mitglieder das Ansteigen des Flusses beobachtet und das Anheben der Wasserpumpe veranlaßt. Damit die Felder Wasser haben.

Joãos Vater hat auch in Capanga gewohnt, er ist sechsundneunzig Jahre alt geworden. Daß Generationen in einem Dorf seßhaft sein konnten, war unter dem Kolonialsystem eher die Ausnahme als die Regel – das mag in dem Ton gelegen haben, der mich bei dieser Mitteilung aufhorchen ließ. Früher bestand

die Obrigkeit des Dorfes im Inhacua und dem Fumo. Ich weiß nicht, ob diese Bezeichnungen chinungo sind – für gewöhnlich wird für das Dorfoberhaupt das portugiesische Wort für Häuptling, regulo, verwendet. Der Inhacua war der Chef des Dorfes, er hat nie seine Hütte verlassen. Der Fumo war ihm unterstellt. Er hielt Verbindung sowohl zwischen dem Inhacua und den Dorfleuten als auch mit dem Distrikt.

Wo arbeiten die Leute aus Capanga? In Tete, bei der CARBOMOC in Moatize (Bauleute, Handwerker), bei der Eisenbahn, auf der Machamba. Hier arbeiten vier Frauen. In der Kolonialzeit waren die Frauen im Haus eingeschlossen, die FRELIMO befiehlt, daß Frauen auch arbeiten können. Und seine Frau? Er möchte, daß seine Frau lernt. Soll sie nicht arbeiten? Mit sechs Kindern, wie denn? Sie bearbeitet die Machamba für den eigenen Bedarf. Ich frage, was er über die Zukunft seiner Kinder denkt, mir schweben dabei Auskünfte über Zukunftsdenken überhaupt vor. João sagt, er sei nicht in der Lage, das zu wissen. Die Schule gibt Orientierungen, er nicht. Ich sehe ihn skeptisch an. Er könnte ihnen natürlich sagen, was sie machen sollen, Eisenbahner werden oder auf die Machamba gehen. Aber wenn sie gelernt, wenn sie die sechste Klasse abgeschlossen haben, werden sie sagen: Vater, was soll ich auf der Machamba, ich kann mehr, ich gehe in die Stadt.

Während unseres Gespräches habe ich Mut gefaßt, ihn zu fragen, ob er mir wohl die Geschichte von dem heiligen Schlangenbaum erzählt. Warum nicht? Nur sei jetzt keine gute Zeit, er muß nach Hause essen gehen. Ich bemerke, daß er meinetwegen schon zu lange geblieben war. Was wird er wohl zu Hause sagen, was ihn aufgehalten hat?

Beim nächsten Mal fängt unser Gespräch gleich mit dem Schlangenbaum an. Zuerst wollte ich wissen, wie zu erkennen ist, daß gerade diese Schlange die Fähigkeit hat, Regen zu machen. Er sagte, die Sache sei von den ganz Alten hinterlassen worden, die jetzige Generation hat es von ihnen bekommen, es ist Tradition. Außerdem sei es nicht der einzige Schlangenbaum, es gäbe in der Umgebung noch zwei oder drei gleicher Art. Hat er die Schlange schon einmal gesehen? Mit der Schlange verkehrt der Curanteiro, der Medizinmann. Der zu ihrem Dorf gehörte, ist weggezogen, aber man ruft ihn, wenn es nötig ist, er bekommt seine Gebühren und macht die Sache nach wie vor. In der Trockenzeit wird außerhalb des Baumes ein Loch gemacht und das Wasser aus dem Baum, in dem die Schlange wohnt, hineingetan und Nahrung daneben gestellt, damit sie aus dem Baum kommt. Dabei hat die Schlange noch nie jemand gesehen. Manche behaupten, jemand von den Alten habe die Schlange schon gesehen. Aber wenn man dahinter kommen will, wer sie gesehen hat, findet man niemand. Die Schlange ist drei Meter lang. Weil immer Wasser im Baum ist, würde es nie regnen, wenn es der Curanteiro nicht ausschöpfen würde. Der Curanteiro bekommt dafür Geld.

Warum bemüht man sie nur einmal im Jahr? Das ist es eben. Es ist ein armes Dorf, wenn die Leute mehr Geld hätten, könnten sie noch einmal bitten. Jetzt zum Beispiel wäre Regen nötig. Ich denke, die Gaben für die Schlange sind das Teure, und frage, was sie bekommt. Einfache Speise, aus Hirse, aus Maismehl zubereitet. Die Gaben reichen nur die Kinder. Keinesfalls dürfen Leute darunter sein, die sexuelle Beziehungen haben. Langsam verstehe ich, daß das

Kostspielige an der Sache der Curanteiro ist.

Der Beginn der Zeremonie ist Freitag abend. Nach dem Opfer am Schlangenbaum gehen die Leute an den Versammlungsplatz des Dorfes, jeder bringt eine Maisspindel mit, alle essen vom Mitgebrachten, es ist ein gemeinsames Abendessen. Man bleibt die ganze Nacht dort, isst, trinkt, erzählt, tanzt. Früh geht der Curanteiro in Begleitung einer Person zu dem Baum und beobachtet die Situation. Es gibt hier drei Schlangenbäume, die Platane und zwei Affenbrotbäume. Der Curanteiro sieht nach, ob noch Wasser im Baum ist. Wenn kein Wasser mehr im Baum ist, beginnt die Zeremonie. Daran dürfen keine Lumpriche (ein Spezialwort von Jochen) teilnehmen und nur die, die nachts dabei waren und ihren Beitrag geleistet haben. Sie gehen zum Baum, der Curanteiro ist bedeckt mit einem weißen Tuch. Ihr Curanteiro ist schon sehr alt, aber er hat einen Nachfolger, wieder ein sehr alter.

João hatte mehrmals sein Transistorradio an- und ausgeschaltet, um zu hören, wie spät es ist. Denn diesmal hatte er noch Unterricht zu geben. Ich schaue ihn erschrocken an. Es ist doch noch alles unklar. Da sagt er, Jochen könne ja mal an einer Zeremonie teilnehmen, dann wisse er es genau.

Man hatte mir erzählt, die FRELIMO untersage solche Bräuche, sie ginge entschieden gegen Obskuratorismus vor. Und nun das. Ich frage später die kluge Armada, Vorsitzende der Frauenorganisation in Moatize. Sie lächelte über den Fall, ein bißchen spöttisch, ein bißchen traurig, und sagte, daß die FRELIMO in der Tat gegen Aberglauben kämpft, aber indem sie versucht, die Leute zu überzeugen. So hatte alles wieder seine Ordnung. Daß die Afrikaner europäische Zudringlichkeit scheuen, daß sie solche Zeremonien verbergen, das stimmte mindestens für João und Jochen nicht. Ich gebe zu, daß ich das Gesicht Joaos, des Lehrers für Alphabetisierung, durchforsch habe nach einer Spur von Distanz, vielleicht sogar Zweifel an der Autorität des Curanteiros. Diese Gleichzeitigkeit von Unvereinbarem – als ich davon erzähle, ist es gut, daß einer daran erinnert, wie wenig fremd das bei uns in Europa gewesen ist, in Rußland nicht, wo der Kampf gegen die Unbildung zu Lenins leidenschaftlichsten Kämpfen gehörte, und fremd auch nicht in dem hochgebildeten Deutschland, als der Sozialismus begann.

Erasmus Schöfer

## Der Anfang vom Rücksturz zur Erde

Verrat ich mein Leben? Verrat ich die Welt? Was liegt dazwischen? Eine Partei? Da lacht es aus allen vier Winden. Die gibt es nicht mehr, die Partei, die das Leben ist und die Welt, da hat er recht. Ich hab mich zu lange verraten, Manfred, ich bin ein Verräter gewesen, an mir, auf Verrat steht der Tod. Du verachtet mich falsch und lockst mich in neuen Verrat. Ich bin mir zu teuer, um mich zu verschenken. Du hast bezahlt, da liefere ich dir ein Stück Dasein, aber versuch nicht, mich zu besitzen, du nicht und keiner, ich bin ein vermintes Gelände, so nah an der Grenze ist das Leben leicht tödlich.

Bliss hat nichts zu verlieren, außer den Ketten im Kopf, die sind schwer genug, längst materielle Gewalt, kaum gelockert schleppt er sie, unbewegt fahrend, zurück auf den Kontinent, der ihn vertrieb.

Da steht die Frau, Lena, hinter den Alpen aufragend, mit ihrer unumgänglichen, unvermeidlichen Existenz, der schöne Kopf in den Wolken, die Füße noch immer mitten in seinem deutschen Leben, und dazwischen all die gemeinsamen Seufzer wie ein Wind der Vergangenheit, der aus seinen Hirnzellen plötzlich vorbrechen kann und seinen Körper durchfährt.

Da liegt die zermürbende, die langsam zerreibende Banalität seiner Existenz, ohne Wurzeln, über dem Boden, der ist ausgelaugt von Jahrhunderten, oder überdüngt, wie man's sieht, unfruchtbar, abweisend, flaches tägliches Dasein, über das unerreichbar die Menschheitsprobleme wegstampfen, die apokalyptischen Reiter, nach denen wir die Hände und Gedanken ausstrecken, drohend, beschwörend, zornig, verzweifelt, einzeln, im Kollektiv – ihr seid erkannt, nun flieht! doch die Kurskorrekturen, die wir erzielen, sind fast unmerklich und der Abgrund voraus zu breit.

Einen Gott müßte es geben, denkt Bliss, der durch die offene Tür des Steuerhauses die beiden Männer sieht, die das Schiff lenken, der Kapitän in weißer Offiziersuniform zwischen den Maschinentelegrafen, der andere vor dem hölzernen Steuerrad, sein Zivil so lässig wie die Handbewegungen, mit denen er in die Speichen vor seinem Bauch greift und das große Rad nach rechts oder links spielen läßt.

Seine verzweifelsten Wünsche verrät sich Bliss – einen demokratischen, gerechten Allmächtigen, einen aufgeklärten Humanisten, Weltherrscher, der mal eingreift, ja summs nur in deinem elektrifizierten Kopf, den die Tablette freigesetzt hat von Schmerz, der leichte Rausch, die Flucht der Gedanken – es rettet uns kein höheres Wesen, den irrationalen schieläugigen Gauner haben wir abgeschafft, damit wir wissen, wie nackt wir sind, und jetzt hocken wir da in unserm Raumschiff und kennen die Steuerung nicht. Wohin aussteigen.

Auf dem Vordock ein paar Seeleute an den Motoren der Ankerspills, unerkennbar der Zweck ihrer Arbeit. Zum Greifen nah noch immer Möwen auf unbewegten Flügeln über der Brücke, als trüge sie das gleißende Licht. Verschwommen die Berge im Sommerdunst über Attika, die Hochhäuser und Hügel von Piräus und Athen schemenhaft auszumachen unter der Smoghaube, die lag in dem breiten Talkessel gefangen, versprach atemberaubende Hitze.

Nur zwei weiße Rauchwolken bewegungslos durch die gelbliche Schicht hoch hinauf in den milchblauen Himmel. Mehr zu ahnen als sichtbar hinter diesem Schleier die Akropolis.

Die Maschinentelegrafen noch auf Volle Kraft, die beiden Männer hinter den Armaturen sehen nach vorn, sprechen nicht, ihre Haltung eine selbstvergessene Gewißheit, als müsse der stählerne Riese unter ihren Füßen jedem ihrer Gedanken gehorchen. So sollte es sein. Aber das war auch zu erleben gewesen in den Frühjahrsstürmen, wo war das? wie die federleichte, fliehende Luft den Koloß breitseit gepackt hatte, vor Mykonos, und weggeschoben, daß zwei schon festgemachte Trossen zerknallten wie Zwirn, da war die Alkyon einer Havarie am Kai haarbreit entgangen, da hatten die Elemente zum Tanz aufgespielt und gezeigt, wer auf See das Sagen hatte und nicht mit sich spaßen ließ, auf See und wo noch.

Es ist nicht nur die Wand vor der Heimat, die ihn abweist. Wenn er genau angeben könnte, was ihn in diesem Griechenland hält! Viele Gründe für etwas, was eigentlich Erfahrung ist, Erlebnis, Leidenschaft. Kein anderes Land hat ihn so angerührt. Kein Weg wird hier beschritten, ohne einzusinken in Erinnerungen, Gewußtes, von andern Entdecktes, was aber Eigentum ist, persönliches, sein zu erwerbendes Eigentum, weil es menschliches Eigentum ist. Dieser mürbe Boden Griechenlands, gelockert, durchwachsen von den Wurzeln der Freiheit und Schönheit, Prometheus, überall die Denkmäler des Revolutionärs, begraben im Schutt flacher Jahrhunderte, aber er sieht die Hand mit der Fackel oft herausragen aus dem Geröll. Vielleicht hat er es nur geträumt. Helle Tagträume. Italien, Rußland. Das eigene Deutschland – alle Erfahrung zusammengesintert von dieser Sonne.

Eine solche Vertrautheit im Fremden – das war ihm noch nirgends begegnet. Landschaften, die ihm zugleich ins Herz und ins Bewußtsein griffen, die Brücken schlügen in seine Kindheit und den mitgebrachten Schmerz mit Schorf bedeckten, ihn an das eigentliche Leben erinnerten, auf eine sanfte, gewaltlose Weise, vertrauenerweckend. Dann wieder jähre brutale Eingriffe und die Spuren der Grausamkeit, aufreibend bis an den Rand noch unbekannter, ungewagter Fragen. Wo bleibt denn Zeit, die aufzusuchen?

Am Anfang, die Irren! Einzeln aus dem Bus, tapsig, am Arm der Pfleger über den Laufsteg an Deck und abgeschirmt von den Passagieren gleich nach unten in den Bauch der Alkyon, ab nach Leros, ein Bus voll Verrückter, nein, ihr schickt eure Irren nicht ins KZ. In das bunte Heim im Dodekanes am Rand der Türkei, mein Begleitschutz oder was war das, der olympische Hohn auf meine Verirrung, dreißig friedliche Irre, einzeln über den Laufsteg, ausgestorbene Menschen, begrabene Sterne. Arme Irre, Bauernschädel, Arbeiterhände, auch die paar Frauen, mit Kleidern behängt wie Vogelscheuchen, lächelnde, freundliche, aber hinter Panzerglas unerreichbar, und leidende, die Gesichter schon unter der Erde, kaum noch Seelenspuren in den Augen, weggedämpft mit Tranquilizern die Wünsche und Schmerzen und der Widerstand wahrscheinlich für den Transport – die haben mich begleitet wie die zerfallenen Gerippe in den Beinhäusern, so viele Tote, aufgehoben für den Vertriebenen aus Deutschland.

Ich hätte Manfred mitnehmen sollen auf den Friedhof, ihn rausschrecken aus

seiner fraglosen Sicherheit mit den Schädeln und Rippen und Beinen, meine Zelle das Beinhausegefängnis, mein Haar hat sich im Schlaf verfilzt mit dem Kopfkissen, den Haaren des Schädels, geschrien hab ich vor Angst und im Aufwachen an meinen Kopf gefaßt, daß ich den Schädel abreiße, das kann ich ihm erzählen, das war ein realer Traum, der sitzt fest, den nehm ich mit, ein bleibendes Andenken, mein siamesischer Bruder der Totenkopf. Manfred weiß nicht wie eiskalt und steinern sich die Knochen im lebendigen Leib anfühlen können, so unheilbar gesund wohnt er in seinem Körper.

Aber die Brote, die heißen runden Bauernbrote auf dem Bett, die hab ich uns doch gezeigt, die sind auch im Kopfgepäck, das Wunder der Brote – guten Morgen Stelia, kallimera, um drei hat sie den Teig geknetet aus dunklem Mehl mit ihren gichtigen Händen, bei Petroleumlicht, damit Manoussos nicht aufwacht, fünfzehn große Brote ergibt der hellbraune weiche Teig in den Holzformen, der Küchenboden liegt voll trockner Ginsterbüschle aus den Bergen, Nacht strömt aus dem Ofenloch, aber plötzlich entflammt in der Kuppel die prasselnde Hölle, wie entfesselt frißt sich die Flamme im Ofen durchs Reisig, Qualm quillt vorn heraus, dann nur noch Lohe, der Höllenschlund, so haben sie im Mittelalter den Höllenschlund gemalt, dieses wütende Lodern, Stelia die Hexe heizt ihren Backofen und wir stehen davor, können die Blicke nicht wegziehen, Manoussos auf dem Ehebett schaut auch zu, macht keinen Finger krumm für die Frauenarbeit, wartet auf seinen Kaffee und Zwieback, sie schiebt die ausgebrannte Asche zusammen in die Tiefe des Ofens, da schlägt nur noch Hitze aus dem Loch, aber ein Schimmer geht aus von dem Mauerwerk, sagst du, eine kaum sichtbare dunkle Glut, die kleine Nachbarin Anthi wird uns noch vorgestellt, die deckt die alten Lappen von den Formen auf dem Bett, stülpt den Teig heraus auf Stelias Brotschieber, geübte Bewegung, wie sie die weichen Haufen in der Kuppel verstaut – wie das drin zu leben anfängt, wie die Hitze die Moleküle zum Tanzen bringt, die heilige Wandlung, Brotwerdung hinter der Ofentür, über der Stelia drei Kreuze schlägt und uns anlächelt aus ihrem zerfurchten Abendsonnengesicht, etwas verlegen, sehr müde. Noch den Kaffee kocht für die Männer, den Boden fegt. Da liegen fünfzehn runde Laibe braunes, duftendes Brot auf dem Bett, fünfzehn Krustenlandschaften, fünfzehn frisch gebackene Kinder, und die Blicke der Griechen stolz, zufrieden, wie sie unser Staunen erfahren. Auch Manoussos ist stolz, daß seine Frau diese Zauberei, dies Kunststück mit den drei Kreuzen vollbringt. Du nimmst eins auf die Hände, hältst es, reichst es mir, noch warm, sagst jetzt begreif ich, was ein Laib Brot ist – wirklich ein Leib! Oder ein Leben. Ein Stück Leben.

Das stirbt auch, in den griechischen Dörfern. Die Backöfen sind noch zu sehn an den Bauernhäusern, bleiben kalt, sterben aus, die werfen sie in die Beinhäuser ihrer Geschichte. Ein Stück Brot aus Stelias Ofen trag ich in der Tasche nach Athen und den haarigen Schädel im Kopf, ich möchte, daß es im Sozialismus Brotfabriken gibt, aber auch Öfen, wo wer will, seinen Freunden Brot backen kann und es brechen und sagen: Probier mal meine frische Kruste, mit Butter, das ist keine Nostalgie, ihr strengen Genossen, das ist ein Stück Leben gegen die Totenschädel im Kopf, da solltet ihr Wert drauf legen. Schiffe, Schiffe. Die Reede vor Piräus, Museum der Schiffbaukunst.

Alle diese Versprechungen auf Bewegung, Veränderung, die eisernen Bäuche voll Weltstoff. Weitläufig auf dem blauen Teppich, die Frachter und Tanker, regungslos wie verlassen, zwecklos verankert scheinbar über der andern Flotte die die Vaterlandsverteidiger, die vereinigten Griechen hinabgeschickt haben vor Salamis, die Kriegsschiffe der persischen Eroberer, da ist die massierte orientalische Produktivkraft hereingeseegelt, rund vierhundertachtzig vor Christus, den Film hätte man sehn mögen mit dem Großkönig, Xerxes, vom Feldherrnhügel am Ufer, als sie einfuhren in die Enge, die Phalanx der dicken phönizischen Pötte, sich selbst havarierten, Idee von Themistokles, darein die schnellen griechischen Trieren, mit ihren Rammstähnen in die sturmfesten Bäuche, heroisches Geschrei, splitternde Planken, brechende Riemen, die Sonne verdunkelt von Pfeilwolken, nie schwimmen gelernt, die sieggewohnten Heuschreckenschwärme aus Kleinasiens, Abstieg zu den Fischen, was liegt dort unten im wandernden Sand. Radaraugen, ich wünsche mir Radaraugen. Meine Neugier, Altgier, wo kommen wir her, was ist meine Geschichte, die Kindheit des Abendlandes will ich wissen, wir schaffen der Menschheit ihr Gedächtnis, Ahnväter Herodot und Thukydides, ihr habt schon Stelias Brote geschmeckt und geschrieben gegens Vergessen. Eine Wissenschaft gegen das Vergessen, diese teuren Hirne, Historiker, Archäologen leisten wir uns, um das Vergessen zu bekämpfen und den Tod, wir beweisen der Menschheit ihre Unsterblichkeit in unserer Erinnerung. Bis hierher. Und wohin! Noch ein Jahrtausend? Ich weiß nicht mehr, was ich weiß. Was will ich denn wissen –

You have to leave the bridge now, please.

Der Uniformierte mit der Absperrkette in der Hand neben der Steuerhaustür, wedelt Bliss Richtung achtern, klinkt die Kette in einen Schäkel an der Reling, stellt sich an den Außentelegrafen. Das Funksprechgerät in der Linken benutzt er noch nicht, zwirbelt seine buschigen Augenbrauen, verschafft sich bessere Sicht, wie? auf was da unmißverständlich vor ihm liegt, die enge Hafeneinfahrt mit den zwei ärmlichen Leuchtbaken – keine Freiheitsathene mit Sphinxhelm und Meduse, kein Koloß von Rhodos. Aber doch die staubgekleideten Wächter daneben, die Empfangsriesen der Betonstadt, verkünden: Hier, Seefahrer, endet das Reich der freien Winde und Wasser – rotherringte Schlote, verschachtelte Silos und Hallen, klotzige Majestäten am Eingang der Wüste, aus denen quillt der zähe, erstickende Schicksalsstrom, wälzt sich über Attika, unablässig, unaufhaltsam, der Berg Ägaleos gesprengt, zermahlen, pulverisiert, verbrannt zu Zement, über Haine und Äcker und Gräber, rückversteinert zu Löchern, zu Röhren, zu Höhlen und Gerippen, die versucht ein Millionengewimmel zu bewohnen, beleben – welche arme Lüste und fetten Leiden sind da verhängt.

Bliss ertappt sich bei Kritik, nimmt zurück, daß er Änderungswünsche hat. Er dementiert den Gedanken, der rostige Frachter, der gestrandet auf den Felsen vor den Zementfabriken hängt, sei ein vom Minotaurus verschmähtes Opfer. Das ist anders zu sehn, gleichgültiger, gegenwärtiger. Er wird sich nicht aufzuhalten mit der Suche nach dem menschenfressenden Stier im Labyrinth von Athen. Es wird keine Aufträge mehr annehmen, keine Flüsse mehr umleiten wollen in die vermisteten Ställe, er trägt schon das Nesselhemd, erträgt seine brennende Haut, aus der er nicht kann.

Angeberisch sieht es aus, das Tragflächenboot von Ägina oder Salamis, wie es an ihnen vorbeirauscht, unbelebt, alle Fahrgäste unsichtbar hinter den Bullaugen verstaut, bis vor der Mole die weißen Gischtbögen einschrumpfen, der hochgestellte Bug, die Stummelflügel versinken, wie vom festen Boden in Sumpf geraten. Auf der Autofähre nach Kreta, winken bunte Menschen vom Sonnendeck ihre Urlaubslust herüber. Wen oder was meinen die wohl? Bliss' Hand ist von Blei.

Mit halber Fahrt zwischen den Leuchtfeuern hindurch, vorbei an den Kais des Handelshafens, dies lang hingestreckte Hauptbuch des Landes, das Bliss jetzt doch lesen, entziffern muß durch seine Brille. Die herumturnenden Krangertüste vor den fensterlosen Lagerhäusern, festgemachte Massengutfrachter, hängende Saugrohre tief in die Bäuche gestoßen, von dem Container-Stapelplatz fährt unter der Kranbrücke einer der hausgroßen Kästen über das schon hoch über Bord geladene Schiff, ein sehr einzelner Mann winkt von unten, zaubert, daß der Kasten zu den aufgetürmten herabschwelt, beängstigend der Gedanke an einen stärkeren Seegang. Kaum Menschen auf den Schiffen, den wenigen Schleppern, den vertäuten, leuchtend roten Feuerlöschbooten. Bliss sucht die Stauer, die Seeleute, entdeckt auch vor den Schuppen und Hallen, auf den Lagerplätzen mit Hölzern, mit rostbraunem Stahlzeug nur einzelne Arbeiter wie Verirrte, Übriggebliebene, obwohl die Dinge vielfach in Bewegung sind. Bliss merkt, daß ihn die Mechanisierung und Motorisierung der Vorgänge im Hafen stört, er fühlt sich betroffen, seiner Augen beraubt, er sieht einen von Robotern und Computern betriebenen Geisterhafen, der ein Friedhof der Sinne sein muß. Radikaler noch stellt er sich vor, daß dieser jahrtausendalte Urort des Lebens, durch Neutronenbeschuß von menschlichem Schmutz gesäubert, sein Programm automatisch weiterführt, weiter das Nahe und Ferne austauscht, die Waren und Güter verlädt und verschickt, Schiffe, Laster, Züge in selbstgesteuerte Bewegungen setzt zu menschenleeren Zielen, die perfekteste, zweckvollste Organisation für das Nichts.

Die lichtblau blitzenden Schweißfeuer von der Bordwand des Kümo auf der Helling rufen seine Gedanken zurück, da, weiß er, sind Hände beteiligt, die führen Schweißdraht und Elektrode, da wird geschwitzt und geflucht, und er sieht die braunen Gestalten im Vorbeifahren mit Sympathie. Seltsame Befriedigung der Sinne, die für ihn noch immer von einer ordentlichen, schmutzigen Arbeit ausgeht, die etwas herstellt, etwas mit Nutzen bewegt. Immer wenn er nur zuschaut, spürt er die Faszination in den Fingern. Er lacht, weil ihm Anklams Empörung über solche intellektuellen Lüste einfällt – der wär gern Professor! Sagt, kein Betriebsrat, der mal freigestellt war, will zurück an die Maschine.

Das Sonnendeck verlassen, kein Gepäck mehr an ihren Sesseln, ein Matrose fegt die Hinterlassenschaften der Touristen zusammen, die drängeln sich schon unten am Ausgang. Wo steckt Manfred! Eine Hitze jetzt. Kein Luftzug. Der gestockte Atem der Stadt, eine Wand, die hat die Alkyon gebremst, zum Stillstand gebracht. Das Schiff liegt bewegungslos, lauert am Eingang des viereckigen Hafenbeckens, mustert die an den Kais vertäuten weißen Stahltiere, sucht einen freien Ruheplatz. Wirbelt plötzlich das dreckige Wasser neben der Bordwand auf, hat also ein Strahlruder, dreht langsam um seine

Querachse, Panoramaschwenk vor zwanzig oder dreißig Kreuzfahrern, Fähren, Ausflugdampfern, vor dem auf die Hügel gezogenen, von den Straßen schluchten tief eingekerbten, steingrauen Schimmel.

Und da Manfred zwischen den Rettungsbooten, allein, an die Reling gelehnt, liest. Ein smarter Geschäftsmann könnte der sein, Jung-Unternehmer. Der Mann Genosse in Thälmanns KP! Ballt die Faust mit einer goldenen Automatik am Handgelenk! Liest nicht den Ritsos, hat wieder seinen Musil vor. Fährt durch diese Welt von Hafen und schaut nicht hin, lustwandelt in der Donau-Monarchie. Als wär das keine Realitätsflucht. Wir sind doch Brüder, Bruder. Auch im Verrat, was meinst du?

He Kollege, schau dich um – wir sind angekommen, wo du mich hinhaben wolltest!

Anklam sah hoch, kein erschrockener Blick, hat ihn wohl bemerkt, etwas freundlicher Spott in den Augenwinkeln: noch nicht. Das ist erst der Anfang von deinem Rücksturz zur Erde. Er klappte das Buch zu, schob es in die Reisetasche. Hast du mich gesucht? Und als Bliss nickte, mit einer überraschenden, offenen, warmen Stimme: Das freut mich. Ich dachte, ich hätte vielleicht wieder mehr gesagt, als du erträgst.

Tut dir was leid?

Komm Vik, das ist eine unernste Frage, sagte Anklam mild tadelnd. Ich habe in deinem Ritsos gelesen, vorhin.

Und? fragte Bliss gespannt.

Schön. Aber ist nicht meine Literatur. Ich les lieber vom Leben.

Den da, wie? Bliss zeigte auf die offene Tasche, aus der das dicke Buch herausragte. Dafür verschenkst du das Leben vor deinen Augen!

Gott, Vik – mein Hafen ist Düsseldorf in der BRD. Ich kann Folklore nicht ab. Kapier das mal. Ich mag Menschen.

Und ich interessier dich doch noch für dies Land! sagte Bliss hartnäckig.

Anklam nahm sein Jackett von einem Haken des Rettungsbootes, lachte: Verschaff mir ein anständiges Frühstück, ohne Sonne im Bier, dann bin ich kompromißfähig.

Also gibts noch gemeinsame Interessen, sagte Bliss einverstanden, griff sich den Koffer und seine Reisetasche. Danke, daß du die mitgebracht hast. Ich zeig dir jetzt den dreckigen Piräus und mitten drin ein paar saubere frische Hörnchen und einen großen Nescafé mit viel Milch.

Mein Durst schmeckt mehr nach Bier.

Kriegst du alles. Sogar von deutschen Großvätern. Noch eine Geschichte. Der erste bayrische Otto, der hier vor hundertfünfzig Jahren nach der Befreiung den Sultan abgelöst hat, der hat seinen Bierbrauer Fuchs mitgebracht. Seitdem heißt das griechische Bier Fix. Kein Gerücht. Unsere Bayern haben die Hellenen mit Bier kolonisiert, wie die Amerikaner Europa mit Cola.

Anklam rümpfte die Nase. Und in Leningrad bauen sie eine Pepsi-Fabrik! Was Unsere drei Jahre lang belagert haben, ohne reinzukommen.

Siehst du keinen Unterschied zwischen Cola und Kanonen?

Ich weiß, was mir lieber ist, grinste Anklam, aber ich möchte mal einen finden, der mir erklärt, warum die Amerikaner nicht so verrückt sind auf Russenkittel wie die Polen auf Jeans.

## Heinz Vestner Laudatio

Wie, Dichter  
in dürftiger Zeit  
und Prophet des Unbekannten,  
wenn du  
die dir bemessene Zeit  
genutzt hättest,  
die Wurzeln deiner Sehnsucht  
auszugraben  
und die Beschaffenheit des Bodens  
zu studieren,  
auf dem sie blüht?

## Reflexion

Über das Mögliche  
wissen wir, daß wir es früher  
für unmöglich gehalten haben.

Vom Unmöglichen aber  
wissen wir einstweilen nur,  
daß wir es noch nicht versucht haben.

## Über den Tod

Daß der Tod  
immer gleich ist  
für jeden, beweist nicht,  
daß jeder den gleichen Tod stirbt.  
Noch viel weniger  
die Ungleichheit der Lebenden:

## Alpen, von fern

Eigentümlich ist es  
den Bergen, daß  
sie vertraut scheinen  
und nahbar  
im Grad ihrer Entfernung.

Ähnliches wünschen wir uns  
und machbar  
von denen,  
die neben uns wohnen  
und unter uns.

### He Joe –

He Joe –  
je daran gedacht,  
daß man gehen muß,  
um das Ziel zu erreichen?

He Joe –  
je daran gedacht,  
daß man stehen muß,  
um die Geschwindigkeit  
der Welt abzuschätzen?

He Joe –  
je daran gedacht,  
daß die Art deines Sterbens  
dein Lebensurteil sein wird?

He Joe –  
je daran gedacht,  
daß alles in dir  
von draußen ist  
und alles draußen  
von dir kommt,  
solange du lebst?

### An die Knienden

Unsichtbar  
wird bleiben  
das Kommende,  
solang  
eure gesenkte Stirn  
Schatten wirft  
vor eure Augen.

### Auf einen Grabstein

Er war  
wo er gebraucht wurde,  
und er kam  
freiwillig.

### Über das Maß

Was die Vielzahl  
der Stufen  
beweist,  
ist die Höhe des Ziels.

### Ziel

Den Weg gehen,  
der unter den Schritten  
entsteht.

### Artur Troppmann Verleumdung

Es wird ja nicht  
so teuer gewohnt  
wie die Häuserbesitzer  
vermieten

Es wird ja nicht  
so viel gelogen  
wie die Springers  
drucken

Es wird ja nicht  
so faschistisch gedacht  
wie die Neonazis  
reden

Es wird ja nicht  
so viel profitiert  
wie die Rüstungskonzerne  
einstreichen

### Reprivatisierung

Alles muß  
reprivatisiert werden:  
Das Fernsehn  
die Müllabfahr  
die Polizei  
die Post  
die Bundesbahn  
das Militär  
der Zoll  
die Regierung  
und schließlich  
auch noch der Mensch  
Jawohl  
wir wollen wieder  
Leibeigene sein

## Hans van Ooyen du hast einen schrei gehört

du hast einen schrei gehört einen  
weißen schrei von weither der die blätter  
der bäume in bewegung setzte

einige vögel  
sind aufgeflogen wolken zogen über deinem  
kopf die frau auf der bank neben dem rhododendron  
hat einen verstorbenen blick lang von ihrer zeitung  
aufgesehen ein wagen ist vorübergefahren von drinnen  
hat man dir ein zeichen gegeben du hast  
eine zweite tasse kaffee bestellt hast mit einem  
streichholz deine fingernägel gesäubert hast nach den  
vögeln gesehen den vögel auf ihren schwarzen ästen  
die bedienung kam mit dem kaffee

haben sie auch  
den schrei gehört hat sie gefragt du hast  
vermieden sie anzusehen war da ein schrei  
hast du gefragt hast milch in den kaffee geträufelt

## Marlene Roeder Aneinandergereiht

Kontinente mit dem Flugzeug  
Bohnen Birnen und Speck  
Orchideen im Topf  
Träume im Kopf  
und ungedeckte Schecks  
auf der morschen Bank  
auf der ein Spatz spaziert

Sekunden mit dem Zeiger der Uhr  
von Cartier  
Rachmaninoff Rechtfertigung und Reibekäse  
Lachen im Löwenzahn  
Wort und Umwege  
Kilometer  
Süchtig

Momente und Menschen  
mit der Haut  
meiner Haut  
die noch auf keinem Markte hängt

## Holdger Platta Deutsche Aufklärungsgeschichte

### Achtzehntes Jahrhundert

Das Bürgertum  
macht sich

### Neuzehntes Jahrhundert

Das Bürgertum  
macht sich  
auf

### Zwanzigstes Jahrhundert

Das Bürgertum  
macht sich  
auf  
und davon

## Bestechendes Aussehen

Begeistert  
von der Schönheit  
des Schlosses Chambord

vergaß ich  
für Augenblicke

den Haß  
auf die Geschichte  
seiner Entstehung

## Brasilianische Dialektik

Was nützt uns  
die Zensur  
unserer Presse  
wenn

die  
für die  
wir zensieren  
nicht lesen

können?  
So fragte  
sich die brasilianische  
Regierung  
und beschloß  
ein Alphabetisierungspro-  
gramm  
zur besseren  
Verbreitung

ihrer Zensur

## Briefumschläge

Offene Briefe  
werden kaum noch  
veröffentlicht

Dafür  
öffnet man nun öfters  
verschlossene

## Dreckskerle

I  
Warum  
den Staub aufwirbeln  
in den  
die anderen  
getreten worden sind

II  
Freier atmen  
läßt sich doch  
nur

wenn der Dreck  
liegenbleibt

III  
Die Luft ist rein  
sagt der Einbrecher  
wenn er  
den Tatort  
verläßt

IV  
Die nach oben blicken  
sehen die Spuren  
im Staub  
nicht

## Vera Botterbusch Stacheldrahträume

In den Stacheldraht-  
träumen meiner Kindheit  
verlor ich  
den Vater.

Ich hab ihn  
nie wiedergefunden.

Mag sein,  
er fand  
nicht mehr zurück  
aus den Stacheldrähten  
des Kriegs.

So sprach er  
nicht gern  
vom Frieden.

## Gerd Herholz Vexierbild

Ich steh auf dem Kopf  
und  
trag einen Mantel aus Himmel  
Hab ein Gesicht  
aus uralten Ästen  
Was an mir  
Hand und Fuß ist  
bleibt gut versteckt

Mich findet nur  
wer mich sucht

## Rakadabra

Die Ämter beschieden mich schlägig.

Ein bißchen Wechslung  
täte schon not.

Komm  
wir tauschen wegige Gedanken aus  
und  
takeln die Schiffe.

Jetzt geht es endlich wärts mit uns.

## Karl-Heinz Schuck Dein Beitrag

Aus Deinem Mund spricht das kühne  
Denken verbrannter Ketzer zu unserer Tochter.  
Deine Hände nähen aus zerfetztem  
Königspurpur das Kleid einer Kasperlespuppe.  
Heilige Meßbecher brauchst Du beim Kochen von Brei.  
Im Garten hast Du eine Linde gepflanzt  
für unsere Enkel. Lindenträume schleudern  
Aromen und Äste nach der Sonne,  
ein unüberwindlicher Wall für Raketen.

## Siegfried Macht Taktik

Wenn wir uns nicht rüsten  
holen sie uns  
alles weg.

Also rüsten wir uns  
alles weg.  
Dann gibt es  
nichts zu holen.

## Uwe Gardein ein ordentliches leben

ich hänge mir meine paßnummer  
um den hals  
ritze in die haut  
meine blutgruppe  
trage auf der stiern  
meine steuernummer  
ein  
ordentliches leben erstrebend

## Coren Caplan Dringende Bedürfnisse

Herr Mann spricht:

„Dringend brauchen wir  
Neue Gardinen, einen Teppich  
Im Flur, noch nötiger Skier,  
Sicherlich eine neue Uhr.

Was wir brauchen  
Sind nun wirklich bescheidene Wünsche.  
Niemand kann uns überdies abstreitig machen,  
Daß die paar Dinge nicht doch nötig sind.

Wir haben nur gesagt, was wir am nötigsten  
Brauchen.  
Wir haben nicht gesagt, was wir sonst  
Gut gebrauchen könnten.

Jeder macht sich halt sein eigenes Bett.  
Und wenn wir sagen, daß der Teppich im Flur  
Für uns absolut lebensnotwendig ist,  
Geht das niemanden etwas an.

Schließlich haben wir unser eigenes  
Leben zu leben.  
Niemand gibt uns etwas dazu,  
Wenn wir plötzlich Mangel erlitten.

Einschränken müssen wir uns,  
Um uns dies alles zu leisten.  
Geschenkt worden ist uns nichts.  
Alles ist redlich verdient.

Unsere kleinen Freuden lassen  
Wir uns nicht nehmen.  
Schließlich steht jedem frei,  
Seine Bedürfnisse zu wählen.

Wir brauchen die Skier  
Und denken übrigens völlig sozial  
In dieser Beziehung, denn die Ski-Industrie  
Könnte ohne uns Kunden ja gar nicht leben.

Was wir uns nicht leisten  
Können, ist falsches Mitleid an falschem  
Platz: in der dritten Welt ginge es niemandem besser  
Ohne unser kleines Glück hier.

Es ist schon schrecklich, und tut uns ja leid,  
Wenn es andere anderswo eben nicht schaffen  
(Fragt sich, warum nicht . . .?), was man so hört.  
Tja, da kann man nichts machen.“

## Norbert Umsonst Rückgrat

Der Pazifismus  
ist das Nervengift  
unseres Gegners  
Lieber rot zu sein  
als tot  
lautet die Kapitulation  
des krankhaft  
verweichlichten Spießers  
Rückgrat  
fordern die  
Reaktionäre  
Tauglichkeit  
für den Ernstfall.

## Sirenen

Nicht vom Krieg  
ist die Rede beteuern  
die Unterhändler der Bombe  
Das Heulen der Sirenen  
dient der Überprüfung  
der Sicherheit

## Monika Littau Bruchrechnung

Diese dreigeteilte Welt  
ist doch nur entzwei.  
Wer sät,  
erntet nicht.  
Wer hungert,  
macht satt.  
Wer arbeitet  
ist schwarz  
wie ein Bergmann.  
So ist sich manches nah.

## Jürgen Maruhn Weltbild

Aus fünfzig Gramm „Welt“  
und fünfzig Gramm „Bild“  
formt der Wirrkopf  
sein Weltbild.

Gerd Deumlich  
Für menschlicher Genüsse fähige Sinne

*Kultur im Befreiungskampf der Arbeiterklasse*

„Der Marxismus als Ideologie ist tot wie eine Kirchenmaus“, verriet Franz Josef Strauß einer staunenden Menge an jenem Pfingstsamstag anno 1982, als die CSU erstmals eine Hälfte ihres Parteitages als öffentliche Polit-Gaudi auf dem Münchner Königsplatz stattfinden ließ. Eigentlich hatte sich der Sprücheklopfer mit seinem verbogenen Wortbild selbst widerlegt, denn Kirchenmäuse sind zwar sprichwörtlich arm, aber ansonsten meist quickebendig. Bezuglich des Marxismus ist Strauß jedoch nicht nur ein Lapsus unterlaufen, hier verfällt er in blankes Wunschdenken, um sich wenigstens in der eigenen Einbildung einer widerwärtigen und beängstigenden Wirklichkeit zu erwehren. Bei Friedrich Engels werden wir daran erinnert, mit welch forschem Anspruch die Bourgeoisie einst auftrat: „Was für die herrschende Klasse gut ist, soll gut sein für die ganze Gesellschaft, mit der die herrschende Klasse sich identifiziert.“ Da dies allerdings mit forschreitender Kapitalherrschaft kaum durch lauter Wohltaten einzulösen war, vielmehr „die von ihr geschaffenen Übelstände . . . zu beschönigen oder wegzuleugnen“ waren, sah sich die Bourgeoisie „genötigt . . . eine konventionelle Heuchelei einzuführen . . ., die zuletzt in der Behauptung gipfelt: Die Ausbeutung der unterdrückten Klasse werde betrieben von der ausbeutenden Klasse einzig und allein im Interesse der ausbeuteten Klasse selbst; und wenn diese das nicht einsehe, sondern sogar rebellisch werde, so sei das der schnödeste Undank gegen die Wohltäter, die Ausbeuter“ (Marx/Engels, Werke, Band 21, S. 172).

In dieser Hinsicht ist sich die Bourgeoisie treu geblieben. Obwohl sie Grund genug hat über Undank als der Welt Lohn zu räsonieren, kann sie das nicht in ihrer Selbstgefälligkeit beirren, ihre Herrschaft für das ewige Maß aller Dinge zu halten. Namentlich wenn sich bourgeoise Denker mit dem Begriff Ideologie anlegen, konkurriert ihr falsches Bewußtsein mit der Anmaßung, dieses müsse von aller Welt für bare Münze genommen werden. Ihre Ideologie ist die Selbsttäuschung, das Kapitalinteresse sei die Inkarnation des gemeinschaftlichen Interesses aller Mitglieder der Gesellschaft, die bürgerliche Freiheit die Freiheit schechthin und ihr Ende das Ende jeglicher Freiheit, wie die kapitalistische Gesellschaft überhaupt die beste aller denkbaren Ordnungen und ihr Untergang die Zerstörung jeglicher Zivilisation sei. In der Aufstiegsepoke der Bourgeoisie entstanden, sieht sich dieses bürgerliche Klassenbewußtsein längst in historische Verlegenheit gestürzt; um so mehr hüten sich seine Träger davor, die politischen, ökonomischen, juristischen, pädagogischen, philosophischen, ästhetischen und moralischen Äußerungen ihrer Klasseninteressen etwa in den Geruch von „Ideologie“ geraten zu lassen. Wer sich ohnehin schon mit „Sinnkrisen“ herumplagen, die eigenen Reihen gegen „Endzeitstimmungen“ aufmuntern und beim Glauben an die eigene Vollendetheit halten muß, kann einfach nicht zulassen, daß die partikuläre, die Klassennatur seiner Interessen und Anschauungen bloßgestellt wird.

Ideologie ist demnach allein jenes vom Marxismus ausgeheckte widerborstige

Selbstverständnis einer angeblichen Arbeiterklasse und ihr respektloser Anspruch auf die Zukunft, wogegen die Ewigkeit und Unabhängigkeit des Bestehenden behauptet werden muß. Da ist auch die spärlichste Regung von proletarischem Klassenbewußtsein als Ausdruck einer tatsächlichen selbständigen Existenz und Bewegung der Arbeiterklasse gefährlich genug, um sofort als „Ideologie“ perfidiert zu werden. Davon bleibt nichts verschont, auch nicht die zweite Kultur, die nicht gerade wenig von dem ausmacht, was an Bewußtsein einer eigenen Identität in der Arbeiterklasse vorhanden ist. Selbst die vom Standpunkt des sozialistischen Ziels der Arbeiterbewegung begrenzten – nichtsdestoweniger unverzichtbaren und verteidigungswerten – sozialen Errungenschaften, die mittels gewerkschaftlichem Kampf im Rahmen der bundesdeutschen kapitalistischen Gesellschaft verwirklicht werden konnten, werden als die „ideologisch infizierten . . . Segnungen des Wohlfahrtsstaates“ beklagt, welche die „deutsche Volkswirtschaft (dazu gehören offenbar die produktiv tätigen Arbeiter und Nutznießer jener „Segnungen“ nicht; „die Wirtschaft“, als das versteht sich allemal noch das Unternehmertum) . . . über sich ergehen lassen mußte.“

Welch eine Erleichterung hingegen: „Die Pläne der neuen Koalition für die Wirtschaft folgen zum Glück nicht mehr einer wie auch immer gefärbten Ideologie. Sie sind von ökonomischer Rationalität bestimmt . . . In erster Linie sollen private Initiativen, vor allem die Investitionen der Privatwirtschaft, mobilisiert werden.“ (FAZ, 11. Oktober 1982.) Ein Hundsfott mindestens, wenn nicht gar ein marxistisch-ideologischer Demagoge, wer behauptet, daß hier vom Kapitalinteresse die Rede ist – es geht selbstredend um das Heil für das Ganze.

Die hemmungslose Sucht des Kapitals nicht nur nach Profit, sondern auch danach, das Profitprinzip als die ultima ratio des gesellschaftlichen Gesamtinteresses auszugeben, hat bereits Karl Marx treffend charakterisiert. Für die bürgerliche Ideologie handelt es sich „jetzt nicht mehr darum, ob dies oder jenes Theorem wahr sei, sondern ob es dem Kapital nützlich oder schädlich, bequem oder unbequem, ob polizeiwidrig oder nicht. An die Stelle uneigennütziger Forschung trat bezahlte Klopffechterei, an die Stelle unbefangener wissenschaftlicher Untersuchung das böse Gewissen und die schlechte Absicht zur Apologetik“. (K. Marx, Nachwort zur zweiten Auflage des „Kapital“, 1873; Marx/Engels, Werke, Dietz Verlag Berlin, Band 23, S. 21.)

Genau in diesem Sinne läuft die mit dem Regierungswechsel in Angriff genommene „Wende“ darauf hinaus, die Berechtigung sozialer und politischer Ansprüche der Arbeiterklasse prinzipiell zu bestreiten; alles hat sich den Werten der Marktwirtschaft, der „Rationalität . . . der Privatwirtschaft“ unterzuordnen. Um dem Ganzen die rechten Konturen zu geben, wird die jüngere Vergangenheit neu, schon bis zum Lachhaften interpretiert. So finden sich ehemals regierende Sozialdemokraten angeklagt, etwas getan zu haben, was sie sich selbst nicht im Traume zugetraut hätten: sie hätten dreizehn Jahre lang „sozialistischen Überschwang“ vollführt, während jetzt wieder „liberale Grundzüge zum Zuge“ kommen. (FAZ, 2. November 1982.)

Dennoch fragt man sich in den Spitzen der Gesellschaft, „ob hochgemute Annahmen realistisch sind, das Publikum, das über Jahrzehnte damit verwöhnt

wurde, dynamische Sozialleistungen zu empfangen, wie Wasser aus der Leitung, sei leicht dafür zu gewinnen, durch Verzicht jetzt den Zusammenbruch des Systems in späterer Zeit zu verhindern“ (FAZ, 21. Dezember 1982). Hierin spiegelt sich zwar der ganze Zynismus einer herrschenden Klasse, die weniger denn je dazu fähig ist, die Lebensansprüche der arbeitenden Menschen zu erfüllen, aber eben auch die Hoffnung, wenigstens Teile der arbeitenden Klasse zur Aufgabe ihres legitimen Leistungs- und Anspruchsbesitzseins, zur ehrfürchtigen Anerkennung des Primats der Kapitalinteressen als der tragenden und treibenden Kraft des „Gemeinwohls“ bewegen zu können. Das spekuliert unverhohlen auf die Unsicherheit der Arbeiter in den Betrieben, „denen an vielen Stellen die Angst um den Arbeitsplatz dicht auf die Haut rückt. Die Fälle mehren sich, in denen Belegschaften Lohnsenkungen hinnehmen wollen, wenn dadurch Arbeitsplätze sicherer werden“ (FAZ, 23. Dezember 1982).

Und denen, die schon die Arbeit verloren haben, predigt die FAZ zu Weihnachten 1982, nicht der „Verführung“ zu erliegen, „sich selbst aufzugeben“, vielmehr gelte es mit gestärkter „Selbstverantwortung“ „sich selber zu helfen“. Gemeint ist natürlich nicht der organisierte, solidarische Kampf für das Recht auf Arbeit, sondern Anpassung und auf dieser Basis Pflege des eigenen „Selbstvertrauens“, denn „gerade die Tüchtigen unter den Arbeitslosen . . . machen sich selber Vorwürfe“, empfinden, daß Arbeitslosigkeit „ein persönlicher Mangel oder sogar Makel sei“. Dem soll nicht etwa mit Aufklärung über die Verantwortung des Systems abgeholfen werden, alles soll hübsch nach dem „Gebot zum Mitleiden und Helfen“ laufen; „das ist auch der beste Schutz vor kommunistischer Infiltration“. Schlimm genug, „daß die verwöhnten Kinder der Unbescheidenheit . . . (Heinrich Bölls Autorität wird dafür verantwortlich gemacht, daß sein Satz vom ‚Ende der Bescheidenheit‘ der Schriftsteller zum Leitmotiv eines ganzen Jahrzehnts geworden sei) in eine Arbeitslosenhysterie zu geraten drohen“. Dies sei „im politisch-ideologischen Bereich . . . ein willkommenes Mittel, unser Wirtschaftssystem in Frage zu stellen“. Doch „wir brauchen uns diesen Schuh nicht anzuziehen. Solange es Millionen Menschen in Europa gibt – von den Ländern außerhalb Europas ganz zu schweigen –, denen wir kein größeres Geschenk machen könnten, als bei uns arbeitslos zu sein . . . besteht kein Anlaß, uns moralisch in die Defensive drängen zu lassen“ (FAZ, 24. Dezember 1982). Das Versagen gegenüber dem elementaren Menschenrecht auf Arbeit wird durch den Zynismus gegenüber den Arbeitslosen im eigenen Lande noch übertroffen! Da paßt es ins Bild, daß der CDU-Kanzler Kohl, den „demokratischen Sozialismus“ plagiierend, die „Gesellschaft mit einem menschlichen Gesicht“ als Ziel proklamiert (FAZ, 14. Oktober 1982), aber einschränkt, diese Gesellschaft sei nicht in der Lage, „jedem einen Arbeitsplatz zu garantieren. Sie sollte für jeden aber eine sinnvolle Tätigkeit bereithalten“ (FR, 7. Dezember 1982). Dieser feine Unterschied wurde auf einer Tagung der Konrad-Adenauer-Stiftung erhellt. Dort wurde u. a. gefordert, „Beschäftigung mit bisher ‚ungetaner Arbeit‘ wie Pflege, Fürsorge, Zuwendung und ähnlicher Dienstleistung mit entsprechenden Abstrichen bei den Versorgungsansprüchen“ anzubieten. „Die dort Beschäftigten könnten allerdings keine

„materielle Parität“ mit den in der gewerblichen Wirtschaft Beschäftigten beanspruchen“ (FAZ, 10. Dezember 1982). Also eine Art neuer Arbeitsdienst soll her, der die Arbeiterklasse noch weiter aufspaltet, die Skala der Ausbeutung um eine weitere Erniedrigung abstuft.

Die Therapie, die angewandt wird, um die „Wende“ zu vollbringen, ist zwar gemessen an dem Ziel, die Krise zu beheben, Kurpfuscherei, doch kann damit zunächst schädliche Wirkung angerichtet werden: Anknüpfung an opportunistische und sozialreformistische Illusionen in der Arbeiterklasse, Verketzerung von Arbeiter-Klassenbewußtsein, Ausnutzung des materiellen und psychologischen Krisendrucks, Propagierung konservativer Werte in Verbindung mit praktischen Maßnahmen zur strikteren Formierung der ganzen Gesellschaft nach den Maßgaben eines „marktwirtschaftlichen“ Gesellschaftsbildes. In der Arbeiterklasse soll Solidarität durch „Eigeninitiative“, als individualistisches Konkurrenzdenken verstanden, ausgehöhlt, sollen Regelungen, die kollektiv erkämpft und kollektiv funktionierend Rechte der Klasse zugunsten von sozialer Sicherung und Mitbestimmung ausmachen, durch „Selbstverantwortung“ abgelöst werden. Jeder ist sich selbst der Nächste, jeder ist jedem sein Teufel – und alle stehen sie ihrem Klassenfeind machtlos gegenüber!

Auf diese Weise sollen nicht nur wirtschafts- und sozialpolitische Standards der Arbeiterklasse auf der Strecke bleiben, sondern auch bildungs- und kulturpolitische, eigentlich alle ihre gesellschaftspolitischen Ansprüche. Zum Beispiel der erkämpfte Ansatz für die Ausweitung des Rechts auf Bildung für Arbeiterkinder. Die CDU-Bildungsministerin, Dorothee Wilms, sieht in der Abschaffung des Schüler-BAFöG und der Umstellung der Studenten-Stipendien auf Darlehen nicht nur eine Möglichkeit, Geld zu „sparen“, sondern die „Möglichkeit für einen ordnungspolitischen Neubeginn“; sie verspricht sich davon „erzieherische Wirkungen“ (Spiegel, Nr. 50, 13. Dezember 1982).

„Die Bundesrepublik lebt von ihrer wissenschaftlichen und praktischen Elite“ (Spiegel, Nr. 43, 25. Oktober 1982). Nun demonstrierten die jungen Leute Anfang Dezember in Bonn für die Verteidigung des BAFöG „mit dem Argument, sie wollten sich nicht zu Elitestudenten ‚züchten‘ lassen“. Sie werden als „Dummdreiste“ abgefertigt: „Es besteht keine ‚Gefahr‘, daß sie je eine Elite werden – weder mit noch ohne Stipendien“ (FAZ, 17. Dezember 1982). Das sitzt, nicht wahr; so muß man diesen Schnösels und Schnorrern aus den unteren Schichten zeigen, wo sie hingehören; vielleicht finden sich trotzdem noch genügend Naive, die weiter an die Legende vom „Privileien-Kampf“ demonstrierwütiger Studenten glauben!

Oder die bisher noch weit von einigermaßen akzeptabler Verwirklichung entfernte Forderung nach Einfluß der Arbeiterklasse auf die Massenmedien. Wollte der FDP-Graf Lambsdorff schon als Wirtschaftsminister im Kabinett Schmidt in seinem berühmt-berüchtigten Thesenpapier „auch Schulbücher, Lehrpläne und Medien . . . stärker im Dienst der Marktwirtschaft zur Aufklärung über den Wert wirtschaftlicher Selbstständigkeit eingesetzt“ sehen (FR, 13. September 1982), sieht die CDU/CSU-FDP-Koalition in der Zulassung neuer privater Medien „wahrhaft liberale, freiheitsschaffende Aufgaben“; Spranger, CSU-Staatssekretär des CSU-Innenministers Zimmermann, erwartet vom Springer-Burda-TV: „Die Befreiung des Staatsbürgers von einseitiger ideolo-

gischer Gängelung wird bedeutende, bisher falsch gebundene Kräfte freisetzen.“ (Bayernkurier, 28. August 1982).

Alle Forschheit, mit der die Akteure der „Wende“ zu Werke gehen und alle ihre hochgespannten Erwartungen lassen allerdings erkennen, daß sie ihre Mühen mit einem zweckoptimistischen Wortgeklingel ableisten, das offenbar zuvörderst dem eigenen krisengetrübten Gemüt auf die Sprünge helfen soll. Kohl beschwört „die Tugenden der Klugheit, des Mutes und des Maßes“ (FR, 13. Oktober 1982). Geißler ruft nach „geistiger Erneuerung“, nach einem „neuen Anfang“ mit „neuen Grundsätzen“, will „neue Energien und Initiativen freisetzen“, auf daß die Leute „wieder den Mut bekommen, die Ärmel hochzukrempeln“ (FR, 7. Oktober 1982). Nach Blüm „muß jetzt ein Ruck durch die ganze Nation gehen“ (Spiegel, Nr. 49, 6. Dezember 1982). Und Barzel bekundet in seinem Buch „Unterwegs – woher, wohin?“ (Droemer Knaur Verlag München/Zürich): „Ich bin froh, zu leben, jetzt zu leben; spüre eine neue Zeit nahen.“

Kein Wunder, daß eine von der Hanns-Martin-Schleyer-Stiftung geförderte Untersuchung über die Lebensstile und Weltbilder 14- bis 19jähriger Jugendlicher zur rechten Zeit mit der tröstlichen These aufwartet, „daß die Mehrheit der Jugendlichen trotz der augenblicklichen Sympathie für die Alternativbewegung für konservativ-christliche, bürgerlich-idealistische Wertvorstellungen zu gewinnen seien . . . Ein großer Teil der Jugendlichen, vor allem der künftigen Eliten, ist bereit, sich in den bürgerlichen Traditionen wiederzuerkennen“. Damit sind vornehmlich kulturelle Traditionen gemeint. Die konservativ-christlichen Parteien und die Unternehmer werden aufgefordert, sie sollten diese kulturelle Tradition und die Leistungsgesellschaft „ineinanderschieben“ und zu einer verständigen Einheit werden lassen. Denn immerhin wird „mit harten Wert- und Orientierungskämpfen“ gerechnet (FR, 14. Dezember 1982). Man hat sich schließlich viel vorgenommen. Nicht bloß die „Veränderungen von ein paar Haushaltsposten oder Steuersätzen . . . ein Wandel im gesellschaftlichen Klima, in den sozialen Normen und Werthaltungen ist das Ziel“ (FAZ, 1. Oktober 1982).

Müssen wir bänglich darauf gefaßt sein, daß die Rechnung der Reaktion aufgehen wird, nur weil sie ein Ziel und offenbar auch ein Konzept hat? Damit ist diese Runde der Auseinandersetzungen um die gesellschaftliche Entwicklung in der Bundesrepublik nach längst nicht entschieden. Es sei denn, man resigniert vor der Aufgabe, oder man gibt nichts darauf, der Arbeiterklasse klar zu machen, was für sie auf dem Spiele steht. Die Kommunisten sind da bekanntlich in ihrem Optimismus nicht zu erschüttern, obwohl ihnen das die eigene Klasse, weiß Marx, schwer genug macht. Aber: erstens bestätigen gerade die neuerlichen Angriffe auf die Lebensrechte wie die ideologischen Positionen der Arbeiterklasse die marxistischen Anschauungen über das historische Subjekt Arbeiterklasse – wenn man sich nicht nur an ihr schadlos halten, sondern sie regelrecht um ihre Identität bringen will, muß wohl gerade in dieser Klasse die entscheidende Gefahr für die Kapitalherrschaft gewittert werden; zweitens zeigt das anwachsende Engagement von Teilen der Arbeiterklasse im Kampf für die Verteidigung sozialer und politischer Rechte wie in der

Friedensbewegung die ungebrochene Lern- und Handlungsfähigkeit dieser Klasse;

drittens: weiß jemand, außer theoretischer Leugnung und praktischer Ignoranz der Klassenfeindschaft oder sozialpflegerischem Mitleiden, einen anderen Weg, dem Phänomen Arbeiterklasse Rechnung zu tragen, als auf die Entfaltung ihrer revolutionären Kraft und Rolle zu setzen, alles dafür daranzusetzen? Soll Strauß Recht haben mit der Totsagung des Marxismus? Wer keinen Grund hat, sich gegen die Arbeiterklasse zu stellen, kann es nur wie Marx mit ihr halten, erst recht, wer sozial dazugehört.

Also: Sich der Aufgabe stellen und der Arbeiterklasse reinen Wein einschenken: daß es weder darum gehen kann, sich auf die Leimrute einer „Partnerschaft und Solidarität über alle Gruppen und sozialen Grenzen hinweg“ (Kohl/FR, 14. Oktober 1982) locken zu lassen, noch auf „das Geburtsgeschenk dieses Staates . . . die Gleichberechtigung der Arbeitnehmer“ (Schmidt/FR, 10. Oktober 1982) zu pochen – weil beidem der Klassengegensatz von Kapital und Arbeit entgegensteht. Von dieser Realität ist auszugehen. Das besagt: wenn unter den heutigen Bedingungen der kapitalistischen Krise und der imperialistischen Hochrüstung im Zuge des „Wandels im gesellschaftlichen Klima“ der Arbeiterklasse vor allem ihr „Anspruchsenken“ ausgetrieben werden soll, dann geht konkret bezogen an den Reallohn, die Rente, das Recht auf Arbeit und Bildung, das Konsumniveau, den Zugang zur Kultur, die Gleichberechtigung der Frau, den Mieterschutz und, und . . . und um die Gesamtheit der Lebensansprüche, die die Arbeiterklasse als die am Frieden am meisten interessierte Klasse an Gegenwart und Zukunft zu stellen hat. Sie soll reduziert werden auf eine schuftende und leidende Masse, die jedes Gefühl der Kraft als Klasse verloren, sich mit verschärfter Ausbeutung und dem Verlust ehemals erkämpfter Rechte abgefunden, den Gedanken an eine eigenständige, sozialistische Zukunft aufgegeben hat.

Dazu wird die Bourgeoisie nicht aus purer Bosheit getrieben. Das ist die Reaktion auf den Wandel ihrer Herrschaftsbedingungen, den sie sich nicht gewünscht hat, sondern verwünscht bis zum jüngsten Tag: Der Umstand, daß der Kapitalismus in der BRD nach einer langen, für ihn äußerst günstigen Nachkriegskonjunktur mit nur geringen Störungen nunmehr seit Mitte der 70er Jahre voll von der Krise erfaßt ist, was erheblich seine Möglichkeiten begrenzt, durch materielle Zugeständnisse und eine Schönwetter-Propaganda in der Arbeiterklasse die Illusion vom gewandelten Kapitalismus zu nähren. Das geht einher mit weiteren Terrainverlusten für den Imperialismus durch den, wenn auch noch so widersprüchlichen, Fortgang revolutionärer Prozesse in der Welt, und auf der anderen Seite mit der Tatsache, daß die Globalstrategie der USA Europa mit der Gefahr eines „begrenzten“ Atomkrieges konfrontiert.

So hat die „Wende“ keinesfalls nur sozialökonomische Aspekte, sondern einen starken Bezug zu der Entscheidung, die mit der geplanten Stationierung atomarer Erstschatzraketen Ende dieses Jahres ansteht. Da avanciert zwar die NATO zum „Kernpunkt deutscher Staatsräson“ (Kohl/Spiegel, Nr. 50, 13. Dezember 1982) und die Unterordnung unter die USA bleibt, trotzdem sie uns den atomaren Holocaust einbringen kann, eine „Wertegemeinschaft“ (Geißler/FR, 7. Oktober 1982) – aber solche Sprüche halten die Friedensbe-

wegung nicht auf; so kann wohl „die Hauptursache für die verbreitete Friedensverstiegenheit“ nur „im materiellen Überfluß und der Überfreiheit“ liegen (FAZ, 9. Juli 1981).

Es verrät die Nervosität, ob man sich durchsetzen wird, wenn derart provokatorische Töne angeschlagen werden. Die Sprache des Antihumanismus entlarvt, daß der Krieg einkalkuliert und das eigene Volk schon im vornhinein als Schlachtopfer abgeschrieben wird; es geht ihm halt noch zu gut, gemessen an dem Tribut, den es der Krise plus der Rüstung schuldig ist; es muß runter von dem Überfluß und der Überfreiheit, wodurch es ohnehin nur verleitet wird, sich auf den Frieden zu versteifen.

Wenn die Arbeiterklasse begreift, wie ihr ein solches Ansinnen gleich alle elementaren Menschenrechte – Arbeit, Sicherheit, Frieden – streitig macht, haben die Herrschenden ihre Karten überreizt. Es treibt dahin, wie Friedrich Engels sagte, daß die herrschende Klasse dem Arbeiter „kein einziges Feld für die Betätigung seiner Menschheit gelassen“ haben wird, „als die Opposition gegen seine ganze Lebenslage“. Es sind die Kommunisten, die die Arbeiterklasse dazu anstiften, ihr „Anspruchsdenken“ nicht gegen eine „Verzichtsbe-reitschaft“ einzutauschen und dieser Zumutung alle ihre Lebensansprüche, eine große der Produktivität ihrer Arbeit gemäßige Unbescheidenheit entgegenzusetzen.

Man wird sie deshalb keinesfalls nur schöne Zukunftsbilder anpreisen hören. Zwar ist, was die Herrschenden mit der „Wende“ im Schild führen, bloß ein neuerliches Indiz dafür, daß der Kapitalismus längst nur noch Wert ist in die Vergangenheit abgeschoben zu werden. In der Realität des Klassenkampfes unserer Tage ist dieses Thema aber noch nicht als unmittelbare Entscheidungsfrage auf der Tagesordnung. Das wird sein, wenn sich die Mehrheit der Arbeiterklasse dazu durchringt. Wer dies akzeptiert, muß sehen, daß es von ihrem Bewußtseinsstand her, also subjektiv, heute um die Verteidigung eines riesigen Bündels von Gegenwartsinteressen geht, die keinesfalls leichtgewichtig sind; allein, wenn bedacht wird, daß dazu vor allem die Existenzfrage Krieg oder Frieden gehört, und das gerade für unser Volk als härteste Aktualität und in nie dagewesener Tragweite steht. Wem das objektiv zu wenig ist, muß sich eine andere Arbeiterklasse finden und den Klassenkampf in sein Traumreich verlegen. Den wirklichen Revolutionären darf kein Tagesinteresse zu gering sein. Das große Ziel, die reale Utopie, gerät zur hohlen Phrase, wo man hochmütig vor den nächsten Schritten stockt.

Das DKP-Programm reflektiert die Erfahrung, daß der Kampf um eine Wende zum demokratischen und sozialen Fortschritt – die heute als Alternative zur konservativen „Wende“ noch interessanter geworden ist – beim Nächstliegenden beginnt. Die Kunst revolutionärer Politik besteht darin, dies Nächstliegende richtig zu erfassen, den Kampf darum zu organisieren und dabei „in der gegenwärtigen Bewegung zugleich die Zukunft der Bewegung“ zu vertreten, um „in den verschiedenen Entwicklungsstufen, welche der Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie durchläuft, stets das Interesse der Gesamtbewegung“ zu vertreten (Marx/Engels, Manifest der Kommunistischen Partei). Es kann also nicht darauf verzichtetet werden, gerade der Arbeiterklasse, die schon unter kapitalistischen Bedingungen manches durchgesetzt hat, das zu

verteidigen für sie heute von Lebenswichtigkeit ist, Geschmack zu machen auf die noch unerschlossenen Möglichkeiten des Lebens, die Perspektive einer antimonopolistischen und sozialistischen Entwicklung in ihr Denken, ihre Phantasie, ihre Bedürfnis- und Anspruchswelt zu holen.

Solche Vorhaben, solches Tun bedeutet Klassenkampf um Gesellschaft, Ideologie, Kultur. Marxens Entwurf „einer höheren Gesellschaftsform . . . deren Grundprinzip die volle und freie Entwicklung jedes Individuums ist“ (Marx/Engels, Werke, Band 23, S. 618), bezieht als Basis für die Verwirklichung die adäquaten gesellschaftlichen Bedingungen ein, sieht in der Befreiung von kapitalistischer Ausbeutung die Voraussetzung für die Entfaltung der schöpferischen Individualität des arbeitenden Menschen. In den Interpretationen der reaktionären „Wende“ hingegen werden die Bedingungen für die Entfaltung der Individuen in diese selbst verlegt. Ein Aufsatz über „Strukturelle und moralische Bedingungen einer neuen Sozialpolitik“ führt an, es sei „anthropologisch begründet, daß das Gelingen des individuellen Lebens, die Entfaltung individueller Anlagen und Fähigkeiten . . . in erster Linie von individuellen Anstrengungen abhängig ist“ (FAZ, 13. November 1982). Von daher richten sich die Appelle zu Initiative, Einsatz, Leistung – scheinbar klassenneutral – an Arbeiter wie Unternehmer. Der Klassengegensatz wird ausgeblendet. Wenn der Arbeiter diesen wesentlichen Umstand übersieht, statt die Frage nach Sinn und Nutzen individueller Anstrengungen klassenmäßig zu stellen, liefert er sich treu und brav den Herrschenden aus, die von ihrem Klassenstandpunkt nicht ein Jota preisgeben und mit der „Wende“ nicht für eine neue humane Ordnung, sondern für die alte kapitalistische Profitwirtschaft mobil machen wollen. Dann hat sogar Ralf Dahrendorf recht, für den es auf dem 21. Deutschen Soziologentag in Bamberg „nichts Schöneres“ gab, „als die Selbstausbeutung, nämlich die Verwendung der eigenen Kräfte zu selbstgewählten Zwecken, wenn es sein muß, bis zur Erschöpfung“ (FAZ, 19. Oktober 1982), ohne auch nur einen flüchtigen Gedanken an den Gegensatz von Krupp und Krause zu verschwenden.

Marx stellt den kapitalistischen Produktionsverhältnissen, unter denen die Individualität des Arbeiters deformiert wird, die Alternative einer humanen Kultur gegenüber, in der nicht nur für eine privilegierte Elite, sondern für alle Menschen „Zeit zur menschlichen Bildung frei wird, . . . zur geistigen Entwicklung, zur Erfüllung sozialer Funktionen, zu geselligem Verkehr, zum freien Spiel der physischen und geistigen Lebenskräfte“ (Marx/Engels, Werke, Band 23, S. 250).

Oberflächliche Betrachter könnten meinen, daß die Arbeitszeitverkürzungen, die seit Marx' Zeiten und insbesondere in den Nachkriegsjahren eingetreten sind, diesem Ideal doch sehr entgegenkommen. Das würde stimmen, wenn in der freien Zeit sich die von Marx umrissenen kulturellen Impulse tatsächlich in der Qualität von schöpferischer Selbstverwirklichung der arbeitenden Klasse entfalten könnten. Wer wollte übersehen, daß dies unter der kapitalistischen Beherrschung des Bildungswesens, der Kultur und des Freizeitbereichs nur sehr beschränkt möglich ist? Sonst müßten die Millionen Arbeitslosen das kulturvollste Leben genießen können!

Für Marx war die Frage nach der Zeit für eine humane Kultur nicht nur ein

quantitatives Problem, sondern ein Aspekt der Gesellschaftsveränderung. Gerade die Erfahrung, daß staatsmonopolistischer Kapitalismus den Widerspruch zwischen den aus der Entwicklung der Produktivkräfte resultierenden objektiven kulturellen Möglichkeiten und der Wirklichkeit bis ins Groteske und Absurde steigert, unterstreicht, daß ohne Umkehr der gesellschaftlichen Verhältnisse der Gedanke einer menschlichen Gesellschaft frommer Wunsch oder unfrommer Betrug bleibt. Nichtsdestoweniger ist der Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeit ein wesentlicher Faktor für die Verbesserung der gesamten Lebensbedingungen der Arbeiterklasse schon im Kapitalismus. Nur erfordert das eine erhöhte Aufmerksamkeit für ihre kulturellen Interessen im Sinne ihrer Selbständigkeit als Klasse gegenüber der Bourgeoisie, damit der Freizeitgewinn sich als Fortschritt auszahlt.

Darüber ist nicht zu vergessen, daß bei Marx die entscheidende Sphäre für die volle und freie Entfaltung des Individuums die Arbeit ist, bis zu dem Grad, wo die Arbeit das erste Lebensbedürfnis des Menschen werden kann. In diesem Punkt zeigt sich der Realismus des Marxschen Gesellschaftsentwurfs am stärksten in der Wirklichkeit des Sozialismus, im Gesamtbild einer neuen Lebensqualität, die dort verwirklicht wird. Das ist vom Standpunkt des Humanismus keinesfalls ein fragwürdiges Plus, es sei denn, man folgt Gedanken, wie sie auf dem erwähnten Soziologentag vorgebracht wurden. Weil der Kapitalismus unfähig ist, das Recht auf Arbeit zu verwirklichen – was als „Krise der Arbeitsgesellschaft“ umschrieben wird, deren „innere Dynamik“ selbst dazu führte, „daß ihr die Arbeit ausgeht“ – wurde die Arbeit als „human ballast“ abgewertet, eine „Sinnkrise der Arbeit“ entdeckt. Nicht der Kapitalismus – die Arbeit hat sich disqualifiziert! Dem muß die arbeitende Klasse ihre Kulturauffassung entgegenstellen, in der – wie die Bildung, die Kunst, die Muße . . . – die Arbeit ihren Sinn behält als erste Äußerung menschlichen Wesens, als Impuls, für die Befreiung von Ausbeutung und Unterdrückung zu kämpfen.

Für die Kommunisten ergibt sich diese Intention aus dem marxistischen Kulturbegriff, da sie die von den Menschen geschaffenen materiellen und geistigen Werte als Voraussetzung und Grundlage der gesellschaftlichen Entwicklung umfaßt; also nicht allein auf die geistige Kultur abhebt, sondern die Rolle der Arbeit insgesamt für die menschliche Entwicklung, also auch für die Kulturentwicklung in Betracht zieht. Gilt dies bezogen auf die ganze bisherige Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, so beweisen gerade die unproduktive Vergeudung menschlicher Arbeit für die Rüstung, die massenhafte Unterdrückung und Deformierung menschlicher Talente durch Arbeitslosigkeit oder Manipulation, die Dequalifizierung von Arbeitsfähigkeiten durch die kapitalistisch betriebene wissenschaftlich-technische Revolution, daß Inhalt und Stand der Kulturentwicklung niemals losgelöst von den sozial-ökonomischen Grundlagen der jeweiligen Gesellschaft, den Interessen der herrschenden Klasse, dem Entwicklungsgrad des Klassenkampfes, betrachtet und erfaßt werden können. Tatbestände wie die genannten kennzeichnen die zugesetzte Widersprüchlichkeit im Kapitalismus.

Die Ausbeutung hat nicht mehr die Brutalität wie in den ersten Jahrzehnten der Kapitalherrschaft – aber gemessen an den Möglichkeiten, die das Niveau der

Produktivkräfte heute liefert, ist es ein schlimmer Skandal, wie der Spätkapitalismus menschliche Fähigkeiten verkrüppelt. Der Kapitalismus hat unstreitig ein hohes Kulturniveau hervorgebracht – doch für die Arbeiterklasse bedeutet es Zerstörung und Niederhaltung menschlicher Möglichkeiten – in der Krise zumal – und Verzerrung der kulturellen Bedürfnisse des arbeitenden Volkes. Wo gar zwecks Krisenbewältigung ein Wandel in den Werthaltungen angestrebt wird, wo der „Aufschwung“ durch Anreize erhöhter Unternehmergegenwinne das einzig legitime Ziel gesellschaftlichen und individuellen Tuns ist, sollen sich die kulturellen Bedürfnisse der Arbeiterklasse ins Gegenteil verkehren zu den Werthaltungen, die ihre eigenständigen Interessen und Ziele ausdrücken. Je offener und kategorischer der vordergründige Sinn der „Wende“ ausgesprochen wird, um so trügerischer lockt dahinter das „Gemeinwohl“.

Es soll das Weltbild der Klasse zerstört werden, deren Originalität es ist, daß sie sich nicht befreien kann, ohne zugleich die ganze Gesellschaft von Ausbeutung und Unterdrückung zu befreien.

Kein bloßer Gedanke mehr aus dem Kommunistischen Manifest, sondern real vor sich gehende Umgestaltung der Welt! Dasselbe Kriterium – das ganze Bündel ihrer Lebensinteressen und darin nicht zuletzt ihre kulturellen Ansprüche –, unter dem sich das große Experiment zunehmend als gelungen und lohnend herausstellt wenn es sich auch als schwieriger erweist, als sich manche marxistische Schulweisheit hat träumen lassen – dieses Kriterium auf den Kapitalismus angewandt, stößt die Arbeiterklasse darauf, daß es sich bei diesem nur um ein historisch vergängliches Stadium der Menschheitsentwicklung handeln kann.

Oder glaubt jemand, eine produzierende, werteschaffende Klasse werde sich mit dem Linsengericht an Kultur begnügen, das das Kapital als ausreichendes Entgelt für ihre Leistungen ansieht?

Kein bloßer programmatischer Satz der Kommunisten mehr, daß auch die kulturellen Bedürfnisse und Ansprüche der Arbeiterklasse einen Impuls im Klassenkampf ausmachen! Recht auf Bildung, von den materiellen und strukturellen Voraussetzungen (BAföG, Gesamtschule) bis zur Vermittlung einer qualifizierten und humanistischen Ausbildung und Bildung (als zusammenhängende Aspekte mit dem Kampf um die Menschenrechte Arbeit und Frieden); Einfluß auf die Massenmedien und zur besseren Kraftentfaltung dafür den Fortschritt, genauer: die Schritte zur Mediengewerkschaft; kümmern um Kultur als Verteidigung kultureller Einrichtungen gegen die Rotstiftpolitik, als Forderung nach mehr musischer Bildung in den Schulen, als Kampf um mehr Förderung für die kulturelle und künstlerische Selbstbetätigung (Stadtteilkultur, Jugendzentren): Spielen kulturelle Interessen, betrieben von Gewerkschaften, Jugendverbänden, Kulturorganisationen, Kommunalabgeordneten, unter allen denen nicht zuletzt Kommunisten, nicht längst eine gewichtige Rolle im gesamten Interessenkampf der Arbeiterklasse und auch beim Zusammenwirken in der Friedensbewegung!

Ohne daß es eine objektive klassenselbständige, subjektiv mehr oder weniger klassenbewußte Bewegung in dieser so häufig mit zweifelnden und kritischen Blicken beäugten, manchmal schon abgeschriebenen Arbeiterklasse gäbe,

könnte keine Rede sein von Elementen demokratischer und sozialistischer Kultur in diesem Lande. Dafür fällt – ohne Rücksicht auf den nächsten Verfassungsschutzbericht sei's gesagt – natürlich auch das Wirken der DKP und anderer linker Kräfte ins Gewicht, nicht abseits der Arbeiterbewegung, sondern in ihr.

Dagegen, daß im Zuge der „Wende“ die Arbeiterklasse in ihrer gesellschaftlichen Rolle zurückgeworfen, sprachlos und wehrlos gemacht werden soll, ist die zweiten Kultur ein Aktivposten auf Seiten der Arbeiterklasse. Unter den gegebenen Bedingungen muß der Klassenkampf zu einer schärferen

Polarisierung führen, also auf Seiten der Arbeiterklasse das Streben nach Selbständigkeit ausweiten und damit auch die Resonanz für die demokratische und sozialistische Kultur erweitern. In dieser Hinsicht können die nächsten Jahre, in denen es um die Lebensinteressen der Arbeiterklasse, buchstäblich ums Ganze geht, ausgesprochen fruchtbar werden. Nicht nur die Haltung gegenüber den elementar sozialen oder politischen Interessen, sondern auch zu den eigenen Kulturinteressen gibt Aufschluß über die Entwicklung des Klassenbewußtseins; nicht mehr allein aus der Theorie, sondern aus dem praktischen Kampf kann der Stellenwert der Kulturinteressen im Ensemble der Gesamtinteressen der Arbeiterklasse abgeleitet werden.

Kultur ist, wie der ganze Mensch lebt – dieser Schlüsselsatz im kulturpolitischen Programm der DKP ist schon keine bloße Begriffsbestimmung mehr in einer Zeit, da aus dem Protest der Arbeiterjugend gegen das jämmerliche Ausbildungs- und Kulturgebot des Kapitalismus die Forderung erwächst: *Her mit dem ganzen Leben!* Da es die Herrschenden nicht herausrücken, ist revolutionäre Ideologie und Politik gefordert.

Das heißt nichts anderes, als daß Kulturpolitik als Formulierung und Verfechtung von Klasseninteressen und sozialistische Kulturarbeit einen den Anforderungen des Klassenkampfes gemäßigen Platz in der Politik und Praxis der marxistischen Arbeiterpartei haben müssen.

In der Politik, bei der Vertretung der Klasseninteressen, erst recht in der Entwicklung einer kommunistischen Position gilt es, den Arbeiter als ganzen Menschen zu sehen, in dem ein wahrer Reichtum an Bedürfnissen angelegt ist, die ihn ansprechbar machen für die Frage nach dem ganzen Leben.

Obwohl er die Verkrüppelung menschlichen Wesens durch Ausbeutung und Unterdrückung sah, hielt es Karl Marx für möglich, daß durch Arbeit und bewußten Kampf um günstige Lebensbedingungen „der Reichtum der subjektiven menschlichen Sinnlichkeit . . . , menschlicher Genüsse fähige Sinne . . . ausgebildet und erzeugt werden“ (Marx/Engels, Werke, Ergänzungsband 1, S. 541). Bezogen auf die ganze Entwicklungsgeschichte schrieb Karl Marx: „Der Mensch macht die Lebenstätigkeit zum Gegenstand seines Wollens und seines Bewußtseins. Er hat bewußte Lebenstätigkeit.“

Wie gar, wenn er in den bewußten Kampf um ein von Ausbeutung und Unterdrückung befreites Leben eintritt, womit erst die eigentliche Menschheitsgeschichte beginnt.

Das schließt ein, die ganze Funktion der Kultur für die menschliche Entwicklung zu verstehen. Das schließt aus, in der revolutionären Bewegung Kultur

bloß funktional zu verstehen. Sie ist nicht schöne Zutat zur Politik, sondern wie diese ein eigenständiger Faktor, nicht attraktive Umrahmung sondern ein Grundelement, selbst Feld und Gegenstand des Klassenkampfes. Wo Kultur, im konkreten Kunst und Literatur geringer veranschlagt werden, als es ihrer eigenständigen bewußtseinsbildenden Rolle entspricht, bleibt man hinter der im Grunde erregenden Tatsache zurück, daß die Arbeiterklasse schon im Kampf um ihre Befreiung, sogar schon aus der Wahrung eigener Lebensinteressen unter der Kapitalherrschaft, eine eigene Kultur hervorbringt, die sich auch in der Aneignung aller humanischen Leistungen verwirklicht.

Wenn also die Kampfpositionen der Arbeiterklasse im Betrieb gestärkt werden sollen, wenn es um stärkeren Einfluß der revolutionären Ideen geht, wäre es das verkehrteste, dies als eine Seitenstellung der Kultur zu verstehen. So wird gerade die Orientierung der DKP auf die Betriebsgruppen zur Herausforderung an alle Kommunisten wie an alle kommunistischen Kulturschaffenden. Mit dem Vorsatz, die marxistische Erkenntnis über die Kultur praktisch zu verwirklichen, ist überzeugend die Feststellung im „Kommunistischen Manifest“ einzulösen, daß „die theoretischen Sätze der Kommunisten“ keineswegs „auf Ideen, auf Prinzipien (beruhen), die von diesem oder jenem Weltverbesserer erfunden oder entdeckt sind. Sie sind nur allgemeine Ausdrücke tatsächlicher Verhältnisse eines existierenden Klassenkampfes, einer unter unseren Augen vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung“.

# Gabriele Sprigath

## Kunst und Alltagsbewußtsein

### Zur Diskussion über Peter Weiss' „Ästhetik des Widerstands“

#### I.

Beim Lesen von W. F. Haugs Überlegungen zur „Ästhetik des Widerstands“ von Peter Weiss bin ich an einer Passage über den Maler Peter Weiss hängengeblieben: „... zunächst ist er Maler. Er ist kein Theoretiker, der mit Abstraktionen arbeitet, sondern er macht Bilder. Und das ist ja wohl das Entgegengesetzte zur Abstraktion...“ (S.110). Haug behauptet also: Bilder malen/machen hätte nichts mit Theorie und Abstraktion zu tun... Der weitere Zusammenhang dieser Textstelle hat mich noch mehrfach stolpern lassen: „Der Peter Weiss ist natürlich ein Intellektueller, obwohl er zuerst ein Künstler ist, das muß man sagen“ (S. 110). Hier machte das schlichte Wörtchen „obwohl“ hellhörig. Bei genauerer Betrachtung des Satzes wurde mir klar, daß es dem anderen schlichten Wörtchen „natürlich“ zugeordnet ist und daß dieser Satz so die Fähigkeit erhält, zwei Aussageebenen zueinander in Beziehung zu setzen: Eine direkte Aussage über Peter Weiss und eine indirekte über Künstler im allgemeinen. Peter Weiss ist ein Intellektueller – Künstler sind gewöhnlich keine Intellektuellen. Peter Weiss ist also die Ausnahme von der Regel. Und noch ein Beispiel: „Zu diesen Bildern erobert er die Sprache, tut aber gleichzeitig etwas für einen Künstler Erstaunliches; er studiert...“ (S. 110). Hier geben das Wortpaar „aber“ und „erstaunlich“ die indirekte Aussage des Satzes preis: Ein Künstler studiert gewöhnlich nicht und sucht auch keine Erkenntnismittel auf, wohl weil er mehr auf „Feeling“ steht. Dies tut demnach nur der Intellektuelle – er ist der Theorie-Mensch, die Bildungsfigur, der Schriftgelehrte, der sich „die Sprache erobert“, das der Welt einzig angemessene Medium. Diese Argumentation zu Ende gedacht beinhaltet folgenden – unausgesprochenen – Schluß: qua „Macht der Bilder“ ist Peter Weiss ein Künstler – qua „Macht der Sprache“ ist er ein Intellektueller. Ergo: die Schriftgelehrten sind Intellektuelle, die Künstler nicht. Intellektualität und Künstlertum schließen demnach einander gewöhnlich nicht nur aus, sondern Intellektualität rangiert noch über Künstlertum.

Was nun, wenn der Intellektuelle Romane schreibt, also sich in einer künstlerischen Form ausdrückt, wie Peter Weiss das u. a. in der „Ästhetik des Widerstands“ getan hat? Das kann dann wohl nur daran liegen, daß er „anders“ ist als seine Kollegen. Denn eben dieses Anderssein wird mit dem beschriebenen sprachlichen Verfahren bedeutet: Sätze, die mit zwei Aussageebenen operieren – diejenige über den Einen im besonderen wird erst sinträchtig in ihrer beiläufigen Abgrenzung von jener über die vielen Künstler im allgemeinen. Fällt mir doch dazu eins der neuen Lieder von Franz Josef Degenhardt ein, eine Parodie auf die Superstar-Ideologie: „Du bist anders als die andern...“ – doch zurück zur Sache. Die bei diesem Verfahren auftretenden Widersprüche erscheinen als selbstverständlich und nicht hinterfragenswert, folglich als „richtig“, als „natürlich“: Künstler sind nun mal keine Intellektuellen. Wenn das so stimmte, dann bliebe den anderen Künstlern, die nicht so sind wie Peter

Weiss, immerhin noch ein Trost: nämlich ihre mangelnde Intellektualität mit den Arbeitern zu teilen, die davon ja auch zu wenig haben, wie wir noch sehen werden. Immerhin wären sie dann nicht allein mit sich, denke ich mir, und noch dazu auf der historisch richtigen Seite – also keine schlechte Lösung für diese vielen anderen Künstler. Qua „Natur der Sache“ wahlgemerkt, nicht etwa qua „Bewußtsein“, denke ich mir.

Mancher Leser mag jetzt Unmut verspüren: was soll diese Haarspalterei. Wir kennen doch alle W. F. Haug – wir wissen doch alle, daß er es so platt nicht meinen kann. Doch es geht hier nicht nur um die persönlichen Ansichten eines Autors, sondern um einen im Verborgenen gehaltenen Bereich, um ein Tabu: es geht um unser aller alltäglichen Umgang mit Kunst, mit bildender Kunst und Literatur, den hier genannten Gattungen. Ein weites Feld von Verantwortlichkeit tut sich auf: Wie weit nehmen sich Leser und Autor, Schriftsteller und Maler, Arbeiter und Intellektuelle, wie weit nehmen wir uns selbst ernst. Auch um Aufmerksamkeit füreinander geht es, um nicht unerhebliche Aspekte von Demokratie also und damit um unser Menschenbild, in dem Beziehungsfähigkeit, Solidarität, selbstbewußtes Handeln maßgeblich, aber noch keineswegs selbstverständlich, weil eben doch nicht so „leicht zu machen“ sind.

#### II.

Kehren wir noch einmal zu Haugs Behauptung zurück, Bilder malen hätte nichts mit Abstraktion zu tun.

Nun ist ein gemalter Tisch zweifellos nicht identisch mit dem Tisch, an den wir uns setzen. Der gemalte Tisch ist folglich als Abbild des Tisches eine Abstraktion des Gebrauchsgegenstandes Tisch. Ja, das Abbild kommt überhaupt erst durch einen Abstraktionsvorgang zustande. Nicht allein die abgebildeten Gegenstände ergeben den Sinn eines Bildes, sondern vielmehr die Art und Weise, wie der Künstler sie so zueinander in Beziehung setzt, daß daraus ein Bild entsteht, also zwischen ihnen einen ästhetischen Zusammenhang herstellt. Das gilt für das gemalte, gedruckte, fotografierte oder gefilmte Bild gleichermaßen. Der Abstraktionsvorgang ist demnach ein wesentlicher Bestandteil der künstlerischen Arbeit. Ihn ihm fallen Subjektivität und Weltanschauung des Künstlers zusammen, Weltanschauung in dem Sinn, wie der Künstler die Beziehung, den Zusammenhang der Dinge in der Wirklichkeit erlebt, welches Bewußtsein er von ihren Verhältnissen hat. Dieses Bewußtsein widerspiegelt die Bedingungen seiner Arbeit und ist von ihnen geprägt. Jedes Bild, ganz gleich welchen Mediums, ist damit Vergegenständlichung dieses Abstraktionsvorganges. Von diesem zugunsten des Abbildcharakters absehen, heißt nichts anderes als der Dialektik von Inhalt und Form aus dem Weg gehen und damit das verfehlten, was eigentlich das Kunstwerk und seinen Gebrauchswert ausmacht: in der ästhetischen Vergegenständlichung von Subjektivität und Verallgemeinerung Bewußtsein vom Zusammenhang des Einzelnen mit dem Allgemeinen zu schaffen, sich selbst in Beziehung zur Welt und ihrer Geschichte zu setzen, sich in ihr einen Platz anzueignen. Das gilt für jede künstlerische Arbeit – ob es sich nun um Literatur oder bildende Künste handelt. Die beiden Gattungen unterscheiden sich also nicht dadurch, daß die Literatur die Fähigkeit zur Abstraktion hat und die Malerei als ein Bereich der

visuellen Medien nicht, sondern dadurch, daß die Abstraktion im einen Fall mit der Sprache, im anderen Fall mit den gestalterischen Mitteln des Bildes erfolgt. Die Unterscheidung der Kunstabene von der Wirklichkeit, das Bewußtsein dieser Grenzüberschreitung, war unseren Ahnen im 18. Jahrhundert geläufig, ja geradezu selbstverständlich – auch im Umgang mit Bildern. Uns ist es im Verlauf dieses Jahrhunderts zusehends abhanden gekommen. An seine Stelle ist jene unbewußte Gleichsetzung von Kunst und Wirklichkeit getreten, die uns heute die Bilder der Tagesschau über den Krieg in Falkland oder im Libanon erleben läßt, als wären sie die Wirklichkeit selbst. Oder ein anderes Beispiel: Wer hätte nicht schon erlebt, daß eine wirkliche Landschaft als schön gilt, weil sie „wie gemalt“ wirkt und eine gemalte Landschaft im Museum deshalb gefällt, weil sie so schön „wie die Natur“ sei. Die Behauptung, Bilder hätten nichts mit Abstraktion zu tun, bestätigt im Grunde nur, wie sehr sie emotional wirken. Nur liegt das nicht in der „Natur“ des Bildes, sondern an unserer Wahrnehmung: Wir reagieren auf Bilder gefühlsmäßig stärker als auf Texte – ihre Abstraktionsebene wird uns dabei zunächst nicht bewußt<sup>1</sup>. Dieser Tatsache entspricht ein Kunstbegriff, der im größten Teil der populärwissenschaftlichen Kunsliteratur in der einen oder anderen Form propagiert wird: Kunst im allgemeinen wirke stets spontan – je größer das Kunstwerk, desto spontaner, unmittelbarer, direkter angeblich die Wirkung. Kunst wirke also immer als Offenbarung, und bei wem das nicht so ist, bei dem stimmt eben was nicht. Soll er zusehen, wie er mit seinen Schuldgefühlen fertig wird, irgendwelchen Bildungswängen nicht zu genügen. Und diesem Kunstbegriff entspricht wiederum eine Vorstellung vom Künstler: er sei meist ungebildet, dafür aber spontan. Er hätte das Privileg, sich in seinem Werk gefühlsmäßig auszutoben – im Leben tut er das selbstredend sowieso. Im Freiraum Kunst sei das eben möglich. Und die Zwänge, die ansonsten in dieser Gesellschaft herrschen – dort sind sie alle wie wegblasen, als hätte es sie nie gegeben.

Oft erleben wir nun tatsächlich Künstler – Schriftsteller und bildende Künstler gleichermaßen – als Exzentriker, die uns diese Vorstellungen zu bestätigen scheinen. Wir erleben sie so weitaus häufiger als Mathematiker, Naturwissenschaftler, Juristen, Ärzte oder andere Intellektuelle. Nun wissen wir aber auch, daß wir einer Illusion anhängen, wenn wir Erscheinung und Wesen gleichsetzen. So auch in diesem Fall: bei Licht besehen, lebt in diesem Künstlerbild der Mythos vom „freien Künstler“, vom Bohémien weiter, ein Mythos, in dem die objektive Entfremdung des Künstlers von der Gesellschaft zur exotischen Außenseiterrolle verkehrt ist. Von derartigen Erscheinungen – sprich Mythen – auf das Wesen der Sache zu schließen, ist also ähnlich vereinfachend und deshalb irreführend wie die Behauptung: Arbeitslose gibt es hierzulande nur, weil die Leute nicht arbeiten wollen. Gewiß könnten wir das als Allgemeinplatz abtun. Ich könnte auch W. F. Haugs Ansicht, Malerei hätte nichts mit Abstraktion zu tun, als Halbwahrheit, als Allgemeinplatz abtun, wenn nicht derartige Allgemeinplätze eben jene Vereinfachungen wären, aus denen sich unser Alltagsbewußtsein zusammensetzt, zugeschnitten nach den reduzierten Wirklichkeitsbeziehungen, die uns von den entfremdeten Lebensformen der bürgerlichen Gesellschaft aufgezwungen werden sollen. In diesem Zusammenhang gibt sich jener Kunstbegriff, wonach Kunst angeblich spontan nur auf

unser Gefühl wirke, ebenso wie der Mythos vom „freien Künstler“-Exoten als integraler Bestandteil des herrschenden Alltagsbewußtseins zu erkennen. Auch die Haugsche Rangordnung der Kunstgattungen Literatur und bildende Künste gehört zu diesem alltäglichen Kunstbegriff. In ihr lebt die hierarchische Beziehung zwischen den beiden Kunstgattungen weiter, die seit dem Mittelalter, ja sogar seit der Antike für den damals herrschenden Kunstbegriff typisch war: Literatur (Kopfarbeit) galt als „freie Kunst“ (artes liberales) – bildende Kunst (Handarbeit) hingegen als „Handwerk“ (artes mechanicae). Die bildenden Künstler waren deshalb wie alle anderen Handwerkszweige in Zünften organisiert und gehörten im Unterschied zu den „Literaten“ zu den niederen Ständen der Feudalgesellschaft. Erst im 14. und 15. Jahrhundert begannen sie im Zuge der sich entfaltenden Arbeitsteilung ihre Emanzipation zu betreiben: Sie wollten wie jene als „freie Künstler“ anerkannt werden und ihren gesellschaftlichen Stand gesichert sehen. Sie beriefen sich auf die neuen Wissenschaften, auf Geometrie, Perspektive und Proportionslehre, die sie genauso erlernen könnten wie Rhetorik, Poesie und Geschichte, kurz die literarische Bildung – weshalb Malerei und Bildhauerei als Künste vom Range der Wissenschaften zu honorieren seien. Die auch heute noch für die Künstlerausbildung zuständigen Akademien waren damals die neue Ausbildungsinstitution, in der dieser Schritt gesellschaftlicher Emanzipation der bildenden Künstler vollzogen wurde.

Mögen Literatur und bildenden Künsten längst gleichberechtigte Wertschätzung zugeschrieben werden – unsere alltägliche Vorstellung von ihnen ist nach wie vor von dieser hierarchischen Beziehung von Sprache (Rationalität) und Bild (Emotionalität) in den unterschiedlichsten Formen geprägt. In unserem seit 200 Jahren herrschenden Erziehungssystem z. B., wird sie wie eh und je weitervermittelt. In der Schule lernen wir so zwar Grammatik – wir lernen im Prinzip, die Sprache zu gebrauchen – aber wir erlernen nicht in der gleichen Weise die „Grammatik“ der Bilder. Und wir lernen deshalb auch nicht, alltägliche Bildinformationen von Kunstgebilden, also ästhetische Qualitäten zu unterscheiden. Im Gegenteil: In den letzten Jahren wurde der sogenannte Kunstunterricht nahezu aus den Lehrplänen verdrängt, während gleichzeitig der über Bilder abgewickelte gesellschaftliche Verkehr – Stichwort Fernsehen, Kabelfernsehen, neue Medien – in einem bisher nie dagewesenen Maße zugenommen hat. Wird der Umgang mit der Sprache noch ansatzweise gepflegt – auch darüber kann man anderer Meinung sein, siehe Ausbreitung des Analphabetentums in der BRD – so bleibt der Umgang mit Bildern ganz dem Unbewußten und den Machern dieser Bilderwelt überlassen.

Die „Macht der Bilder“ über unsere Gefühle, ihre suggestive Kraft, ihre emotionale Wirkung, ist ein grundlegender Bestandteil unserer Sozialisation. Über sie wird das Bild des unmündigen Menschen in Köpfen und Herzen eingepflanzt, das Menschenbild, das in dieser Gesellschaft gebraucht wird, um ihre Herrschaftsstrukturen aufrechtzuerhalten. Längst sind die Massenmedien deshalb Grundpfeiler der herrschenden Alltagsskultur und unseres Alltagsbewußtseins geworden. Ihre Aufgabe ist es, mit den modernsten ästhetischen Mitteln unsere vielfältigen ästhetischen Bedürfnisse, die mit der sich schnell differenzierenden Arbeitsteilung entstehen, aufzufangen und – scheinbar – zu

befriedigen. Und sie tun dies, indem sie die Illusion von der Unmittelbarkeit, von der „Natürlichkeit“ der Bilder(welt) verbreiten – als wirke das Abbild durch sie selbst und nicht durch die Art und Weise, wie es gemacht ist. Die Entfremdung von Kunst wird systematisch betrieben. Damit wird entfremdete Kunst Bestandteil des Alltagsbewußtseins, und Kunst als unentbehrliches Instrumentarium zur Bewußtmachung, zur Erkenntnis der komplizierten Wechselwirkung von Individuum und Gesellschaft uns aus der Hand genommen: denn wenn Kunst einen hohen Abstraktionswert hat, dann bildet folgerichtig der bewußte Umgang mit Kunst auch die Fähigkeit zur Abstraktion aus. Und hierin besteht die eigentlich politische Funktion der Künste – nicht in der bloßen Abbildung politischer Themen. Der Kapitalismus, das ist nicht der Boß mit der dicken Zigarre, das Abziehbild, das Klischee – der Kapitalismus ist vor allem eine höchst differenzierte Gesellschaftsstruktur, die menschheits-historisch auf der bisher höchsten Arbeitsteiligkeit beruht, hervorgebracht trotz des Widerspruchs von Kapital und Arbeit. Deshalb sind seine Herrschaftsmechanismen auch nicht „unmittelbar“ sichtbar, sondern nur über Erkenntnis- und Bewußtseinsvorgänge zu realisieren. Das aber heißt, daß wir fähig sein müssen zur Abstraktion, zum bewußten Wahrnehmen von gesellschaftlichen Widersprüchen und Zusammenhängen, um dieses System in seinem menschenfeindlichen Wesen praktisch zu durchschauen. An den Schritten dieser Bewußtwerdung hängen Persönlichkeitsentwicklungen. Nur wenn wir die gesellschaftliche Gesetzmäßigkeit der Abhängigkeiten und Zwänge erkennen, die jeder von uns, ob Leser oder Autor, Maler oder Schriftsteller, Arbeiter oder Intellektueller, notgedrungen verinnerlicht hat, wird auch jeder von uns gegen alle Formen von Abhängigkeit, gegen alle Zwänge für die freie Entfaltung seiner individuellen Möglichkeiten kämpfen können. Es geht um ein neues Menschenbild, um die selbstbewußt handelnde, von allen in der Vorgeschichte der Menschheit (Karl Marx) angehäuften Abhängigkeitsverhältnissen befreite Persönlichkeit. Das ist die historische Perspektive, die sich uns in der Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus als letzter Stufe dieser Vorgeschichte auftut.

### III.

Bleibt noch zu klären, wie ein Autor mit diesem alltäglichen Kunstbegriff nun praktisch mit der Kunst umgeht, in diesem Fall: wie W. F. Haug mit dem Roman von Peter Weiss „Die Ästhetik des Widerstands“ umgeht. Bis zu einem bestimmten Punkt hat Haug dies selbst beschrieben: „Mein Interesse war, das sei vorweg eingestanden, ganz stofflich, also rücksichtslos gegenüber der literarischen Form“ (S. 107). Dabei gelangt er zu der Ansicht, daß dieses Buch eine – *herzzerreißende* –, Haug scheut nicht dieses melodramatische Beiwort, „Geschichte der Arbeiterbewegung unseres Jahrhunderts“ sei (S. 107). Was er mit seiner Einschätzung der Geschichtsschreibung der sozialistisch-kommunistischen Bewegung begründet, die er für indiskutabel hält, und mit einem Zitat aus den „Notizbüchern“ von Peter Weiss, wonach „ein bestimmter Kontrollanspruch in der sozialistischen Bewegung eine Geschichtsschreibung hervorgebracht habe, die „von Anfang bis Ende gefälscht“ sei“ (S. 107). Haug spitzt dieses Urteil – sich wiederum auf Peter

Weiss‘ „Notizbücher“ berufend – so dann auf die Sowjetunion zu, wo es an materialistischer Geschichtsschreibung angeblich überhaupt fehle usw. Übrigens fühle er sich mit dieser Lesemethode unbehaglich, was er in dem Nebensatz „das sei vorweg eingestanden“ ausdrückt. Was er hier einzugehen hat, ist eben die Tatsache, daß er die „Ästhetik . . .“ ganz stofflich gelesen hat – also als Geschichtsbuch, obgleich Peter Weiss sie ausdrücklich „Roman“ nennt. An einer anderen Stelle führt Haug diesen Gedanken aus: „So darf du doch nicht an einen Roman herangehen, ein Roman ist keine Geschichtsschreibung. Oder hat die Wirkung des Romans auf dich etwas mit dem Ästhetischen zu tun? Gründet sie in einer besonderen Art, wie dieser Künstler arbeitet?“ (S. 108) Sprach's, hatte den roten Faden schon in der Hand, ließ ihn fahren und wandte sich schnell von der Frage ab. Denn anstatt nun tatsächlich die ästhetische Struktur des Werkes, also den Roman zu befragen, um die besondere Arbeitsweise von Peter Weiss und die diesem Roman eigentümliche Form und Fragestellung zu ergründen, er hätte Antworten in Hülle und Fülle gefunden, weicht er wieder auf die „Notizbücher“ aus: um von ihnen aus Peter Weiss‘ Ansichten über das Verhältnis von Kunst und Politik darzustellen, weil er diesen Punkt für den wesentlichen in der Weiss'schen Arbeitsmethode hält. Dabei unterschlägt er übrigens, daß Peter Weiss‘ Ansichten vom realen Sozialismus in den Notizbüchern widersprüchlich im Sinne von positiv-negativ sind, wovon sich jeder beim Lesen der „Notizbücher“ überzeugen kann. Vor allem aber versäumt Haug darüber, zu zeigen, wie Peter Weiss diese Beziehung im Roman künstlerisch gestaltet und wie etwas anderes herauskommt, als in der Zitatauswahl, die Haug trifft. Bei aller Bereitschaft, dem Künstler in sein persönliches Labyrinth zu folgen, bestehen wir doch darauf, daß seine oft auseinandergehenden Ansichten über ein Problem und die Art, wie er das Problem dann künstlerisch verarbeitet, nicht das Gleiche sind. Ergo: Peter Weiss‘ Meinung über den realen Sozialismus ist nicht deckungsgleich mit den Haltungen seiner (Kunst)-Figuren in seinem Roman. Wir sind hier wieder, von einem anderen Ausgangspunkt aus, an die Schwelle jener Grenzüberschreitung geraten, die von der Wirklichkeit des Künstlers, von seinen Vorstellungen, seiner Weltanschauung, seinen Verhaltensweisen aus zu dem hinführt, was er daraus in seinem Werk macht. Im Umgang mit Malern erlebe ich das oft: ein Maler schildert, welche Absicht ihn beim Malen eines Bildes vorschwebte – das Bild stellt tatsächlich aber Aspekte dar, die über diese Absicht weit hinausgehen. In der Regel wird das erst im Gespräch, im Austausch über das Wahrgeommene – Gelesene oder Gesehene – deutlich. Der Künstler schafft also ganz offensichtlich die Verallgemeinerung (Abstraktion) in seinem Werk in einer ihm mehr oder weniger bewußt-unbewußten Weise. Das heißt aber auch: wie weit er diese Verallgemeinerung bewußt gestaltet, hängt zugleich auch von seinem Bewußtsein, von seiner Weltanschauung ab. Und Peter Weiss, darüber besteht kein Zweifel, schreibt als Sozialist und Kommunist. Haug behandelt also die „Ästhetik . . .“ auf einer Wahrnehmungsebene mit den „Notizbüchern“<sup>2</sup>. Dabei fällt nun gerade das weg, was eigentlich den Vergleich beider Werke spannend macht, nämlich ihr Unterschied. Die Tatsache, daß sich einige Meinungen oder Gedanken in der „Ästhetik . . .“

und in den „Notizbüchern“ gleichermaßen finden, schafft diesen Unterschied nicht aus der Welt. Denn wenn beide Werke gleich wären, wieso hätte der Autor dann die beiden unterschiedlichen Formen „Roman“ und „Notizbücher“ gewählt? Der Künstler selbst kann also diese Gleichsetzung nicht beabsichtigt haben: er wählt unterschiedliche literarische Formen, weil er unterschiedliche Aussagen herausarbeiten will. In diesem Fall hat Peter Weiss mit dem ästhetischen Unterschied zwischen dem „Roman“ und den „Notizbüchern“ – ob ihm das nun so bewußt war oder nicht, ist eine andere, für die Sache belanglose Frage – einen wichtigen Beitrag zur Offenlegung eben jener Grenzüberschreitung von seiner persönlichen Ansicht zur ästhetischen Qualität seines Werkes, und damit zur Offenlegung des Prozesses der künstlerischen Arbeit geleistet.

Obwohl Haug sich also der unterschiedlichen Wirkung unterschiedlicher literarischer Gattungen bewußt ist, behandelt er gleichwohl den Roman als wäre er ein Geschichtsbuch. Ein Roman ist ein künstlerisches Gebilde, dessen Sinn in seiner ästhetischen Struktur liegt – ein Geschichtswerk hingegen ist in erster Linie ein Sachbuch. Ein Roman wirkt wesentlich gefühlsmäßig, weil wir uns aufgrund unseres subjektiven Interesses auf die Reflexionsebene des Romans einlassen und uns mit den Figuren identifizieren oder von ihnen distanzieren. Der Roman zielt in seiner Wirkung stets auf die Subjektivität des Lesers, um ihn so mit seinen Verallgemeinerungen (Abstraktionen) zu konfrontieren. Die „Ästhetik . . .“ als Geschichte der Arbeiterbewegung lesen zum einen, sie mit den „Notizbüchern“ gleichsetzen zum anderen – das ist die Lesemethode, mit der Haug sich letztlich der ästhetischen Wirkung des Romans und damit der Reflexion eigener persönlicher Betroffenheit entzieht. Auch das zweite Haug'sche Leseergebnis ist ein Produkt dieser Haltung: wenn er nämlich die Wandlung des Arbeiters zum Intellektuellen das zentrale Thema dieses Romans nennt (S. 110). Das Erzähler-Ich – ein Arbeiter – sei „zwanzig Jahre später“ ein Intellektueller geworden. Wie er übrigens auf diese 20 Jahre kommt, ist mir unerfindlich – meint er, daß ein Arbeiter so lange dazu braucht? Bei aufmerksamem Lesen hätte er doch noch feststellen können, daß die „Ästhetik . . .“ in den zeitlichen Grenzen von 1937 und 1945 angelegt ist, also vom Beginn der nach außen gerichteten Aggressivität des deutschen Faschismus bis zu seiner Zerschlagung. Haug sieht nun in dieser Wandlung des Arbeiters zum Intellektuellen die Bestätigung der „Achse Arbeiter-Intellektueller“, die Gramsci für das „Geheimnis einer möglichen Befreiung der arbeitenden Menschen“ gehalten hat (Haug, S. 113). Die „Ästhetik . . .“ wäre demnach eine Art Bildungsroman, in dem Peter Weiss mit dem „alltäglichen oberflächlichen Gegensatz“ vom Arbeiter und Intellektuellen „aufräumt“ (S. 113). So ist das also: Peter Weiss macht das schon für uns – wie angenehm, und die Arbeiter brauchen jetzt auch keine Minderwertigkeitsgefühle und keine Wut mehr auf die Intellektuellen zu haben, denn Peter Weiss zeigt ihnen ja, wie sie selbst welche werden können – sie brauchen sich nur Wissenschaft und Kunst anzueignen (S. 110). Nach dieser Wandlung sind sie dann „organische Intellektuelle der Arbeiterklasse“ (Gramsci). Wenn das mal geschafft ist, können die organischen und sonstigen Intellektuellen endlich die Revolution nach ihrem Gusto machen. Bleibt also nur noch zu klären, ob die „Arbeiter“

das eigentlich wollen oder ob sie nicht doch vielleicht Appetit nach mehr Demokratie haben. Denn Spott beiseite: die hier angepriesene Wandlung der Arbeiter – die Intellektuellen brauchen sich offenbar nicht mehr zu ändern – ist eine auffallend einseitige Angelegenheit, eine Hühnerleiter, die nur von unten nach oben führt.

In der Tat hat Peter Weiss das Erzähler-Ich als Arbeiter entworfen. Nur ist das nicht alles, denn er läßt seinen Roman mit einem „Wir“ beginnen: „Rings um uns haben sich die Leiber aus Stein . . .“ (S. 1). Dieses „Wir“ – das sind die drei Freunde, die gemeinsam vor dem Pergamon-Altar im Museum in Berlin stehen: Heilmann, der jüngste, aus einer kleinbürgerlichen Familie, Coppi, der Arbeitersohn, der bereits in der Illegalität lebt, und schließlich das Erzähler-Ich, auch Sohn einer Arbeiterfamilie, ohne Namen. Das „Wir“ stellt dieses „Ich“ von Anfang an in den Zusammenhang des antifaschistischen Bündnisses. Was zunächst diese drei Menschen, später auch alle anderen Romanfiguren miteinander in Beziehung bringt, ist nicht ihre soziale Herkunft, sondern das Bewußtsein von den ihre unterschiedlichen Lebensumstände gleichermaßen prägenden Abhängigkeitsverhältnissen. Alle sind mehr oder weniger Kommunisten, Sozialisten oder Antifaschisten, und dennoch reagiert jeder anders auf diese Abhängigkeitsverhältnisse. Das wird bereits im Gespräch der drei Freunde vor dem Pergamon-Altar deutlich, in dessen Mittelpunkt Herakles steht, die mythische Gestalt am anderen Ende der Geschichte. In ihr erkennen sie den existentiellen Widerspruch, der auch sie vor die Entscheidung stellt: Hammer oder Amboß sein, eigene Kraft entfalten oder überwältigt werden. Bei diesem ersten Blick auf die Kunst als Zeuge der Geschichte des Menschen tauchen auch die ersten Widersprüche auf. Was die drei über sie hinweg dennoch vereint, ist der Kampf gegen den Faschismus und die Frage an die Kunst, wie weit sie ihnen ein Stück von sich selbst zu erkennen zu geben vermag, um die notwendige Kraft für diesen Kampf freizusetzen.

Die „Ästhetik . . .“ handelt also nicht vom „typischen Arbeiter“, sondern rückt das grundlegende Problem unserer Epoche, den Übergang von einer überholten Gesellschaftsformation zur nächsten, vom Kapitalismus zum Sozialismus, vom entfremdeten Individuum der bürgerlichen Gesellschaft zur freien Persönlichkeit in den Blick. Das als Arbeiter angelegte Erzähler-Ich steht für die existentielle Grundsituation des Menschen im Kapitalismus, für die in Abhängigkeitsverhältnissen entfremdete Arbeit, die selbstbewußte Identität verhindert. Entsprechend meint die von diesem Erzähler-Ich vollzogene Wandlung, dargestellt am Schritt von der Kunstbetrachtung zur eigenen künstlerischen Tätigkeit, die Aufhebung dieser Entfremdung in einer neuen Qualität von Arbeit, nämlich der selbstbestimmten und deshalb selbstbewußten Arbeit. Die „Ästhetik . . .“ ist ein historischer Roman. Indem Peter Weiss das historische Material zu einer künstlerischen Form verarbeitet, fordert er uns Leser heraus, aus unserem Alltag herauszutreten, die Grenzüberschreitung zur Kunst zu wagen, um uns der Geschichte zu stellen. Wir fragen uns: wie war das eigentlich, was weiß ich von dieser Zeit, vom Kampf gegen den Faschismus, von den Widersprüchen in der sozialistischen Bewegung, in der Arbeiterbewegung, was weiß ich von diesen Menschen, von ihren Entscheidungen, wie sehe ich das heute und was bringt es mit für die Entscheidungen,

vor denen wir heute stehen?

Im Beziehungsgeflecht der einzelnen Romanfiguren geht es immer wieder von neuem um die Frage der Organisation, und es gelingt Peter Weiss, sie dramatisch zu gestalten: zu zeigen, inwiefern die Frage der Organisation mit all ihren Widersprüchen unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen auch die Grundfrage von Persönlichkeitsentwicklung ist. Dargelegt wird sie zunächst zwischen dem sozialdemokratischen Vater und dem Sohn, dem Erzähler-Ich, der andere Wege gehen will. Ausgelöst wird sie in ihren tragischen Folgen in den Phasen, die das Erzähler-Ich durchschreitet: der Zusammenbruch der spanischen Republik (Bd. 1), das aus allen Beziehungen Herausgerissensein danach bei der Ankunft im Exil in Paris, reflektiert in der Meditation über Géricaults Bild „Das Floß der Medusa“ (Bd. 2.1), das folgende Exil in Schweden, das im Zeichen der Auseinandersetzung mit der Politik der vom faschistischen Deutschland überfallenen Sowjetunion und mit der Flucht Brechts nach Amerika steht (Bd. 2.2), und schließlich der Widerstandskampf im Exil und im Land (Bd. 3), ein monumental Totentanz, der paradoxerweise ins Leben führt: in jedem dieser vom Erzähler-Ich durchlitten Lebenskreise wird die eingangs gestellte Frage der Organisation als Existenzfrage aufgegriffen und immer wieder von neuem geht es darum, im Bewußtsein aller Widersprüche zueinander, d. h. zur Einheit zu finden. Die lang gereifte Entscheidung für die kommunistische Partei wird aufgrund der Erfahrung getroffen, daß es zum Faschismus und zu einem historisch überlebten gesellschaftlichen System keine andere Alternative als den gemeinsamen Kampf aller antifaschistischen Kräfte geben kann.

Die „Ästhetik des Widerstands“ ist also weder eine „Geschichte der Arbeiterbewegung“ noch ein bürgerlicher Bildungsroman. Und ebensowenig ist sie eine „Kultur- und Kunstgeschichte“, wie Haug abschließend behauptet (S. 111). Peter Weiss hat dies selbst ausdrücklich festgestellt: „Die Eindrücke der Kunstwerke sind rein assoziativ im Zusammenhang mit den Geschehnissen entstanden“<sup>3</sup>. Eine neue Darstellung der Kunstgeschichte als Geschichte des Menschen werden wir in Zukunft brauchen für die „Gesamtgestaltung des harten Weges, der vom Reich der Notwendigkeit in das der Freiheit führt“ (Lucien Séve). Peter Weiss gibt uns nicht sein Urteil als Kunsthistoriker, der er nicht ist, sondern sein persönliches Urteil als Künstler. Wohl aber zeigt er uns mit seinem Werk, wie wir mit Hilfe der Kunst die Fesseln unseres Alltagsbewußtseins sprengen können: indem wir uns auf den dialektischen Charakter der Kunst einlassen, das Kunstwerk als Produkt von Phantasie und Ordnung ernst nehmen und dabei seine „Gedächtniskraft“ (Peter Weiss) entdecken.

#### Anmerkungen

- <sup>1)</sup> Zur Analyse des Wahrnehmungsprozesses: Gabriele Sprigath. Bildgespräche – Ein Projektmodell zur Wahrnehmung und Vermittlung von Bildern. Kunst und Alltag, hrsg. Jutta Held, Köln, 1981 (Pahl-Rugenstein, Klein, Bibliothek 238) S. 175–187.
- <sup>2)</sup> Das gilt auch für seinen Aufsatz „Vorschläge zur Aneignung der Ästhetik des Widerstands. In: Ästhetik des Widerstands lesen. Argument-Sonderband AS 75, Berlin, 1981, S. 29–40.
- <sup>3)</sup> Peter Weiss im Gespräch mit Burkhardt Lindner: Zwischen Pergamon und Plötzensee oder Die andere Darstellung der Verläufe. In: Ästhetik des Widerstands lesen. Argument-Sonderband AS 75, Berlin, 1981, S. 164.

Dieter Kuhn

Ein nicht erledigter Fall

Wir wollen die Zähne fest zusammenbeißen und die Tiraden gleich zu Anfang über uns ergehen lassen.

„Ich fürchde-immer, Ihr verkennt, daß ‚Die Armen‘ – (& es gibt ja keine Armen mehr bei-uns!: jeder Scheiß BergArbeiter verdient mehr als der größte garret-Dichter!) – schmierich-&-doof sind, nicht aus Mißgeschick? –: sondern weil es ihr Geschmack ist!!!“ Gut für die Armen, daß sie zu arm waren, um das teure Buch Arno Schmidts zu kaufen, wo sowas steht<sup>1</sup>. – Rassenunruhen in den USA? „Diese verfluchtn Krawalle andauernd! ( . . . ) Auf eine (nur scheinbar einfache) Formel gebracht: es geht ihn‘n zu-gut!“ (Und in Afrika fressen sie sich sogar gegenseitig auf.) Dagegen gibt es bei den Mormonen „keine Neger; Alle fleißig und ordntlich.“ Denn: „Die Ungleichheit der MenschRassen iss ja kein leerer Wahn.“ – Studenten? „Typm; die man sich am bestjn im mondlosen Nächtn nich-anschaut.“ Also: „Wenijer Universitätn!“ – Jetzt die Frauen: „Das Geplerre der Weiber nach ‚GleichBerechtigung‘ – (dabei war‘n se seit eh & je überberechtigt!) – wird ihn‘n noch wunderliche Früchte tragn.“ – Der Marxismus: „Da ‘ss mit Vernunft nichts zu machn.“ – Vermißt man noch etwas? Natürlich die „40-Stundn-Wöchner“: „Die Hälfte davon ist bildungsunwillig; die andre-unfähig.“ Dafür streiken sie gern: „Notleidende Arbeiter protestierten in Gestalt eine AutoKorsos.“ Was kann man dagegen tun? Man braucht“ ‘n starke(n) Mann, der die freche Crapüle zusamm‘kartätscht: ‚CäsarenWahnsinn‘ iss nischt gegen die Tyrannie der Gewerkschaftn.“ Und: „Was not täte, wären neue ‚SozialistnGesetze‘“. Schluß also mit allen „Humanitäts-, Educations-(und noch einer Anzahl)-Duseleien.“

Das ist alles ohne Zweifel arg schlimm. Die Ressentiments brodeln emsig, Vorurteile, die man sonst schon bei Beschränkten ärgerlich findet, werden mit kräftigem Faustschlag hingeknallt, fast keine spießbürgerliche Primitivität wird ausgelassen. So ist man beinahe schon dankbar, daß die Judenpogrome nicht auch noch gerechtfertigt werden. An den Stammtischen der heimeligen Wirtshäuser unserer Kleinstädte pflege es manchmal so zuzugehen, hört man. Das mag schon stimmen; jemand, der mit den Extremen deutscher Geselligkeit wenig Erfahrung hat, kann hier nicht mitreden. Das soeben Zitierte jedenfalls entsprang nicht der verschmockten Bierseligkeit politisierender Kegelbrüder, sondern es wurde mit viel Gespür für die zu erzielende Wirkung am Schreibtisch formuliert und wohlkalkuliert in passende Textzusammenhänge gestellt. Schließlich war Arno Schmidt ein großer Schriftsteller. Damit auch den Allerdümmsten klar wurde, daß es sich bei solchen Formulierungen nicht um romanhafte Ausschweifungen handle, sondern um die aller-tiefsten politischen Einsichten des Autors, machte er seine Position in der Rede, die er bei der Verleihung des Goethe-Preises 1973 vortragen ließ, nochmals überdeutlich. Das deutsche Volk, so zürnte er, vor allem aber seine Jugend, sei unterarbeitet. Er könne, grollte er weiter, das „Geschwafel von der 40-Stunden-Woche“ einfach nicht mehr hören; um dann mit dem Zeigefinger ganz deutlich auf sich zu weisen: „Meine Woche hat immer 100 Stunden

gehabt.“ Man braucht an dieser Stelle wohl nicht darauf hinzuweisen, wie kraß der Mann die Realität entfremdeter Arbeit mißachtete, wie brutal beleidigend diese Aussage sein sollte. Genug, Schmidt hatte durch Bücher und Rede dem Kreis, auf den es ihm damals ankam, seine Zuverlässigkeit bewiesen, und alle konservativen Buchrezensierer der Bundesrepublik Deutschland, von Schütte bis Mohler, jauchzen ihm nun schon ein Jahrzehnt lang zu. Vor Rührung lagen sie sich in den Armen, als er 1979 gestorben war und sangen ihr „Denn er war unser“.

Also können wir Arno Schmidt vergessen, mach's gut, bei denen dort bist du gut aufgehoben?

Nicht so schnell, Freunde.

Jetzt muß nämlich daran erinnert werden, daß dieselben konservativen Kreise, die gesamte etablierte Presse in den 50er Jahren den Mann bekämpft hatten, nicht etwa kritisiert, nein bekämpft, mit Schaum vorm Mund. „Naiven Lästerungsdrang“ warf man ihm vor, „lärmendes Umschlagschlagen gegen Gott, Welt und Kultur“, die „triumphierende Haltung eines Halbstarken“. Sein Werk sei ein „Dokument für die völlige Verwirrung des Denkens“ und zeuge von „anarchischer Verwilderung“. Die Kritiker ließen ihre Aggressionen freilich nicht nur an den Inhalten der Bücher Schmidts aus, auch die Sprache paßte ihnen nicht. Sie fanden ihn „ganz simpel in der Formulierung“, gleichwohl sei die Sprache von „vorzüglicher Unverdaulichkeit“. Man beklagte seinen „manirierten Stil“ und steigerte sich schließlich zu der Aussage, die Sprache werde „blasphemisch geschunden, zerstückelt, in den Dreck getreten“. Blasphemisch! Darum gings. Denn Schmidt verbarg seine atheistische Überzeugung kein bißchen; und das war in einer Zeit, als der Begriff „christlich-abendländisch“ noch ernst genommen wurde, ganz unerhört. Folglich rügte man seine „nihilistische Weltsicht“ und seinen „antichristlichen Komplex“. Doch auch auf diesem Gebiet konnte man noch ein Stück zulegen: Arno Schmidt, ward verkündigt, sei „gegen Gott und Christentum“, ja der Antichrist schlechthin, denn er vertrete „das Chaos, das des Satans ist“. Es geht aber noch weiter. Mehrmals in den 50er Jahren wurde von konservativen Kreisen der Versuch gemacht, Schmidt die Existenzgrundlage zu entziehen. Unverblümt bedauerte der damals äußerst einflußreiche Journalist Karl Silex, daß Schmidts Bücher überhaupt veröffentlicht wurden: „Schade, Herr Rowohlt!“ Herr Rowohlt scheint den Wink verstanden zu haben, denn er publizierte danach keinen neuen Titel des Autors mehr. In einer offiziösen Fachzeitschrift für Bibliothekare wurde den Bibliotheken der Rat erteilt, „Aus dem Leben eines Fauns“ (1953) nicht anzuschaffen. Diese Kampagne zur Existenzvernichtung gipfelte in dem Versuch, ihn in einem Prozeß wegen Gotteslästerung und Pornographie mundtot zu machen. So eindeutig reagierte das konservative Establishment auf Arno Schmidt. Auf den ersten Blick ist es deshalb nur folgerichtig, daß Autoren, die man mit allen Vorbehalten der Linken zuzählen konnte, wie z. B. Alfred Andersch, Peter Rühmkorf oder Martin Walser, für den Verfemten eintraten. Diese und andere sorgten auch dafür, daß Schmidt weiterhin gedruckt wurde, fast durchweg in linken Zeitschriften. Aus den genannten Gründen verfestigte sich im Lauf der Zeit der Eindruck, Schmidt habe als linker Autor begonnen und als rechter

geendet, eine nicht ganz ungewöhnliche Laufbahn. Damit wäre auch diese Erklärung naheliegend: Schmidt war früher ein Linker, also pries ihn damals die Linke. Später driftete er in die rechte Ecke, was entsprechende Jubelrufe aus diesem Raum bewirkte.

Doch so einfach ist das alles nicht. Schmidt war, das hat eine erste inhaltskritische Untersuchung zweifelsfrei ergeben<sup>2</sup>, trotz gewisser provokativer, antibourgeois wirkender Opponiergesten immer konservativ eingestellt, vom ersten bis zum letzten Buch. Nur paßte eben den von der herrschenden Presse besoldeten Kritikern sein schon erwähnter, stolz zur Schau getragener Atheismus genausowenig in den Kram wie die kompromißlose Ablehnung der Remilitarisierung Westdeutschlands, und vor allem konnten sie seine tolerante Haltung der DDR gegenüber einfach nicht fassen. Das erregte ihren Geifer, und in ihrer Betriebsblindheit erkannten sie nicht, daß die genannten drei Punkte mit einer konservativen Grundhaltung durchaus übereinstimmen können.

Daß andererseits die vorhin erwähnten fortschrittlichen Autoren dennoch im Recht waren, als sie sich so engagiert für ihren gebeutelten Kollegen einsetzten, kann gar nicht genug unterstrichen werden. Schmidt war ein Meister der Sprache, und man wird lange suchen müssen in der deutschen Literatur, bis man einen findet, der ihm in dieser Hinsicht gleichkommt. Auch gab es in seinem Werk eine soziale Komponente, auf die ich am Schluß nochmals eingehen will.

Jedenfalls dürfte nach dem, was ich hier kurz dargelegt habe, jedem, der nicht allzu verstockt das Steckenpferd der werkimmanenten Literaturkritik reitet, klar sein, daß wir es mit einem politischen und wirkungästhetischen Problem zu tun haben, das aufgearbeitet werden müßte. Hier hätte eine verantwortungsvolle, detaillierte, wissenschaftliche Beschäftigung mit Schmidt einzusetzen. Buhten und applaudierten die Falschen? Und wenn ja, wieso?

Nun gibt es eine detaillierte wissenschaftliche Beschäftigung mit Schmidt in der Tat. Kein Schriftsteller des deutschen Sprachraumes hatte das – sicher auch fragwürdige – Glück, noch zu Lebzeiten Objekt derart intensiver Untersuchungen zu werden, und heute, wenige Jahre nach seinem Tod, dürfte über keinen deutschen Autor des 20. Jahrhunderts (von Thomas Mann und Brecht abgesehen) so viel geschrieben werden wie über ihn.

Es herrscht also an wissenschaftlicher Literatur zum Werk Schmidts kein Mangel. Abgesehen davon, daß die Dissertationsmühlen immer vernehmlicher klappern, wäre hier vor allem der „Bargfelder Bote“ zu nennen, ein Unternehmen, das man anfangs als Kuriosum verschrobener Schmidt-Fans belächelt hat, das aber inzwischen – zählt man die zahlreichen, oft voluminösen Sonderlieferungen mit – Tausende von Seiten ernsthafter Forschungsergebnisse anbietet. Doch hier muß gleich der erste Einwand kommen, und er wird in eine Reihe von Fragen gekleidet: Ist Schmidts Werk denn so bedeutend, daß es diesen Aufwand lohnt? Und überhaupt: Was ist zur Qualität eines Werkes zu sagen, das dieses Aufwands bedarf? (Ich rede von Gegenwartsschriftstellern, denen nicht allein schon die Zeitbarriere den Zugang versperrt.) Und: Bringt dieser Aufwand nicht eine falsche Gewichtung in die westdeutsche Literatur? Es gibt bekanntlich keine nennenswerte Andersch-Forschung: hoffentlich kommt

nicht mal einer auf die Idee, daraus zu folgern, Andersch sei nicht bedeutend. Peter Weiss' „Ästhetik des Widerstands“ wurde zwar bei ihrem Erscheinen eifrig registriert – aber dann doch irgendwie abgelegt. Kein „Stockholmer Bote“ kümmerte sich um diese große, aber (machen wir uns nichts vor!) nicht leicht zugängliche Trilogie, welche ein konzis konstruiertes Kunstwerk darstellt, während das polygraphische Spätwerk Schmidts, um das es in der Forschung zunehmend geht, mit Ausnahme mancher fesselnder Stellen in „Abend mit Goldrand“ (1975), ein Wasserkopf, ein auseinandergelaufener Brei ist.

Damit sind wir bei einem weiteren Gewichtungsproblem. Nicht nur, daß Schmidt durch diesen Forschungs- und Interpretiereifer auf ein Podest gestellt wird, wo er möglicherweise gar nicht hingehört, die „Groupies“ vom Bargfelder Boten und anderswo kümmern sich vorwiegend um das Spätwerk und nicht um die in den 50er Jahren entstandenen Romane, Erzählungen und Essays. Doch daß wir in seinen letzten Büchern den Gipfel von Schmidts Schaffen haben sollen, behaupten selbst seine fanatischsten Anhängern nur mit arg unsicherem Gesichtsausdruck. Ein wichtiger Grund, weshalb man sich letztthin so penetrant auf das Spätwerk konzentriert, ist die Tatsache, daß der Meister darin auch noch für den oberflächlichsten Betrachter sich ganz eindeutig im Konsens mit der herrschenden Meinung befindet. In solcher Umgebung forscht es sich behaglich!

Ein drittes Gewichtungsproblem ergibt sich schließlich, weil in jüngster Zeit eine Doktoranden-Mafia sich der Schmidt-Forschung zu bemächtigen sucht, die (wer will es heutzutage den jungen Leuten verdenken!) kein Interesse daran hat, irgendwo anzuecken. So sind psychoanalytische Untersuchungen ganz groß im Schwang, doch von den abertausend Seiten, die man zu Schmidt inzwischen publiziert hat, befassen sich nicht ganz 100 mit politischen Fragen<sup>3</sup>; wobei Lesern, die Schmidts Werk nicht kennen, hier erklärt werden muß, daß der Autor vom ersten zum letzten Buch sich unablässig in die Politik einmischt, daß er – und das oft äußerst provokativ – zu jeweils aktuellen politischen Ereignissen, aber auch zu grundsätzlichen Fragen der Politik fortlaufend Stellung bezog.

Pablo Picasso hat einmal gesagt: „Der Künstler ist gleichzeitig ein politisches Wesen, das in ständiger Aufmerksamkeit gegenüber den herzzerreißenden, brennenden und beglückenden Weltereignissen lebt und sich ganz nach ihrem Bilde formt. Wie wäre es möglich, keinen Anteil an den Mitmenschen zu nehmen und sich in elfenbeinerne Gleichgültigkeit von einem Leben abzusondern, das einem so überreich entgegengebracht wird.“ „Wie not täte es einer Germanistik, die nicht wieder im Selbstzweck versumpfen will, solche Aspekte bei Schmidt näher zu beleuchten, wozu gesagt sei, daß auch die im Spätwerk anzutreffende „elfenbeinerne Gleichgültigkeit“ eine politische Haltung darstellt. Doch die Schmidt-Forschung ist emsig damit befaßt, alle politischen Aussagen im Werk des Autors zu ästhetisieren und damit unwirksam zu machen.“

Das ist nur konsequent. Denn die Phase intensiver Beschäftigung mit Schmidt, deren Beginn gekennzeichnet ist durch die Gründung des Bargfelder Boten im Jahre 1972, fiel zusammen mit der Neo-Restaurierung der 70er Jahre, als

vermeintlich progressive Verlage ihr Programm um linke Literatur „verschlankten“, wie es überhaupt kein Zufall ist, daß die Publikation des Spätwerkes Schmidts mit der Zeit übereinstimmt, in der die politische Tendenzwende hinter den Kulissen vorbereitet und dann (Radikalenerlaß!) mit brutaler Offenheit durchgeführt wurde. Nachträglich betrachtet, wirkt die Koinzidenz von politökonomischer Entwicklung und der Veröffentlichung des überbaulich-irrationalistischen Begleitmaterials in Form der letzten drei Bücher Schmidts schon fast unheimlich: selten in der Geschichte der Literaturen wird man eine derart verblüffende Gleichzeitigkeit finden.

Im Zusammenhang mit möglicherweise falschen Gewichtungen in der Schmidt-Forschung war soeben von der Psychoanalyse die Rede. Darauf muß ich noch etwas näher eingehen, zumal sich Arbeiten über den Meister häufen, die die Begriffe „Mythos und Psychoanalyse“ im Titel führen oder die zumindest davon handeln. Nun ist es zweifellos verdienstlich – und abermals soll der Bargfelder Bote genannt werden –, mythologische Bezüge im Werk Schmidts aufzudecken, womit ja der Zugang zu den Romanen und Erzählungen beträchtlich erleichtert wird. Ungewollt hat die Fan-Szene aber damit dazu beigetragen, die großen Schwächen Schmidts aufzuzeigen. Jetzt stellt sich nämlich heraus, daß er mythische Vorgänge in seine Texte verschlüsselte, die ohne Bezug auf gesellschaftliche oder private Probleme blieben, ja die selbst bei strikt werkimanenter Betrachtung isoliert herumlagen, wie Findlinge auf einer Waldwiese. Wenn das aber so ist, bleibt der Mythos Spielerei, wird Mythologie zu einer Hausaufgabe, die artige Schüler brav lösen können, mehr nicht. Die „Entmythologisierer“ haben – sicherlich unfreiwillig – mehr Zweifel an der Substanz mancher Bücher Schmidts genährt als beispielsweise die Plagiatsjäger: Wirklich geklaut hat Schmidt nur für Brotarbeiten, ansonsten ging er mit literarischen Vorlagen um, wie andere Autoren Menschen, Verhaltensweisen, Landschaften und Natur gebrauchen: er verarbeitete sie schöpferisch.

Jetzt könnte man freilich immer noch fragen: In welcher Situation bediente sich Schmidt eines Mythos oder einer mythischen Einzelsituation? Das könnte hilfreich sein und das Werk in soziale und literarische Zusammenhänge stellen. Doch Mythologisches wird immer nur im Zusammenhang mit der Psychoanalyse, genauer, als ein Thema der Psychoanalyse abgehandelt. Nicht ohne Schuld des Meister. Denn nachdem dieser einige Bücher Freuds durchgearbeitet hatte, vor allem dessen „Psychopathologie des Alltagsleben“, entwickelte er die wissenschaftliche kaum haltbare „Etym“-Theorie, derzufolge – ich muß das nun sehr vereinfachen – jeder Text gewissermaßen ein Palimpsest ist, zweischichtig aufzufassen: Sieht man vom schieren Wortinhalt ab und lauscht den Klängen nach, so kommt zutage, was das Unbewußte schrieb. Beträchtliche Teile des Spätwerks, fiktional oder essayistisch, haben diese Theorie zum Anlaß. Nun könnte eine seriöse Schmidt-Forschung ja hergehen und pro oder contra argumentieren, könnte Irrwege aufzeigen und richtige Ansätze unterstreichen. Nichts dergleichen geschieht. Schmidt bediente sich der Psychoanalyse, ohne sich der großen Fragwürdigkeit mancher Aspekte dieser Methode bewußt zu sein, die doch weithin noch in mittelalterlichem Abrakadabra verharrt und empirisch kaum abgesichert ist. Putzmunter machen ihm die

Doktoranden nach. Immer häufiger muß man Interpretationen ertragen, die nichts anderes sind als öd-ermündede Gleichungen: nageln-koitieren, sägen-koitieren, bürsten-koitieren, zur See fahren-koitieren. Gewiß: Freud war um 1900 ein Pionier, indem er zeigte, wie stark der Einfluß der Sexualität auf viele Äußerungen des menschlichen Lebens ist. Was er nicht sah, nicht sehen wollte oder konnte, was aber die smarten Leute an den Unis heute wissen müßten, ist folgendes: Jegliche sexuelle Äußerung wird determiniert von den herrschenden sozialen Bedingungen. Doch mit solchen Einsichten wiche man von der restaurativen Tendenz ab, also ergibt man sich ungestört einer unfruchtbaren, dafür aber grenzenlosen Beliebigkeit. Welch wundervolles Instrument des Eskapismus hat man doch mit der Psychoanalyse zur Hand! Nichts muß empirisch verifiziert werden, weil es nicht verifiziert werden kann, alles ist eine Glaubensfrage, und wer nicht glaubt, ist zwar kein Ketzer, aber ein Dummkopf.

Indes: Schmidt, der einmal in der Lage war, das bittere Los der kleinen Leute zu schildern, hat es nicht verdient, in die Greifer von Robotern zu geraten, welche ihn Wort für Wort – die Bücher von Freud, Ferenczi, Abraham und Jung unterm Arm (lauter Namen, die in der gegenwärtigen Schmidt-Forschung eine verhängnisvolle Rolle spielen) – auf vermeintlich versteckte Bedeutungen abklopfen. Ist es nicht kennzeichnend für die gesuchte Beliebigkeit der Forschungsergebnisse, daß Schmidts Interpreten Alfred Adler völlig ignorieren? So einer stört bloß beim Rühren im faden Süppchen der Unverbindlichkeit.

Leider kommt es noch schlimmer.

„Bloß nichts Politisches!“ schreit man, um nicht mit den 68ern verwechselt zu werden. Derweilen kriechen Mumien aus ganz anderen Zeiten hervor. Ernst Jünger habe Schmidt von Anfang an für „bemerkenswert“ gehalten, so wenigstens kolportiert die Springer-Presse, und Armin Mohler reklamiert ihn ungeniert für seine Zwecke, kurzum, die Rechte versucht, sich mit Hilfe Schmidts zu profilieren. Endlich, endlich, so frohlocken sie, haben wir einen Schriftsteller von Rang, einen, den wir herzeigen können. Denn daß die hölzern-holperige Beschreibungsprosa des besagten Jünger qualitativ doch nicht ganz an ernstzunehmende Literatur heranreicht, beginnt man auch dort einzusehen.

Man ist zunächst versucht zu sagen: Lassen wir ihnen die Freude! Aber der Spaß hört da auf, wo ein eitler Schaumschläger das Werk Schmidts nicht nur zur Selbstdarstellung mißbraucht, sondern geradezu pervertiert. Von Hans Wollschläger muß geredet werden. Seit ihm das Glück widerfahren ist, von Schmidt ein paar wohlwollende Worte zu hören, seit er mit Schmidt zusammen Poe ins Deutsche übersetzen durfte (und es war gar keine Meisterleistung, verglichen mit den Texten seines Mitübersetzers), rankt er sich an seinem Mentor empor wie nur je eine parasitäre Kletterpflanze am Baum; und um den Vergleich zu Ende zu führen: heute ist er der Hexenbesen am gefällten Stamm. Aus ganz unerfindlichen Gründen hat eine kurz zuvor gegründete Arno-Schmidt-Stiftung, die aus Schmidts Witwe Alice und dem Zigarettenprinzen Reemtsma besteht, Wollschläger im Januar 1982 ihren neugeschaffenen hochdotierten Preis verliehen. Das war willkommener Anlaß für den Preisträger, eine Rede

zu halten, die aus einer Aneinanderreihung reaktionärer Sprüche bestand, gespreizt und aufgeblättert und mit dem Ziel, die Schmidt-Leser einzuschüchtern. Hochabsichtsvoll beleidigend bedauerte er, daß die „Gemein- und Gesellschaft“, der „Jedermann“, also das arbeitende Volk, „nach ihm greifen“ könnte, nach dem Werk Schmidts nämlich, das doch eigentlich nur der „höheren Menschenart“ (das sagte er tatsächlich!) zustehe<sup>4</sup>, also Wollschläger, Reemtsma, Alice Schmidt, dem ganzen Trio Infernal.

Hier kündet sich ein Biologismus an, der – wie könnte es anders sein – in die krude Brutalität mündet. Nun wollen wir nicht verkennen und haben das ja schon eingangs gesehen; daß auch Schmidts Werk nicht frei von inhumanen Äußerungen ist. Doch bei ihm sind sie Ausfluß einer Existenznot, man könnte angesichts eines dahinterstehenden Kunstwerkes darüber hinwegsehen, wenn auch mit Anstrengung. Bei Wollschläger verkommt alles zu egoistischen, kleinkarierten Unmenschlichkeiten. Rezessenten, um ein Beispiel zu geben, die er zitiert, nennt er gleichwohl nicht beim Namen, denn „ein Aufheben ihres natürlichen Verschwindens aus dem Gedächtnis“ sei nicht gerechtfertigt. Wahrscheinlich ist er noch stolz auf die Formulierung, und vergeblich wird man ihn auf das Kammerjägerhafte der Aussage hinweisen. Vielleicht begreift er wenigstens die bläßliche Dummheit des Satzes, wenn man ihn daran erinnert, daß Lessing und Kraus (und Schmidt!) schließlich auch Rezessenten waren – gleichviel: in der den Törichten eigenen Gerissenheit hofft Wollschläger, mit Hilfe derartiger Aperçus nicht so schnell „aus dem Gedächtnis“ seiner Leser zu verschwinden.

Das wirklich Empörende kommt erst jetzt. Schmidt, so sprach sein übler Nachredner, schrieb „ganz nahe an jenem Abgrund, ( . . . ) in dessen Finsternis das Schöpferische immer seine Wurzeln hat.“ Ihn habe die „Verbindung zur dunklen kindheitlichen Prähistorie“ geprägt. Mit anderen Worten: Wollschläger macht aus Schmidt, einem genialen, hochbegabten Wortkünstler, dem die handwerkliche Durchdringung und die verstandesmäßige Arbeit am Kunstwerk Selbstverständlichkeiten waren, der sich immer wieder zur hellsichtigen Aufklärung bekannte, einen Schollenliteraten, einen Blut-und-Boden-Magus. Nun überrascht schon nicht mehr die Anmerkung, inmitten der Biographie (und damit des Werks) Schmidts lägen „Vorgeburtlichkeit und Geburt“ und (natürlich) das „Ausgestoßenwerden“ aus dem Uterus. Wieder müssen wir uns den von interessierten Kreisen hartnäckig am Leben gehaltenen, längst widerlegten Unsinn anhören, der Mensch werde am stärksten geprägt durch das Trauma des Geburtsvorganges. Damit negiert Wollschläger die Bedeutung von Milieu und Klassenbedingtheit. Er kapiert nicht (oder es ist ihm egal, Hauptsache, seine Zielgruppe ist zufrieden!), daß er damit Schmidts eminente Leistung leugnet: geboren wird schließlich jeder. Nein, wie kritisch man auch Schmidt gegenüber eingestellt sein mag, einen literarischen Trittbrettfahrer wie Wollschläger hat er nicht verdient, mit dem biologistischen Aberwitz, den Wollschläger ihm aufnutzen will, hat Schmidt nichts zu tun.

So skeptisch man als Linker das Schaffen Schmidts zu betrachten hat, so unverständlich einem sein ressentimentgeladenes Querulieren ist, so widerwärtig der Schleim, der von seinen Zeloten abgesondert wird: Wir wollen unseren kritischen Verstand benützen, auch wollen wir uns nicht von der

wolkigen Eloquenz der Jung- und Jünger-Jünger übertölpeln lassen und literarische Qualität dort anerkennen, wo sie vorhanden ist. Voraussetzung dafür aber ist, daß wir die Grenzen der gegenwärtig betriebenen Forschung erkennen. Sie zwängt sich nämlich liebend gern in genau das Korsett, welches für Schmidt Schutz und Halt bot. Gemeint ist sein enger Kulturbegriff. Diese Fessel muß zerrissen werden. Die Aufnahme seines Werks kann nur dann Bereicherung sein, wenn nicht Beweihräucherung daraus wird. Vor allem muß die Schmidt-Forschung einsehen, daß außerhalb der vom Meister willkürlich oder klassenbedingt gezogenen Grenzen auch Kultur herrscht, sie muß die Toleranz aufbringen, auch Hannes Wader oder Elke Heidenreich oder Sergej Eisenstein zur Kenntnis zu nehmen, und zwar adäquat zur Kenntnis zu nehmen. Schmidt ist überhaupt nicht damit geholfen, daß man ihn auf einen Sockel mit der Aufschrift „Kunst“ stellt, „reine Kunst“ womöglich. Er muß sich eines Tages in der Zugluft der Massenrezeption bewähren, sonst vergesse man ihn.

Dies vorausgeschickt und allen schrecklichen Zitaten am Anfang unserer Überlegungen zum Trotz, wollen wir anerkennen, daß Schmidt auf der Basis seiner konservativ-kleinbürgerlichen Weltanschauung in seinen besten Jahren, nämlich zwischen 1949 und 1960, das Äußerste ihm Mögliche leistete. Obwohl er sein spezifisches Leiden des deutschen Kleinbürgertums nie ablegen konnte, nämlich das Zähnekklappern vor den emanzipatorischen Bestrebungen der Arbeiterbewegung, gelang es ihm, dem Bürgertum den Blick zu öffnen für die Situation der kleinen Leute, der abhängig Beschäftigten. In seiner Beschreibung des Verhaltens dieser kleinen Leute, ihres Lebens, das von entfremdeter Arbeit durchwuchert ist, ihrer jede Lebensfreude vergällenden Furcht vor dem Verlust des Arbeitsplatzes, kommt ihm keiner gleich in der Bundesrepublik der 50er Jahre. Auch warnte keiner so unablässig vor der westdeutschen Remilitarisierung; in ihr erkannte er weitsichtig schon sehr früh den Grund für die Spaltung des Volks in zwei deutschen Staaten, und bitter mußte er in diesem Zusammenhang den ungeschmälerten Einfluß der alten Nazis konstatieren. Zudem gab es bei ihm einen pädagogischen Furor, der ihn immer wieder seine Klassengrenzen überschreiten ließ, etwa, wenn er auf die libertäre Brisanz im deutschen literarischen Erbe hinwies, auf die Verpflichtung des Schriftstellers, Sprachrohr denen zu sein, denen man Sprache vorenthielt.

Damals war sein Schreiben von Com-Passion durchdrungen für Mensch und Tier, für alle Kreatur, damals konnte man Schilderungen lesen, etwa von der Hetze des Arbeitsalltages der Frauen, „die den ganzn Tak im Büro schufftn . . . Hertha kauft oft-mals, wenn sie Hunger schüpft, ne ganze Tafl Block-schoglade, und trinkt'n Glas Wasser dazu. Ober macht ne Büxe Tuhn-Fisch auf, und ißt sie mit der Gabl-leer: dazu Trockenbroot. Und Kaffee iss grundsätzlich Pullwer in Wasser gerührt – wenn De Schwein hast, iss er warm.“ – Damals wußte Schmidt, wie der endgültige Abschied zweier Liebender aussieht: „Steinerne Umarmung. Wir besahen uns finster aus beregneten bulleyes; eine weibliche Weide, dickes, dunkles Gesicht, schlug ihr Haar nach vorn, flüsterte und zitterte, strähnenüberzogen. Ich nahm ihre kalte wachsrote Hand an und trug sie erschüttert: Kind, was tun sich die Menschen für Erinnerungen an! Vor der zementnen Himmelswand hinten ein verfallen-

der Schuppen, bretterns Los.“ – Er schilderte so eindringlich und realistisch wie es nachträglich die beste Dokumentation nicht fertig brachte das Wohnungselend der kleinen Leute in der Nachkriegszeit, die zermürbende und oft demütigende Suche nach den eigenen vier Wänden (während die Reichen in ihren Villen wohnten und sich gegenseitig bestätigten, wie heftig sie die Nazis bekämpft hatten).

Noch etwas macht ihn uns wichtig: Er lehrte uns, alte Wahrnehmungsgewohnheiten, bequem und langweilig gewordene, abzulegen, nicht durch pathetisch-expressionistisches Gestikulieren, sondern durch exaktes Beschreiben. „Der Hof füllte sich mit Schallspuren: Tritte zogen knopfige Reihen. Am Fenster vorbei. Gäule rammten Prallbündel aufs Pflaster.“ – Keiner macht ihm (ein Beispiel von Hunderten) diese Schilderung eines ländlichen Frühlingsmorgens nach: „Das helle Dorf: es schlug erwachend alle blanken Fenster auf; jedes Haus krähte wie ein Hahn, und Gardinen wippten dazu mit den pastellenen Flügeln. (Eine hatte dicke rote Punkte darauf; hübsch, über geblähtem Hellgelb). Büsche in seegrünen Schuppencapes erschienen an allen Wegen, und winkten mich zitternd und sehnüchtig tiefer die Straße entlang; standen als Zuschauer am Wiesenrand; machten schlanke Gymnastik; wischelten lüstern auf Chlorophyllzungen, oder pfiffen plötzlich laute Triller; die Büsche. Windrüssel wühlten überall im Gras und schnarchten, blaue Frischlinge, ein bißchen, atemweise.“ Hier ist der Mensch der Natur noch nicht entfremdet, wir müssen noch nicht die entsetzliche Verdinglichung der Natur erleben, wie das – Ergebnis der Verinnerlichung kapitalistischen Denkens – heutzutage gang und gäbe ist. Erst recht haben solche Schilderungen nichts mit Blut und Boden zu tun, zu wach zeigt Schmidt eben auch die in der Natur waltenden Grausamkeiten.

Solche Stellen zeigen: Schmidt ist trotz seines dreimal verfluchten Spätwerks kein abgeschlossener Fall. Um solcher Stellen willen muß man diesen Schriftsteller lesen. Es gibt überhaupt keinen Grund, ihn der neokonservativen Germanistik oder noch schlimmeren Zeitgenossen zu überlassen. Wir wollen den Rechten keinen einzigen großen Mann gönnen! Jetzt erst gilt es, Arno Schmidt zu entdecken.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Dieses und die folgenden Zitate aus: Zettels Traum, Stuttgart 1970, und Abend mit Goldrand, Frankfurt 1975 – Dazwischen erschien noch Die Schule der Atheisten, Frankfurt 1972, mit ähnlichen politischen Äußerungen.

<sup>2</sup> Dieter Kuhn: Das Mißverständnis, München 1982.

<sup>3</sup> Hier ist vor allem noch zu nennen Wilfried von Bredow: Der militante Eremit. In: Kürbiskern 4/1970, S. 598 ff.

<sup>4</sup> Hans Wollschläger: Die Insel. In: Arno Schmidt Preis 1982, Bargfeld 1982, S. 19 ff.

Nach fünfjährigem Studium an der deutschen Ferdinand-Karls-Universität zu Prag empfing Franz Kafka am 18. Juni 1906 feierlich im ehrwürdigen Carolinum, dem ältesten Gebäude der 1348 gegründeten ersten mitteleuropäischen Hohen Schule, die Promotionsurkunde zum Dr. jur. Sie war, als Kenntnisnachweis jedenfalls, nicht viel wert. In Prager Zeitungen jener Jahre sprach man es offen aus: „Selbst konservative Universitätskreise können sich heute nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß in Österreich überhaupt keine besonderen Anforderungen bei Erlangungen des juridischen Doktorates gestellt werden oder daß diese Anforderungen in der Hauptsache zu einer leeren Formalität geworden sind, so daß der neukreierte Doktor zumeist weder in diesen noch in jenen Wissensgebieten genügend Bescheid weiß<sup>1</sup>.“ Im Fall Kafkas kam hinzu, daß er diesen Anforderungen nur knapp genügte. Er bestand die rechtshistorische Staatsprüfung zwar mit gutem, die „judiciale“ und staatswissenschaftliche aber nur mit genügendem Erfolg. Durch die letzte der drei Promotionsprüfungen kam er nur mit drei von fünf Stimmen der Prüfer; eine Dissertationsschrift wurde nicht verlangt. Von dem ausgestandenen Schrecken kaum erholt, absolvierte Kafka lustlos das für am Staatsdienst interessierte Juristen vorgeschriebene einjährige Rechtspraktikum am Prager Landgericht. Zuvor hatte er bei dem Rechtsanwalt Richard Löwy in die Advokatsgeschäfte Einblick getan. Aber es verlockte Kafka weder Staats- noch Rechtsanwalt zu werden. Ins „Leben“, ins Berufsleben wenigstens, trat er am 1. Oktober 1907 mit der Anstellung in der Prager Niederlassung der altrenommierten (gegründet 1831) Versicherungsfirma Assicurazioni Generali.

Das in Triest beheimatete Unternehmen für Transport-, Feuer- und Lebensversicherungen unterhielt in vielen Weltgegenden Filialen, die Kafka zu so abenteuerlichen Hoffnungen veranlaßten, „selbst auf den Sesseln sehr entfernter Länder einmal zu sitzen, aus den Bureaufenstern Zuckerrohrfelder oder mohammedanische Friedhöfe zu sehn<sup>2</sup>.“ Mehr als das pompöse Domizil der Versicherung am Wenzelsplatz bekam aber Kafka nicht zu Gesicht. Und nach einiger Zeit gab es in diesem Gebäude „eine gewisse Stelle in einem kleinen Gang, der zu meinem Bureau führte, in dem mich fast jeden Morgen eine Verzweiflung anfiel, die für einen stärkeren, konsequenteren Charakter als ich es bin überreichlich zu einem geradezu seligen Selbstmord genügt hätte<sup>3</sup>.“ Kein Wunder: das Gehalt war kümmerlich und die Arbeitszeit (von 8.00 bis 18.00 Uhr) lang; unbezahlte Überstunden gehörten zur Regel und abends war man verpflichtet, Italienisch zu lernen; alle zwei Jahre standen den Angestellten 14 Tage Urlaub zu, die nur auf ausdrücklichen Antrag gewährt wurden. Kafka kündigte und begründete seinen Entschluß – „nicht ganz wahrheitsgemäß, aber auch nicht ganz erlogen“ –, daß er das im Hause herrschende „Schimpfen“ auf das Personal „nicht ertragen könne<sup>4</sup>.“ Nachdem er schon im November 1907 – vergeblich – bei der Post vorgeföhlt hatte (die seinem Freund Max Brod wenig später einen erträglichen Beamtenstuhl bot), bewarb er sich im Juni des folgenden Jahres bei der „Arbeiter-Unfallversicherungsan-

stalt für das Königreich Böhmen in Prag“, die am Rande des Stadtzentrums in der Straße Na Poříčí 7 ein kaum weniger repräsentatives Haus errichtet hatte wie die Assicurazioni Generali. Natürlich ging es nicht ohne Protektion; Präsident der Anstalt war der Vater von Kafkas Schulkameraden Ewald Felix Pribram. Zum 30. Juli 1908 wurde er als „Aushilfsbeamter“ eingestellt.

## 1.

In den ersten Jahren der Berufstätigkeit verstummte der Dichter Kafka nahezu vollständig. Im September 1909 erschien in der Prager „Deutschen Zeitung Bohemia“ sein Reisebericht „Die Aeroplane von Brescia“, das einzige nennenswerte Zeugnis eines noch nicht aufgegebenen künstlerischen Ehrgeizes. Dann aber, im November 1910, beginnt Kafka sein Tagebuch zu führen, weniger Chronik seines Tagesablaufes, als Gefäß tastender literarischer Versuche. Der Durchbruch zur Literatur gelingt jedoch erst Ende des folgenden Jahres: Kafka schreibt an einer ersten Fassung seines Amerika-Romans „Der Verschollene“. Im August 1912 abgebrochen, aber schon im folgenden Monat durch eine zweite Fassung ersetzt, an der er bis Juni 1913 arbeitet, ist es das Werk einer Wendung in jeder Hinsicht.

Lebensgeschichtlich bedeutet es den Sieg der poetischen Ambition über die berufliche und den Beginn des „Doppellebens“. Kafka will sich als Dichter gegen den Beamten beweisen, ja eine unerträglich verlängerte „Jugendzeit“ der Unproduktivität beenden, zu der nun auch die Arbeit im Amt gerechnet wird. An Felice Bauer, seine spätere Verlobte, schreibt er im November 1912, er wolle sich nicht länger verzetteln, sondern sich „bis zum letzten Atemzug für meinen Roman aufbrauchen . . ., der ja auch Ihnen gehört oder besser eine klarere Vorstellung von dem Guten in mir Ihnen geben soll als es die bloß hinweisenden Worte der längsten Briefe des längsten Lebens könnten. . . Es ist die erste größere Arbeit, in der ich mich nach 15jähriger, bis auf Augenblicke trostloser Plage seit eineinhalb Monaten geborgen fühle<sup>5</sup>.“ Auch formal manifestiert sich höherer Ehrgeiz. An die Stelle des feinsinnigen Dilettantismus der Prosa-Miniaturen der „Betrachtung“ tritt das Experiment mit der „professionellen“ Form des großen Romans – Folge auch eines thematischen Zuwachses durch die Erweiterung des persönlichen und gewissermaßen lokalen Erfahrungshorizontes, aus dem die dichterischen Anfänge Kafkas hervorgingen, um einen sozialen Erfahrungshorizont, für den sich der Beruf als entscheidender Kenntnis- und Erlebnismittler erweist.

Dies gilt schon in der Hinsicht, daß der Roman ein Verhältnis zeigt, das der Stellung Kafkas und der Anstalt unter den sozialen Kräften Böhmens und der modernen Gesellschaft genau entspricht. Sagen sich beide zwischen „zwei Interessen“ gestellt, „die Arbeiter und die der Unternehmer“, so kehrt diese Konstellation in der Figurenkonstellation des ersten, unter dem Titel „Der Heizer“ 1913 veröffentlichten Romankapitels wieder: Karl Roßmann engagiert sich für die Klagen eines Schiffsheizers, der nicht in der Lage ist, sie öffentlich zu artikulieren. Karl will ihm beistehen, befindet sich jedoch unversehens mit der Gegenseite verbunden, dem Kapitän und seinem Onkel, einem in den Vereinigten Staaten berüchtigten Großunternehmer. In diesem Zwiespalt entscheidet sich Karl Roßmann für die Reichen und Mächtigen des Landes,

aber doch mit schlechtem Gewissen: „Du muß dich aber zur Wehr setzen“, rät er dem Heizer, „ja und nein sagen, sonst haben doch die Leute keine Ahnung von der Wahrheit. Du mußt mir versprechen, daß du mir folgen wirst, denn ich selbst, das fürchte ich mit vielem Grund, werde dir gar nicht mehr helfen können. Und nun weinte Kärl, während er die Hand des Heizers küßte, und nahm die rissige, fast leblose Hand und drückte sie an seine Wangen, wie einen Schatz, auf den man verzichten muß. Da war aber auch schon der Onkel Senator an seiner Seite und zog ihn, wenn auch nur mit dem leichtesten Zwange, fort“.

Ob dieser emotionsgeladene Abschied vom Heizer Kafkas Verhältnis zu den namengebenden, wenngleich namenlos gebliebenen Klienten der Arbeiter-Unfallversicherung reflektiert, sei dahingestellt. Fraglos aber artikuliert sich im „Verschollenen“ eine soziale Parteinaahme, die ohne den durch die Berufstätigkeit erlangten Erfahrungszuwachs Kafkas nicht denkbar ist. Die überraschende Wahrnehmung, daß bei der Erörterung der „Versicherungspflicht der Baugewerbe“ die „Stimme der Arbeiterschaft völlig fehlte“, könnte als elementarer thematischer Anstoß gewirkt haben, zumals sich Kafka auch stofflich im Erfahrungsbereich seiner Berufstätigkeit bewegt hat. Ein frappantes Beispiel ist die Erzählung Thereses vom Tod ihrer Mutter – eine Geschichte vom Bau:

„Ohne sich in der Bauhütte zu melden, wie dies üblich war, und ohne jemanden zu fragen, stieg die Mutter eine Leiter hinauf, als wisse sie schon selbst, welche Arbeit ihr zugeteilt war. Therese wunderte sich darüber, da die Handlangerinnen gewöhnlich nur unten mit Kalklöschen, mit dem Hinreichen der Ziegel und mit sonstigen einfachen Arbeiten beschäftigt werden. Sie dachte daher, die Mutter wolle heute eine besser bezahlte Arbeit ausführen, und lächelte verschlafen zu ihr hinauf. Der Bau war noch nicht hoch, kaum bis zum Erdgeschoß gediehen, wenn auch schon die hohen Gerüststangen für den weiteren Bau, allerdings noch ohne Verbindungshölzer, zum blauen Himmel ragten. Oben umging die Mutter geschickt die Maurer, die Ziegel auf Ziegel legten und sie unbegreiflicherweise nicht zur Rede stellten, sie hielt sich vorsichtig mit zarter Hand an einem Holzverschlag, der als Geländer diente, und Therese staunte unten in ihrem Dusel diese Geschicklichkeit an und glaubte noch einen freundlichen Blick der Mutter erhalten zu haben. Nun aber kam die Mutter auf ihrem Gang zu einem kleinen Ziegelhaufen, vor dem das Geländer und wahrscheinlich auch der Weg aufhörte, aber sie hielt sich nicht daran, ging auf den Ziegelhaufen los, ihre Geschicklichkeit schien sie verlassen zu haben, sie stieß den Ziegelhaufen um und fiel über ihn hinweg in die Tiefe. Viele Ziegel rollten ihr nach und schließlich, eine ganze Weile später, löste sich irgendwo ein schweres Brett los und krachte auf sie nieder. Die letzte Erinnerung Thereses an ihre Mutter war, wie sie mit auseinandergestreckten Beinen dalag in dem karierten Rock, der noch aus Pommern stammte, wie jenes auf ihr liegende rohe Brett sie fast bedeckte, wie nun die Leute von allen Seiten zusammenliefen und wie oben vom Bau irgendein Mann zornig etwas herunterrief.“

Ein Arbeitsunfall im Baugewerbe, mit dessen Versicherungspflichten sich Kafka als Aushilfsbeamter zu befassen hatte. Solche Beschreibungen legen

freilich die Vermutung nahe, als habe die Anstalt ihm nicht nur diesmal unvermittelten „Stoff“ geliefert, der Berufsalltag also Novellen des literarischen Schaffens. Was wiederum bedeuten würde, daß Kafka in den ersten Jahren seiner Berufstätigkeit nicht als der lust- und interessenlose juristische Referent der Versicherungstechnischen Abteilung gedacht werden kann. Er scheint sich vielmehr den menschlichen Implikationen der rechtlichen und statistischen Sachverhalte seines Aufgabenkreises nicht verschlossen zu haben. 1913 trug Kafka in sein Tagebuch ein: „Geschluchzt über dem Prozeßbericht einer dreizundzwanzigjährigen Marie Abraham, die ihr fast dreiviertel Jahre altes Kind Barbara wegen Not und Hunger erwürgte, mit einer Männerkrautte, die ihr als Strumpfband diente und die sie abband. Ganz schematische Geschichte.“ Auch unter den in der Anstalt einlaufenden Berichten waren offenbar Geschichten, die zu ähnlichen Erschütterungen den Anlaß gegeben haben mögen.

Während der Arbeit am „Verschollenen“ schrieb Kafka die Erzählungen „Das Urteil“ (September 1912) und „Die Verwandlung“ (November 1912). An ihnen bildeten sich neue künstlerische Wertmaßstäbe, nach denen die extensive Gesellschaftsdarstellung des Romans offenbar in „schändliche Niederungen des Schreibens“ verwiesen wurde. Daß die Gestaltung gesellschaftlich determinierter Konfliktsituationen dennoch im Grundbestand Kafkascher Thematik blieb, bezeugen am deutlichsten die „Chef“-Figuren in Kafkas Werk. In der Gestalt von Samsas Dienstherrn wird eine im „Verschollenen“ mit dem Kapitän, dem Onkel, dem Oberkellner eröffnete Reihe fortgesetzt, für deren soziale Psychologie neben den Anstaltserlebnissen auch die häuslichen Lebensverhältnisse genügend Material boten: 1911 z. B. kündigten alle Angestellten des väterlichen Geschäfts, um gegen die hier übliche „Behandlung des Personals“ zu protestieren; in den folgenden Jahren veranlaßte der Vater Kafka mehrfach, sich um die in Familienbesitz befindlichen „Prager Asbestwerke“ zu kümmern – wodurch Kafka, gefühlsmäßig „notwendig zur Partei des Personals“ gehörend, selbst in die Rolle des „Chefs“ geriet. Ist also im Kaufmanns- und Angestelltenmilieu der Erzählungen „Das Urteil“ und „Die Verwandlung“ familiäre Erlebnissubstanz verfremdet, so plante Kafka aber auch, die selben Gegensätze der sozialen „Parteien“ im nicht minder vertrauten Versicherungsmilieu zu zeigen. Aus dem Jahr 1914 sind zwei Anläufe zu einer Erzählung über den Direktor der Versicherungsgesellschaft „Fortschritt“ überliefert, die dem Direktor der Arbeiter-Unfallversicherung jedenfalls keine erfreuliche Lektüre gewesen wären. Der erste lautet: „Der Direktor der Versicherungsgesellschaft „Fortschritt“ war immer mit seinen Beamten äußerst unzufrieden. Nun ist jeder Direktor mit seinen Beamten unzufrieden, der Unterschied zwischen Beamten und Direktoren ist zu groß, als daß er sich durch bloße Befehle von seiten des Direktors und durch bloßes Gehorchen von seiten der Beamten ausgleichen ließe. Erst der beiderseitige Haß bewirkt den Ausgleich und rundet das ganze Unternehmen ab.“ Eine ausführlichere Variante dieses Fragments findet sich an der gleichen Stelle der „Tagebücher“:

„Bauz, der Direktor der Versicherungsgesellschaft „Fortschritt“, sah den Mann, der vor seinem Schreibtisch stand und sich um eine Dienststelle bei der

Gesellschaft bewarb, zweifelnd an. Hie und da las er auch in den Papieren des Mannes, die vor ihm auf dem Tische lagen.

„Lang sind Sie ja“, sagte er, „das sieht man, aber was sind Sie wert? Bei uns müssen die Diener mehr können als Marken lecken, und gerade das müssen Sie bei uns nicht können, weil solche Sachen bei uns automatisch gemacht werden. Bei uns sind die Diener halbe Beamte, sie haben verantwortungsvolle Arbeit zu leisten, fühlen Sie sich dem gewachsen? Sie haben eine eigentümliche Kopfbildung. Wie Ihre Stirn zurücktritt. Sonderbar. Welches war denn Ihr letzter Posten? Wie? Sie haben seit einem Jahr nichts gearbeitet? Warum denn? Wegen Lungenentzündung? So? Nun, das ist nicht sehr empfehlend, wie? Wir können natürlich nur gesunde Leute brauchen. Ehe Sie aufgenommen werden, müssen Sie vom Arzt untersucht werden. Sie sind schon gesund? So? Gewiß, das ist ja möglich. Wenn Sie nur lauter reden würden! Sie machen mich ganz nervös mit Ihrem Lispeln. Hier sehe ich auch, daß Sie verheiratet sind, vier Kinder haben. Und seit einem Jahr haben Sie nichts gearbeitet! Ja, Mensch! Ihre Frau ist Wäscherin? So. Nun ja. Da Sie jetzt schon einmal hier sind, lassen Sie sich gleich vom Arzt untersuchen, der Diener wird Sie hinführen. Daraus dürfen Sie aber nicht schließen, daß Sie angenommen werden, selbst wenn das Gutachten des Arztes günstig ist. Durchaus nicht. Eine schriftliche Verständigung bekommen Sie jedenfalls. Um aufrichtig zu sein, will ich Ihnen gleich sagen: Sie gefallen mir gar nicht. Wir brauchen ganz andere Diener. Lassen Sie sich aber jedenfalls untersuchen. Gehn Sie nur schon, gehn Sie. Hier hilft kein Bitten. Ich bin nicht berechtigt, Gnaden auszuteilen. Sie wollen jede Arbeit leisten. Gewiß. Das will jeder. Das ist keine besondere Auszeichnung. Es zeigt nur, wie tief Sie sich einschätzen. Und nun sage ich zum letzten Male: Gehn Sie und halten Sie mich nicht länger auf. Es ist wahrhaftig genug.“

Bauz mußte mit der Hand auf den Tisch schlagen, ehe der Mann sich vom Diener aus dem Direktionszimmer hinausziehen ließ.“

Sind das Verhaltensmuster und der bestürzend getroffene Erzählgestus die Produkte freier Erfindung? Der Stil von Kafkas Briefen an die Anstalt, in denen – wenigstens in den ersten Jahren – ein „ergebenst Gefertigter“ dem „löblichen Vorstand“ mit einem devoten Byzantinismus Bitten unterbreitet, der nicht vollkommen zeit- und ortsüblich war, belehrt jedenfalls darüber, daß ihr Verfasser in die Dienerrolle besser eingeübt war als in die des Chefs.

Die Fortdauer von Kafkas sozialer Empfindlichkeit ist an einigen parabolischen Geschichten aus dem Jahr 1916/17 ablesbar, in denen sie objektiviert und zugleich gedanklich vertieft wird. In „Auf der Galerie“ ist der „Chef“ nicht nur abgebildet, sondern der Autor zeigt die lähmende Wirkung der Maskierung sozialer Macht über Menschen. „Neue Lampen“ handelt von einem Bergmann, der als Sprecher seiner Kumpel in der Betriebsleitung auf die Abschaffung von Mängeln des Arbeitsgeräts dringen soll, aber in der Direktionskanzlei mit offenem Hohn abgewiesen wird. „Das Wohl der Leute, glaube mir, liegt uns mehr am Herzen als das Wohl des Werkes . . .“ sagt man ihm sarkastisch: „Darum ist also jeder Vorschlag, neue Sicherung, neue Erleichterung, neue Bequemlichkeit und Luxuriositäten einzuführen, uns hoch willkommen. Wer damit kommt, ist unser Mann. Du läßt uns also deine Anregungen hier, wir werden sie genau prüfen, sollte noch irgendeine kleine blendende Neuigkeit

angeheftet werden können, werden wir sie gewiß nicht unterschlagen, und sobald alles fertig ist, bekommt ihr die neuen Lampen. Das aber sage deinen Leuten unten: Solange wir nicht aus eurem Stollen einen Salon gemacht haben, werden wir hier nicht ruhn, und wenn ihr nicht schließlich in Lackstiefeln umkommt, dann überhaupt nicht. Und damit schön empfohlen!“

Vielleicht war die Eindeutigkeit dieses Ausganges eine Einsichtigkeit, die Kafka von der Veröffentlichung der Geschichte abhielt. Das thematisch verwandte Prosastück „Ein Besuch im Bergwerk“ legitimierte er durch die Aufnahme in den Band „Ein Landarzt“ (1919). Wieder ist der Berichterstatter ein Bergmann; er ist der anonyme Sprecher von seinesgleichen, seiner „Schicht“, deren Weltsicht mit der Erzählperspektive der Geschichte zusammenfällt. Zur berichtenswerten Begebenheit wird der Vorbeizug einer Gruppe von Ingenieuren, die einen Versuchsstollen zu vermessen haben, in Kafkas Darstellung eine Begegnung von Lebewesen unvergleichbarer Gattung. Das Gebaren und die Geräte der Ingenieure sind den Arbeitern ganz unverständlich; was beide aber am meisten voneinander trennt, ist die unterschiedliche Fähigkeit zur Individuation, die Kafka nicht beredet, sondern darstellt: Der Erzähler der Geschichte vermag die Ingenieure und den Diener in ihrer Unverwechselbarkeit zu sehen und zu schildern, während die Arbeiter eine gestaltlose Gruppe bleiben, der auch das funktionelle Zusammenwirken der einzelnen Persönlichkeiten in der Gruppe der Ingenieure verborgen bleibt. Ursprünglich wollte Kafka seine Geschichte „Kastengeist“ nennen; mehr als diesen bringt sie die Folgen einer sozialen Unebenbürtigkeit in der industriellen Arbeitswelt zur Anschauung, und als ihre wesentliche Folge erscheint nicht der Gegensatz von arm und reich, sondern das Aufsteigenkönnen zur Individualität auf der einen Seite und die Erstickung der Individualität auf der anderen.

Gestaltete Reflexionen wie diese sind dem „Verschollenen“ nicht fremd, als der Stelle im Schaffen Kafkas, an der am frühesten und vollständigsten Berufserfahrung in die Kunst umgesetzt worden ist. Auch hier werden Deformationen des Menschen als das Produkt von Arbeitsverhältnissen gezeigt – und in diesem Roman besonders solcher, die palliative Einrichtungen wie die Arbeiter-Unfallversicherungen erst hervorgebracht hatten: als Folge der Technisierung der Arbeit. In der Tat ist Kafkas Amerika der Kontinent einer perfektionierten Technik, welcher der Autor mit der Skepsis desjenigen gegenübersteht, der an der Unfallstatistik Böhmens den Preis des technischen Fortschritts abliest. Hauptsächlich wird er verspottet, etwa durch Verbildlichung seiner absurden Überflüssigkeit: im „Eisenhaus“ des Onkels befindet sich ein „eigener Möbelaufzug, in welchem ohne Gedränge ein ganzer Möbelwagen Platz finden konnte“; im Badezimmer spannt sich die Dusche „über die Wanne der Länge und Breite nach“. Eindringlicher werden die dehumanisierenden Aspekte der „amerikanischen“ Arbeitswelt erfaßt. Hier ist Arbeit Plage, die sich von der körperlichen Mühsal herkömmlicher Arbeit durch die Besinnungslosigkeit ihrer Abläufe und die Beziehungslosigkeit der Arbeiterinnen untereinander unterscheidet. Die Unterpertiers an den Auskunftsschaltern des Hotels Occidental, so wurde schon früher am „Verschollenen“ beobachtet, funktionieren in seinem Apparat wie Auskunftsmaschinen, die

nichts sind als ihre Tätigkeit; ihr Wahrnehmungshorizont beschränkt sich auf die fuchtelnden Hände und die zehn immerfort wechselnden Köpfe der Fragenden im Fenster ihres Schalters. In dieser phantastischen Welt wäre nichts so phantastisch wie ein menschlich-teilnehmendes Verhältnis zwischen Frager und Antworter. Kafka stellt sie mit provokativer Überdeutlichkeit als zufällig noch organische Bestandteile eines durchkonstruierten Systems dar – sie sind sein Zubehör wie der Telefonist im Betrieb des Onkels, der, „gleichgültig gegen jedes Geräusch der Türe, den Kopf eingespannt in ein Stahlband, das ihm die Hörmuscheln an die Ohren drückte“, wie leblos dasitzt: „nur die Finger, welche den Bleistift hielten, zuckten unmenschlich gleichmäßig und rasch.“

Das Ganze spielt sich in einem von sinnverwirrendem Lärm erfüllten Raum ab, von dem es heißt: „Mitten durch den Saal war ein beständiger Verkehr von hin- und hergejagten Leuten. Keiner grüßte, das Grüßen war abgeschafft, jeder schloß sich den Schritten des ihm Vorhergehenden an und sah auf den Boden, auf dem er möglichst rasch vorwärts kommen wollte . . .“ Die Grußlosigkeit am Arbeitsplatz gehört zu Beobachtungen Kafkas bei einem Besuch in den „Prager Asbestwerken“, die er im Februar 1912 in seinem Tagebuch festhielt: „Die Mädchen in ihren an und für sich unerträglich schmutzigen und gelösten Kleidern, mit den wie beim Erwachen zerworfenen Frisuren, mit dem vom unaufhörlichen Lärm der Transmissionen und von der einzelnen, zwar automatischen, aber unberechenbar stockenden Maschine festgehaltenen Gesichtsausdruck, sind nicht Menschen, man grüßt sie nicht, man entschuldigt sich nicht, wenn man sie stößt, ruft man sie zu einer kleinen Arbeit, so führen sie sie aus, kehren aber gleich zur Maschine zurück . . .“ Wieder fällt Kafkas Scharfblick gerade für die Verluste an Menschlichkeit auf, die der kapitalistische Fabrikbetrieb mit sich brachte. Er schafft massenhaft Arbeit, deren Zweck dem Arbeiter gleichgültig ist oder zu jener Stückwerksarbeit wird, die auch ihren Ausüber zerstört. So ist Karl Roßmann, als er von dem kleinen Liftboy Giacomo in die Bedienung der Fahrstühle des Hotel Occidental eingewiesen wird, vor allem dadurch enttäuscht, „daß ein Liftjunge mit der Maschinerie des Aufzuges nur insofern etwas zu tun hatte, als er ihn durch einen einfachen Druck auf den Knopf in Bewegung setzte, während für Reparaturen am Triebwerk derartig ausschließlich die Maschinisten des Hotels verwendet wurden, daß zum Beispiel Giacomo trotz halbjährigem Dienst beim Lift weder das Triebwerk im Keller noch die Maschinerie im Innern des Aufzuges mit eigenen Augen gesehen hatte, obwohl ihn dies, wie er ausdrücklich sagte, sehr gefreut hätte“.

Es sind die Schäden fortschreitend sich teilender und dadurch entfremdeter Arbeit, die Kafka kritisch verzeichnete, und ohne Zweifel trug sein Arbeitsfeld in der Arbeiter-Unfallversicherung dazu bei, von Phänomenen dieser Art überhaupt berührt zu werden: die Anstalt vermittelte Kafka Einsichten in eine seinerzeit emporschließende Wirklichkeit neuer sozialer und technischer Verhältnisse. Jedoch sollte nicht übersehen werden, daß sie auch sich selbst als ein soziales Verhältnis der Erfahrung darbot, und es fragt sich, ob an Kafkas Gestaltung der Arbeitswelt seine Selbsterfahrung nicht größeren Anteil hat, als die Einblicke in Industrie und Gewerbe Böhmens.

2.

Kafkas Rang als Schriftsteller bestimmt sich nicht zuletzt daher, daß die der Berufsarbeit abgezwungenen Produkte „menschlicher Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt“, nicht selbstherrlich vom düsteren „Reich der Notwendigkeit“, der Lebensphäre der Arbeitswände und der „Zwangarbeit“ sich abwenden, sondern auch von ihr zeugen. Die literarische Gestaltung von Kafkas Berufserlebnis erfolgt in seinem Werk zögernd, gewinnt aber – vor allem in den Romanfragmenten – immer komplexere Konturen und immer mehr die Form einer Denunziation: des Geheimnisverrats, der skandalösen Preisgabe vertraulicher Nachrichten. Das Büro- und Beamtenmilieu erscheint zum ersten Mal im „Prozeß“, dem Produkt einer entscheidenden Lebenskrise, die durch den vorläufigen Bruch mit Felice Bauer ausgelöst, aber von Kafkas wachsender Abneigung gegen das „Bureau“ eingeleitet und begleitet wird. Büroarbeit leistet auch der Bankbeamte Josef K., und einige „Bureauszenen“ des Romans (wie im Kapitel „Advokat, Fabrikant, Maler“ oder „Der Kampf mit dem Direktor-Stellvertreter“) scheinen so wenig verhüllt die Arbeitsverhältnisse Kafkas in der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt wiederzugeben wie die Fragmente über den Direktor der Versicherungsgesellschaft „Fortschritt“. Aber anders als für Kafka ist das Büro für Josef K. kein Ort des Jammers, sondern der Sicherheit; hier ist seine „feste Burg“; „In der Bank zum Beispiel bin ich vorbereitet, dort könnte mir etwas Derartiges unmöglich geschehen, ich habe dort einen eigenen Diener, das allgemeine Telefon und das Bürotelefon stehen vor mir auf dem Tisch, immerfort kommen Leute, Parteien und Beamte, außerdem aber und vor allem bin ich dort immerfort im Zusammenhang der Arbeit, daher geistesgegenwärtig, es würde mir geradezu ein Vergnügen machen, dort einer solchen Sache gegenübergestellt zu werden.“ Doch der Prozeß verfolgt Josef K. auch ins Büro, ja, dessen Denk- und Verhaltensweisen mit den Wertmaßstäben eines moralisch gerechtfertigten Lebens zu verwechseln, gehört offensichtlich zu dem Schuldkomplex, der das Gericht anzieht. Das distanzlose Verhaftetsein in eine veräußerlichte Arbeitswelt erscheint im Roman – wie schon in der „Verwandlung“ – als eine Voraussetzung für die Verhaftung, als ein Zurückbleiben bei der Subjektwerdung und Ich-Findung des Menschen, das der Prozeß enthüllt, wenngleich mit Hilfe einer Behörde, die irritierenderweise als phantastische Verdoppelung der Welt auftritt, in der Josef K. sich zu Hause fühlt – als ein bürokratischer „Apparat“.

Das innere Gesetz solcher Bürokratien und ihrer Funktionäre aufzuzeichnen bedeutet einen entscheidenden Neuansatz im Schaffen Kafkas. Er gelang mit solcher Suggestivkraft, daß die Aussagen des Romans für eine satirische Kritik am Satire allerdings provozierenden österreichisch-ungarischen Behördenwesen gehalten worden sind<sup>6</sup>. Obwohl naheliegend, scheinen solche Deutungen nicht haltbar. Denn es ist immer Josef K., der die Anklagen gegen das Gericht vorbringt, und er tut es nur so lange wie er glaubt, den Prozeß einfach verdrängen zu können. Er beschimpft die Behörden als eine „Organisation, die nicht nur bestechliche Wächter, läppische Aufseher und Untersuchungsrichter . . . beschäftigt, sondern die weiterhin jedenfalls eine Richterschaft hohen und höchsten Grades unterhält, mit dem zahllosen, unumgänglichen Gefolge von

Dienern, Schreibern, Gendarmen und anderen Hilfskräften, vielleicht sogar Henkern, ich scheue vor dem Wort nicht zurück. Und der Sinn dieser großen Organisation, meine Herren? Er besteht darin, daß unschuldige Personen verhaftet werden und gegen sie ein sinnloses und meistens, wie in meinem Fall, ergebnisloses Verfahren eingeleitet wird. Wie ließe sich bei dieser Sinnlosigkeit des Ganzen die schlimmste Korruption der Beamenschaft vermeiden? Das ist unmöglich . . .“ Aber Josef K.s Urteile sind sowohl vorschnell wie inkompotent. Sie entwerten sich durch sein Unwissen. Josef K. verdammt das Gericht am Anfang des Prozesses, um an seinem Ende noch immer mit einem stummen Staunen den Mittleitungen des Advokaten Huld und des Gerichtsmalers Titorelli zu folgen, als erfahre er erste Neuigkeiten. Außerdem spricht manches dafür, daß die so empörend scheinenden Eigenarten des Gerichts seinem Zweck als einer vom bürgerlichen Gesetzbuch unabhängigen Instanz entsprechen. So werden Eingaben der Angeklagten oder der Advokaten meist nie gelesen; aber weil man meint, daß die „Einvernahme und Beobachtung des Angeklagten wichtiger sei als alles Geschriebene“. Verteidiger und Advokaten sind überhaupt nicht zugelassen – „alles soll auf den Angeklagten selbst gestellt sein“. Ein nicht minder überzeugender Grund, wenigstens für den Beamten Kafka, der den Mangel an persönlicher Kommunikation unter den „Parteien“ der Anstalt bedauerte.

Trotzdem ist es eine Behörde, in der Behördendarbeit zu leisten ist, und sie formt ihre Menschen, wem immer sie dient. Deshalb sind die Beamten des Gerichts Beamte nach dem Erfahrungsbild des Autors. Sie leiden unter derselben geteilten und entfremdeten Arbeit, die Kafka beklagte, die aber auch schon die Liftboys im Hotel Occidental mit Ungenügen erfüllte. „Die Rangordnung und Steigerung des Gerichtes sei unendlich und selbst für den Eingeweihten nicht absehbar“, erfährt Josef K. „Das Verfahren vor den Gerichtshöfen sei aber im allgemeinen auch für die unteren Beamten geheim, sie können daher die Angelegenheiten, die sie bearbeiten, in ihrem ferneren Weitergang kaum jemals vollständig verfolgen, die Gerichtssache erscheint also in ihrem Gesichtskreis, ohne daß sie oft wissen, woher sie kommt, und sie geht weiter, ohne daß sie erfahren, wohin. Die Belehrung also, die man aus dem Studium der einzelnen Prozeßstadien, der schließlich Entscheidung und ihrer Gründe ziehen kann, entgeht diesen Beamten. Sie dürfen sich nur mit dem Teil des Prozesses befassen, der vom Gesetz für sie abgegrenzt wird, und wissen von dem Weiteren, also von den Ergebnissen ihrer eigenen Arbeit, meist weniger als die Verteidigung, die doch in der Regel fast bis zum Schluß mit dem Angeklagten in Verbindung bleibt.“ Aus dieser Lage und weil die Herren ihren Beruf „ungemein ernst“ nehmen, folgt die „Neurasthenie“ der Beamten: „Alle Beamten sind gereizt, selbst wenn sie ruhig scheinen.“ Dennoch sind sie „wie Kinder“ wegen ihrer inneren Verletzlichkeit, einer Neigung zur Verstörung, die ebenso schnell in Fröhlichkeit umschlagen kann; doch bleiben sie alterslos wohl vor allem, weil sie in der Hierarchie der Instanzen von Leben und Gesellschaft ganz abgelöst stehen: „Den Beamten fehlt der Zusammenhang mit der Bevölkerung“, bekommt Josef K. zu hören, „für die gewöhnlichen, mittleren Prozesse sind sie gut ausgerüstet, ein solcher Prozeß rollt fast von selbst auf seiner Bahn ab und braucht nur hier und da einen

Anstoß, gegenüber den ganz einfachen Fällen aber, wie auch gegenüber den besonders schwierigen, sind sie oft ratlos, sie haben, weil sie fortwährend, Tag und Nacht, in ihr Gesetz eingezwängt sind, nicht den richtigen Sinn für menschliche Beziehungen, und das entbehren sie in solchen Fällen schwer.“ Im „Prozeß“ zeichnet sich ab, was Kafkas Psychologie des Beamten genannt werden kann – um so mehr mit einem halbwissenschaftlichen Begriff, als die Mitteilungen über Beamten- und Ämterwesen in bestimmten Abschnitten des Romans konzentriert sind und dem Leser gleichsam als thematisches Referat übermittelt werden, wie etwa die analytischen Berichte des Hulds und des Malers Titorelli über ihre Erfahrungen mit dem Gerichtsapparat. In derselben „essayistischen“ Form, aber entscheidend erweitert durch die Personifikation von Beamten, wird die Psychologie der bürokratischen Existenz im „Schloß“ fortgesetzt. Wohl nicht zufällig erst hier und jetzt. Als Kafka zwischen Februar und August 1922 an seinem letzten Roman schrieb, lag ihm die „Anstalt“ nach langen Monaten der Krankheit und der Genesungskuren bereits sehr fern; die Pensionierung stand kurz bevor. Äußerliche Rücksichten entfielen jetzt, zum Beispiel darauf, daß eine Darstellung bürokratischer Einrichtungen als Beschreibung des eigenen Büros hätte entschlüsselt und mißverstanden werden können. Vor allem erleichterte die faktische Distanz vom Amt die innere Distanzierung von den mit Beruf und Berufsarbeit verbundenen Problemfeldern, die Kafka später nicht wieder berührt hat. Im „Schloß“ aber hat er die Geheimnisse der Ämter und des Beamtenlebens so hemmungslos als seine eigenen ausgebreitet wie sonst nirgends.

Sicher ist wie Josef K. auch der K. des „Schlosses“ – das Kürzel deutet es an – eine literarische Transfiguration des Autors, doch vornehmlich seiner Kämpfe und Kampfziele, seiner Sehnsucht, seines Lebensanspruchs. Das wirkliche Sein Kafkas, seine Verfassung im Alltag und Beruf, findet hingegen in den Beamtenfiguren des Romans einen Niederschlag von oft überraschender autobiographischer Stimmigkeit. Schon ihre Dienstbezeichnungen sind die in der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt und im österreich-ungarischen Behördenwesen üblichen: Sordini, Sortini, Momus, Bürgel, Erlanger sind „Sekretäre“, wie es Kafka nach siebenjähriger Dienstzeit als Vice-Sekretär geworden war; Klamm, der wie ein Adler „nach unverständlichen Gesetzen“ seine „unzerstörbaren Kreise“ in höherer Leitungsebene zieht, nennt sich „Vorstand der X. Kanzlei“ – auch Kafka hatte nicht nur den „Vorstand“ der Anstalt über sich, auch die Abteilungsleiter wurden so benannt. Diener, Schreiber, Boten gehörten im „Schloß“ wie in den altösterreichischen Kanzleien zum subalternen Fußvolk der Beamenschaft und waren offizielle Titel. Über solche Äußerlichkeiten hinaus hat Kafka wiederum eigene Leidenszeichen an die Beamten seines Romans verteilt: Verbindungssekretär Momus quält dieselbe Schlaflosigkeit, an der Kafka oft wochenlang litt, so daß auch von beiden gilt, was Kafka gelegentlich von sich sagte, daß er im „Bureau“ „redend oder diktierend richtiger schlafe als im Schlaf“. Wie Kafka suchen manche Schloß-Beamte, „um sich von der fortwährenden geistigen Anstrengung zu erholen, sich zeitweilig mit Tischlerei, Feinmechanik und dergleichen“ zu befassen. Sie verrichten das ewige Geschäft des Aktendiktats mit derselben Empfindlichkeit wie Kafka, der an den Rand von Nervenkrisen geriet, wenn das an seine Art des

Diktierens gewöhnte Schreibmaschinenfräulein ein paar Tage fehlte; sie scheint in nicht viel anderer Lage gewesen zu sein wie die Schreiber im „Schloß“ – es wird dort „nicht laut diktiert, man merkt kaum, daß diktiert wird, vielmehr scheint der Beamte zu lesen wie früher, nur daß er dabei auch noch flüstert und der Schreiber hört's“. Selbst scheinbar ganz imaginative Geschehnisse des Romans erweisen sich als zur psychologischen Regularität erhobene Erfahrung aus Kafkas Beamtenleben. So trifft K. den Verbindungssekretär Bürgel in der unerhörten, ganz einmaligen Verfassung, daß er ihm außerhalb seiner Zuständigkeit jeden Wunsch erfüllen würde, auch wenn er damit gegen Vorschrift und Amtsgang verstößt. Es kommt nicht dazu. Aber auch Kafka kannte die Lust des Beamten, in souveräner Willkür und freier Spontaneität über Recht und Gesetz sich hinwegzusetzen, und er verfuhr so – zum Beispiel als er im Büro einen langerwarteten Brief seiner Berliner Verlobten erhielt, der ihn glücklich machte: „Ich hatte gerade ein paar Seiten dieses Briefes gelesen, da kam ein Tischlermeister mit einem Ansuchen wegen der Versicherung seines Betriebes zu mir, ich bewilligte ihm eiligst alles, was er wollte, und werde das niemals vor Menschen, wohl aber vor Gott verantworten können.“

Erinnerungs- und Erfahrungspartikel dieser Art schließen sich in Kafkas letztem Roman zum Bild eines Charaktertypus zusammen, der sich von dem im „Prozeß“ entworfenen durch die Vollständigkeit der Beschreibung unterscheidet, aber vor allem durch seine tragische Vertiefung. Auch im „Schloß“ sind die Beamten „äußerst empfindlich“; oft „kindlich fröhlich“, sind sie doch ein „nervöses Volk“, weil unermüdliche, „ewige Arbeiter“, die zwischen „gewöhnlicher Zeit und Arbeitszeit“ kaum zu unterscheiden wissen. Sie sind in ihrem Fach versiert, „sehr gebildet, aber doch nur einseitig, in seinem Fach durchschaut ein Beamter auf ein Wort hin gleich ganze Gedankenreihen, aber Dinge aus einer anderen Abteilung kann man ihm stundenlang erklären, er wird vielleicht höflich nicken, aber kein Wort verstehen“. Dieser Einseitigkeit entsprechend ist ihr „Zartgefühl“ so grenzenlos, daß sie unfähig sind den Anblick „Parteien“ zu ertragen. Besonders „am Morgen, kurz nach dem Schlaf,“ sind sie „zu schamhaft, zu verletzlich . . . , um sich fremden Blicken aussetzen zu können; sie fühlen sich förmlich, mögen sie auch noch so vollständig angezogen sein, zu sehr entblößt, um sich zu zeigen . . . . Aber vielleicht noch mehr als sich zu zeigen, schämen sie sich, fremde Leute zu sehen; was sie glücklich mit Hilfe der Nachtverhöre überwunden haben, den Anblick der ihnen so schwer erträglichen Parteien, wollen sie nicht jetzt am Morgen plötzlich unvermittelt in aller Naturwahrheit von neuem auf sich eindringen lassen“. Die scharfe Grenze zwischen der Verwaltung und der verwalteten Welt entsteht also nicht aus Haß oder Böswilligkeit der Beamten, sondern aus der Unvereinbarkeit von „Naturwahrheit“ mit der Kunstwelt eines Behördenapparats, der nur das Gesetz und die Regel kennt. Die „Lückenlosigkeit der amtlichen Organisation“, die Schranke zwischen Amt und Leben zu zerreißen, wird gerade deshalb die höchste Sehnsucht des Beamten. Sein Glück wäre, das Objekt seiner Verwaltung in ein Subjekt menschlicher Teilnahme umzuwandeln und aus der Amtsorganisation in die fremde Welt verworrenen, aber lebendiger Wirklichkeiten auszubrechen.

In der Bürgel-Szene des „Schlosses“ nimmt diese Sehnsucht des Beamten nach seiner Selbstauftreibung tragische Gestalt an. Zufälle führen den Sekretär und K. in nächtlicher Stunde zusammen – und in der Nacht ist man, wie Bürgel sagt, „unwillkürlich geneigt, die Dinge von einem mehr privaten Gesichtspunkt zu beurteilen, die Vorbringungen der Parteien bekommen mehr Gewicht, als ihnen zukommt, es mischen sich in die Beurteilung gar nicht hingehörige Erwägungen der sonstigen Lage der Parteien, ihrer Leiden und Sorgen, ein; die notwendige Schranke zwischen Parteien und Beamten, mag sie äußerlich fehlerlos vorhanden sein, lockert sich, und wo sonst, wie es sein soll, nur Fragen und Antworten hin- und wiedergingen, scheint sich manchmal ein sonderbarer, ganz und gar unpassender Austausch der Personen zu vollziehen“. Die Beamten unterliegen einer Verführung zur Menschlichkeit, so daß es nun der Sekretär ist, der K. regelrecht beschwört, seine Anliegen ihm zu eröffnen: „Die niemals gesehene, immer erwartete, mit wahren Durst erwartete und immer vernünftigerweise als unerreichbar angesehene Partei sitzt da. Schon durch ihre stumme Anwesenheit lädt sie ein, in ihr armes Leben einzudringen, sich darin umzutun wie in eigenem Besitz und dort unter ihren vergeblichen Forderungen mitzuleiden. Diese Einladung in der stillen Nacht ist berückend. Man folgt ihr und hat nun eigentlich aufgehört, Amtsperson zu sein. Es ist eine Lage, in der es schon bald unmöglich wird, eine Bitte abzuschlagen. Genaugenommen ist man verzweifelt; noch genauer genommen, ist man sehr glücklich.“

Doch der Austausch zwischen Amtsperson und Privatperson, der, wenn er gelänge, „die Amtsorganisation förmlich zerreißt“, geschieht nicht: K., längst übermüdet, verfällt in tiefen Schlaf. „So korrigiert sich selbst die Welt in ihrem Lauf und behält das Gleichgewicht“, sagt der Verbindungssekretär Bürgel und fügt hinzu: „Das ist ja eine vorzügliche, immer wieder unvorstellbar vorzügliche Einrichtung, wenn auch in anderer Hinsicht trostlos.“

Die Trostlosigkeit als Weltgesetz, und Weltgesetz auch die historische Expansion von Amt und Beamten: Dr. Bucephalus aus der Geschichte „Der neue Advokat“ war in alten Zeiten Streitroß Alexanders des Großen und Mittäter großer Taten; „bei der heutigen Gesellschaftsordnung“ bleibt ihm nur Advokat zu werden: „bei stiller Lampe, fern dem Getöse der Alexanderschlacht, liest und wendet er die Blätter unserer alten Bücher.“ Und der mächtige Meergott Poseidon, der die Fluten beherrschte, ist längst zum Buchhalter der Ozeane geworden; er saß „in der Tiefe des Weltmeeres und rechnete ununterbrochen“ – die Meere selbst bekommt er kaum noch zu Gesicht. Und wie den Verwaltern geht es den Verwalteten, nur in Umkehrung der Lage – sie sind wie die Dorfbewohner des „Schlosses“ einflußlos, „nur Volk“, von dem Kafka in einem Brief an Milena Jesenska schrieb: „Man hat Einfluß auf die Ereignisse, denn ohne Volk ist kein Krieg zu führen, und man nimmt daraus das Recht mitzusprechen, aber wirklich beurteilt und entschieden werden die Dinge doch nur in der unabsehbaren Hierarchie der Instanzen.“

Es war nicht Kafkas Sache, das Mißverhältnis zwischen dem „Volk“ und den „Instanzen“ konstruktiv aufzulösen, wohl aber, zur Kritik der Instanzen beizutragen. Sie ist nicht kritisch kraft satirischer Diffamierung, sondern durch eine Analytik, die mit Hilfe genauer Beschreibung der Arbeitsweisen bürokratischer „Apparate“ deren innere Logik bis zu dem Punkt verfolgt, der ihre

Absurdität zum Vorschein bringt. Auch im „Schloß“ drängt Kafka seine Erörterungen in quasi-essayistischen Passagen zusammen – zu einer „Systemkritik“, die seine Psychologie des Beamten um eine Physiologie der Ämter erweitert. Des Dorfvorstehers Erzählung über die Vorgeschichte von K.’s scheinbarer Berufung zum Landvermesser im fünften Kapitel des „Schloß“ ist das Beispiel einer solchen Studie über die Funktionsweise bürokratischer Apparate – und sie will im Vergleich zu Kafkas Aufsätzen über Versicherungsrechte und Unfallverhütung ernstgenommen werden als Beispiel seiner wahren und eigentlichen Amtsschriften.

Kafka geht davon aus, daß die Ämter die Organisation ihrer Arbeit ständig verbessern, daß aber mit steigender Perfektionierung die Fehlerrate ihrer Arbeit nicht sinkt. Vielmehr wird ihre Größe zu einer Ursache der Fehler; zum Beispiel kompliziert sich die Zuständigkeitsfrage. In dieser Hinsicht ist der Fall K.’s eine für den Dorfvorsteher durchaus verständliche und sehr charakteristische Fehlleistung des behördlichen Apparats: „In einer so großen Behörde wie der gräflichen kann es einmal vorkommen, daß eine Abteilung dieses anordnet, die andere jenes, keine weiß von der anderen, die übergeordnete Kontrolle ist zwar äußerst genau, kommt aber ihrer Natur nach zu spät, und so kann immerhin eine kleine Verwirrung entstehen.“ Auch der Verbindungssekretär Bürgel gibt Schwierigkeiten in der Zuständigkeitsfrage zu: „Das Geheimnis steckt in den Vorschriften über die Zuständigkeit. Es ist nämlich nicht so und kann bei einer großen lebendigen Organisation nicht so sein, daß für jede Sache nur ein bestimmter Sekretär zuständig ist. Es ist nur so, daß einer die Hauptzuständigkeit hat, viele andere aber auch zu gewissen Teilen eine, wenn auch kleinere Zuständigkeit haben. Wer könnte allein, und wäre es der größte Arbeiter, alle Beziehungen auch nur des kleinsten Vorfalles auf seinem Schreibtisch zusammenhalten?“ Solche systemimmanenten Lücken in der Organisation entgehen natürlich einer Behörde nicht, die nach dem Grundsatz arbeitet, „daß mit Fehlermöglichkeiten überhaupt nicht gerechnet wird“. Da Fehler aber dennoch geschehen, ist der Apparat zu seiner Kontrolle genötigt, das Amt also zur Einrichtung von Kontrollämtern, die nach der Logik der Perfektionierung ihrerseits kontrollbedürftig sind. „Ob es Kontrollbehörden gibt? Es gibt nur Kontrollbehörden“, sagt der Dorfvorsteher und ergänzt: „Freilich, sie sind nicht dazu bestimmt, Fehler im groben Wortsinn herauszufinden, denn Fehler kommen ja nicht vor, und selbst, wenn einmal ein Fehler vorkommt, wie in Ihrem Fall, wer darf denn endgültig sagen, daß es ein Fehler ist . . . Ich bin nicht viel anders als Sie selbst davon überzeugt, daß ein Fehler vorgekommen ist, und Sordini ist infolge der Verzweiflung darüber schwer erkrankt, und die ersten Kontrollämter, denen wir die Aufdeckung der Fehlerquelle verdanken, erkennen hier auch den Fehler. Aber wer darf behaupten, daß die zweiten Kontrollämter ebenso urteilen und auch die dritten und weiterhin die anderen?“

Hier schlägt die Rationalität der Apparate in Irrationalität um, die am sichersten an der Überflüssigkeit ihrer Arbeit abzulesen ist: Der Schrank des Dorfvorstehers quillt über von Amtspapieren und Aktenbündeln, „welche rund gebunden waren, so wie man Brennholz zu binden pflegt“; die Hauptmasse aber ist in der Scheune aufgestapelt – zum Fraß der Mäuse und ohne daß

das Dorfleben dadurch sichtbaren Schaden erlitten hätte. Schließlich wird der rechnende Apparat ganz unberechenbar und seine Logik mit seiner Willkür identisch. Das bestürzendste Beispiel für seine Irrationalität liefern Fälle, wo sich das Amt nicht nur vom Leben getrennt hat, sondern sich auch gegenüber den Beamten verselbständigt; der Apparat funktioniert dann selbstherrlich als Apparat – so phantastisch und gespensterhaft wie Kafka es in seiner Bürotätigkeit empfand. Denn: „Entsprechend seiner Präzision ist er auch äußerst empfindlich. Wenn eine Angelegenheit sehr lange erwogen worden ist, kann es, auch ohne daß die Erwägungen schon beendet wären, geschehen“, so wird K. vom Dorfvorsteher belehrt, „daß plötzlich blitzartig an einer unvorhersehbaren und auch später nicht mehr auffindbaren Stelle eine Erledigung hervorkommt, welche die Angelegenheit, wenn auch meistens sehr richtig, so doch immerhin willkürlich abschließt. Es ist, als hätte der behördliche Apparat die Spannung, die jahrelange Aufreizung durch die gleiche, vielleicht an sich geringfügige Angelegenheit nicht mehr ertragen und aus sich selbst heraus, ohne Mithilfe der Beamten, die Entscheidung getroffen“. Kein ungünstiger Ausgang übrigens, weil es vorkommt, daß der arbeitende Apparat in der freien Schwebe der Entscheidungslosigkeit verharren möchte oder, genauer betrachtet, zur Verhinderung von Entscheidungen arbeitet: „Eine amtliche Entscheidung ist doch nicht etwas wie zum Beispiel diese Medizinflasche, die hier auf dem Tischchen steht. Man greift nach ihr und hat sie schon“, sagt der Dorfvorsteher an einer wohl wegen satirischer Überdeutlichkeit gestrichenen Stelle des Textes. „Einer wirklichen, amtlichen Entscheidung gehen unzählige kleine Erhebungen und Überlegungen voraus, es bedarf dazu der jahrelangen Arbeit der besten Beamten, auch dann, wenn etwa diese Beamten gleich anfangs die schließliche Entscheidung wußten. Und gibt es denn überhaupt eine schließliche Entscheidung? Um sie nicht aufkommen zu lassen, sind ja die Kontrollämter da.“

Hinter solchen Ämterphantasien, die keine sind, steht das Berufserlebnis von JUDr. Franz Kafka, Aushilfsbeamter, Praktikant, Koncipist, Vice-Sekretär und Sekretär der „Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt für das Königreich Böhmen“ zu Prag.

Sie sind Aufklärungsschriften aus einer verwalteten Welt, die mit dem Königreich Böhmen nicht versunken ist. Aber sie sind darüber hinaus Fallstudien für tiefergreifende Prozesse. Kafkas Psychologie der Beamten gibt der Öffentlichkeit Interna preis, deren Geheimnis darin besteht, daß sie nicht intern sind, sondern der Alltag der meisten. Sie sind mit den Perspektiven menschlicher Zukunft verknüpft, weil Resultat jenes geschichtlichen Vorganges, der Teilung der Arbeit, die auch den Menschen teilt und der „Ausbildung einer einzigen Tätigkeit“ alle übrigen körperlichen und geistigen Fähigkeiten zum Opfer bringt. Und, so bemerkt Friedrich Engels im „Anti-Dühring“: „Diese Verkümmерung des Menschen wächst im selben Maße wie die Arbeitsteilung . . .“ Kafka, nicht „freier Schriftsteller, sondern Versicherungsbeamter, und nur Schriftsteller in seiner „freien Zeit“ sah sich dem Druck der entfremdenden Arbeitswelt so ausgesetzt, wie es sein literarisches Schaffen bezeugt. Aber er hat diese Verkümmерungen des Menschen nicht nur wahrgenommen und aufgehellt, sondern mit der Negation falscher Arbeit die Frage nach der guten

Arbeit als der gute Menschen machenden Arbeit dringlicher aufgeworfen als andere Schriftsteller dieses Jahrhunderts: Karl Roßmann aus dem „Verscholtenen“, davongejagter Liftboy und entlassener Hausdiener in Kafkas Amerika, folgt am Ende dem Ruf des großen Theaters von Oklahoma, weil es Arbeit für jeden verheißt, „das jeden brauchen kann, jeden an seinem Ort“. Und vom Helden des „Schlosses“ berichtete Max Brod: „Er lässt in seinem Kampfe nicht nach, stirbt aber vor Entkräftung.“ Um sein Sterbebett versammelt sich die Gemeinde, und vom Schloß langt eben die Entscheidung herab, daß zwar ein Rechtsanspruch K.’s im Dorf zu wohnen, nicht bestand – daß man ihm aber doch mit Rücksicht auf gewisse Nebenumstände gestatte, hier zu leben und zu arbeiten – das schließt die Antwort auf die Frage nicht nur K.’s ein: als was. Die Suche nach dem „wahren Weg“, der nach einem Wort Kafkas über ein Seil geht, „das nicht in der Höhe gespannt ist, sondern knapp über dem Boden“, wird identisch mit dem Finden richtiger Arbeit.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Prager Tagblatt, 1907; zitiert nach „Kafka-Handbuch“, Stuttgart 1979, Bd. 1, S. 298.

<sup>2</sup> F. K. Briefe 1902 bis 1925; New York, Frankfurt/M. 1958 (Ges. W., hrsg. von Max Brod), S. 49.

<sup>3</sup> F. K. Briefe an Felice und andere Korrespondenzen aus der Verlobungszeit. Frankfurt/M. 1967 (Ges. W., hrsg. von Max Brod), S. 102 f.

<sup>4</sup> Briefe an den Vater, in Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande und andere Prosa aus dem Nachlaß. New York, Frankfurt/M. 1953 (Ges. W., hrsg. von Max Brod), S. 186.

<sup>5</sup> F. K. Briefe an Felice . . . S. 86.

<sup>6</sup> Vgl. bes. Ernst Fischer: Von Grillparzer bis Kafka, Wien 1962, S. 291; J. Bauer: Kafka in Prag, Stuttgart 1971, S.

98.

<sup>7</sup> Friedrich Engels: Anti-Dhring, Berlin 1956, S. 353.

Lutz Winckler

Klaus Manns *Mephisto*

#### *Von der Selbstkritik in antifaschistischer Satire.*

„Höfgen geht allmählich weiter – ich habe Angst; es wird ein richtig gemeinses Buch, voll von Tücken, wie es eigentlich nur ein Mensch mit schlechtem Charakter schreiben kann. (Dabei habe ich doch einen guten.)“

Klaus Mann an Katia Mann, 17. März 1936

#### 1.

Im *Wendepunkt* resümiert Klaus Mann Absichten und Schreibanlässe seines 1936 erschienenen Romans *Mephisto*. Zurückgewiesen wird, wie schon beim Erscheinen des Romans, die scheinbar naheliegende Interpretation als Schlüsselroman<sup>1</sup>. Gegenüber solcher Einvernahme durch eine am vorliterarischen Stoff und in ihm mitgeteilter Bruchstücke aus einem sonst unzugänglichen Privatleben interessierte Literaturkritik behauptet Klaus Mann die spezifisch literarischen Interessen seines Unternehmens. Er nennt seinen Roman „einen zeitkritischen Versuch“<sup>2</sup> und ordnet das ästhetische Interesse an Einzelpersonen entschieden dem übergreifenden literarischen Ziel einer systematischen Kritik des Faschismus unter. Aus dieser Sicht erscheint die literarische Hauptfigur vorrangig als ästhetisches Medium: soviel soll erzählerisch über die Person des Schauspielers Hendrik Höfgen enthüllt werden, wie zur Enthüllung des faschistischen Systems als „eines durchaus komödiantischen, zutiefst unwahren, unwirklichen Regimes“ erforderlich erscheint<sup>3</sup>. Solch objektives Interesse an zeitkritischer Faschismusanalyse vermittelt sich freilich mit subjektiven Schreibanlässen des Autors: durch sie erhält der mediale Umgang mit der Hauptfigur den streng authentischen Charakter schriftstellerischer Selbstkritik. Auffallend ist die Betroffenheit, mit der Klaus Mann noch im *Wendepunkt* seiner Hauptfigur sich nähert. Deren innere Disponiertheit zum „Exponenten“ und „Symbol“ des faschistischen Regimes ist dem Autor auf „unheimliche“ Weise vertraut<sup>4</sup>. Dies ist nicht allein zu verstehen im Sinn jener mehr zufälligen Berührungspunkte zwischen dem Autor Klaus Mann und dem Schwager und Freund der 20er Jahre Gustaf Gründgens. Vertraut sind vielmehr auch die durch die Romanfigur des Hendrik Höfgen repräsentierten „typischen“ Züge einer literarisch-komödiantischen Existenz, an denen partizipiert zu haben und kontinuierlich zu partizipieren Klaus Mann zum eigentlichen Schreibanlaß wird.

Gesellschaftskritik als autobiografische Selbstkritik zu betreiben ist die Klaus Mann vertraute Form des Schreibens. Sie ist begründet in einem individuellen Erfahrungsmuster, das eigene und fremde Erfahrung im Medium der Literatur nicht nur reflektiert, sondern selbst macht. Der diesem Muster zuzuschreibenden Versuchung einer „Literarisierung der eigenen Existenz“<sup>5</sup> ist Klaus Mann, eigenem Bekenntnis zufolge, allein durch das Exil entgangen<sup>6</sup>. Er begriff es als politische Herausforderung seiner dem Ästhetischen und Moralischen verpflichteten literarischen Identität. Durch Vermittlung der vordem getrennten Extreme von Kunst und Politik sucht er die ihm durch die neue Situation gestellte Aufgabe zu lösen<sup>7</sup>. Der literarisch bestimmte Impuls der „Selbstsu-

che“<sup>8</sup>, stets in Gefahr abzugleiten in ästhetische Selbstisolierung und politische Selbstaufgabe, setzt sich bewußt der gesellschaftlichen Herausforderung aus und sucht hier, in den vielfältigen und vielförmigen Anstrengungen der Exilierten um die Behauptung einer nichtfaschistischen Kultur des ‚anderen Deutschland‘, die Basis für eine ins Politische und Soziale hinein erweiterte literarische Existenz<sup>9</sup>.

Die in der Krise des Exils erneuerte literarische Suchbewegung führt die Momente autobiografischer Selbstkritik und der Gesellschaftskritik in der Figur der Selbstkritik der Intellektuellen zusammen. Die existentielle Verunsicherung Klaus Manns trifft sich dabei mit Erschütterungen des kulturellen Geschichts- und Selbstverständnissen solcher Schriftsteller wie Heinrich Mann und Lion Feuchtwanger<sup>10</sup>. Ihnen allen wird die Kritik der eigenen intellektuell-künstlerischen Existenzweise zum Ausgangspunkt theoretischer und epischer Analysen der gesellschaftlichen Existenzweise des Faschismus. Die Selbstkritik der Intellektuellen thematisiert Faschismuskritik durchaus moralisch als Problem der eigenen Miterantwortung und Mitschuld an der politischen Entwicklung. So kritisiert Klaus Mann im *Wendepunkt* etwa die eigene politische Sorglosigkeit, das grundsätzliche Desinteresse der literarischen Intelligenz an der Politik, die pädagogischen Versäumnisse gegenüber den besonders gefährdeten kleinbürgerlichen Schichten<sup>11</sup>. Zu sich selbst kommt die Selbstkritik aber erst in ihrem eigenen, dem ästhetischen Bereich: ausgesprochen ist hier die Verantwortung gerade des Künstlers. So gestellt, enthüllt die Frage, wie die sich zuspitzende Auseinandersetzung mit dem verehrten Vorbild Gottfried Benn Klaus Mann deutlich zeigt, eine gefährliche Ambivalenz des Ästhetischen und damit die Anfälligkeit der ästhetischen Existenz für den Faschismus<sup>12</sup>. Die als Faschismuskritik sich betätigende Selbstkritik der Intellektuellen kann sich nun nicht mehr auf die Frage beschränken, warum die literarische Intelligenz den Faschismus zugelassen habe; sie schließt die ‚unheimlich‘ anmutende Frage nach dem eigenen, aktiven Anteil am Faschismus mit ein.

## 2.

In dem der Aufarbeitung der Krisenjahre 1930 bis 1932 gewidmeten Abschnitt *Wendepunkt* kritisiert Klaus Mann die Haltung der literarischen Intelligenz unter dem Julien Benda entnommenen Stichwort der ‚trahison des clercs‘<sup>13</sup>. Assoziiert wird damit, ganz im Sinn der liberalen Kritik Bendas, ein ganzes Feld von illiberalen Einstellungen und Haltungen der deutschen Schriftsteller: angefangen von der politischen Gleichgültigkeit und der leichtfertigen Preisgabe publizistischer Positionen und Standpunkte, über das gedankenlose Koalieren mit und der modischen Anpassung an die ‚kommende‘ Bewegung bis hin zur offenen Sympathieerklärung an die „irrationale . . . Vehemenz der Hitler-Bewegung“<sup>14</sup>. Der rationalistisch verkürzte Hinweis auf die „Begriffsverwirrung im eigenen Lager“ dient, die komplexen ideologischen und sozialen Krisentatbestände eher andeutend als analysierend, zur Erklärung der „Perversion der Intellektuellen“<sup>15</sup>. Über diese tiefen Wasser schlägt der Vorwurf der „ordinären Hast“ intellektueller Karrieristen<sup>16</sup> einen eher schmalen Steg zum Faschismus. Klaus Mann indes erschien das Motiv so wichtig, daß er es in

den Titel seines Romans aufnahm: *Mephisto* ist der *Roman einer Karriere*. Die nach diesem Titelmotiv eingerichtete Geschichte des Hendrik Höfgen ist allerdings komplex. Solche mehrschichtige Anordnung garantiert auch die vom Autor angestrebte wechselseitige erzählerische Fundierung von Selbstkritik und Faschismuskritik.

Zu lesen ist die Geschichte Hendrik Höfgens zunächst einmal im Kontext autobiografischer Erkundungsprozesse des Autors Klaus Mann. Dessen Verwahrung gegenüber dem spekulativen Versuch, den Roman im ganzen als Schlüsselroman zu lancieren, schließt natürlich nicht aus, daß Elemente der persönlichen Biografie Eingang in die Geschichte gefunden haben. Unschwer hat die Klaus-Mann-Forschung, wie übrigens schon die zeitgenössische Kritik, wichtige Figuren des Romans entschlüsseln können: neben Gustaf Gründgens fungieren Franz Sternheim und Gottfried Benn, Max Reinhardt und Pamela Wedekind, Elisabeth Bergner und die Schwester, Erika Mann, als autobiografisch verbürgte Vorbilder der Romanfigur des Hendrik Höfgen, Theophil Marder, des Dichters Pelz und des Professors, Nicoletta von Niebuhrs, Dora Martins und Barbara Bruckners. Das Hamburger und Berliner Theatermilieu ist ‚echt‘; die geschilderten Aufführungen und Lebensschicksale verweisen auf eine Phase intensiver Kunst- und Lebensbeziehung des Autors und seiner Schwester insbesondere zu Pamela Wedekind und Gustaf Gründgens<sup>17</sup>. Die Welt des Romans und seiner Titelfigur ist so sehr diejenige Klaus Manns, daß er eigene Erfahrungen und Lebensproblematiken in die erzählte Geschichte des Hendrik Höfgen einrückt: Nach diesem Muster etwa ist die Szene zwischen Höfgen und Theophil Marder, manches auch in der Beziehung Höfgens zu Barbara Bruckner organisiert. Unübersehbar ist, daß problematische Züge des Autors selbst in den Charakter der Hauptfigur und ihr episch entfaltetes Verhaltensmuster Eingang gefunden haben: eine durch die Kunst geschulte und vom ästhetisch Schönen attrahierte Sensibilität, ein auf literarische Publizität früh festgelegter Ehrgeiz und eine zugleich tief empfundene Beziehungslosigkeit zum Leben selbst – Klaus Mann hat solche Eigenschaften nicht nur als Versuchungen seiner literarischen Figuren gekannt. In diese private Zone erzählerischer Selbsterkundung spielt Faschismuskritik erst spät hinein; literarische Selbstkritik darf sich hier in Form der moralischen Impassibilität und des melancholischen regret, aber auch der ganz persönlichen Schuldzuweisung geben. Solcher Einblick in das vieldeutige Muster privater Lebensproblematiken und Beziehungen wird von Klaus Mann eher unbewußt und widerwillig gewährt. Die Richtigstellung *Kein Schlüsselroman* zur redaktionellen Ankündigung des Fortsetzungsabdrucks des Romans in der Pariser Tageszeitung jedenfalls pointiert den gesellschaftlich-verbindlichen, nicht-privaten Schreibanlaß: „In ihrer Voranzeige steht bedauerlicher Weise, mein Mephisto trage ‚die Züge‘ eines bestimmten, heute in Deutschland erfolgreichen Schauspielers – ich will seinen Namen hier nicht wiederholen. Ja, diesen Schauspieler habe ich in der Tat gekannt. Aber was kann er heute für mich bedeuten? Vielleicht eine persönliche Enttäuschung; vielleicht nicht einmal das. Bin ich so tief gesunken, Romane um Privatpersonen zu schreiben? Meine Entrüstung, mein Zorn, mein Schmerz – sind sie so ziellos, so ‚privat‘, daß sie sich mit Individuen beschäftigen, denen ich dieses oder jenes übelnehme und an denen

ich mich in Form eines Schlüsselromans räche? – Mein Schmerz, mein Zorn, meine Entrüstung haben größere Gegenstände, als ein bestimmter Schauspieler es sein könnte, und sei er selbst zum Intendanten aufgestiegen. Wenn ich die Erkenntnisse und Gefühle, die drei bittere Jahre für uns mit sich brachten, in einer – übrigens, wie ich hoffe, nicht nur polemisch konzipierten, sondern auch episch geformten – Figur zusammenfasse, sie in einer Figur verdichte – so kann dies nur in einer dichterischen, repräsentativen –: nur in einer erfundenen Figur geschehen.“<sup>18</sup>

Formuliert wird zugleich das kunstkonstitutive Interesse Klaus Manns: Zum Roman wird die erzählte Geschichte dadurch, daß die autobiografischen Erkundungen ins Gesellschaftlich-Repräsentative vorangetrieben werden. Persönliche Erzählanlässe werden auffallend scharf zurückgewiesen; Erfahrung erscheint als exemplarische allein künstlerisch legitimiert. Auf die Problematik solch entschiedener Absage an persönliche Erfahrungsanteile der erzählten Geschichte wird zurückzukommen sein. Zunächst bedeutet die Entscheidung Klaus Manns aber einen Zugewinn exemplarischer Qualitäten und verallgemeinerbarer Interessen des Erzählers. Die Geschichte des Hendrik Höfgen, erzählt als Geschichte eines „symbolische(n) Typus“, bietet erwünschten Anlaß, „die soziologischen und geistigen Voraussetzungen, die seinen Aufstieg erst möglich machen“ zu erkunden<sup>19</sup>. Damit aber ist im erzählerischen Prozeß die autobiografische Selbsterkundung angeschlossen an die intellektuelle Selbstkritik, diese selbst wieder unmittelbar auf die Faschismuskritik verwiesen.

Klaus Mann erzählt die prekäre Schlüsselgeschichte vom Aufstieg des befreundeten Schauspielers um die exemplarische Geschichte eines Aufsteigers, der zum faschistischen Mitläufer wird. Aufgebaut ist die Geschichte so, daß sie als Entwicklungsprozeß lesbar und so psychologischer wie soziologischer Deutung zugänglich wird. Die einzelnen Phasen der Entwicklung sind als Entscheidungs- und Prüfungssituationen angelegt. Dazu freilich wird die personenzentrierte Haupthandlung erweitert um horizontal eingelagerte Elemente, in denen über ein spezifisches Milieu und dessen jeweiliges Personenensemble entscheidungsträchtige Konfliktfelder aufgebaut werden. Symptomatisch für den Entwicklungsprozeß der Figur des Hendrik Höfgen erscheint dabei, daß sie in den zentralen Konflikten mit dem Schauspieler Otto Ulrichs und dessen Konzeption eines politisch fungierenden Theaters, mit Barbara Bruckner und deren Anspruch auf moralische Integrität und Lebensidentität, mit dem Faschismus schließlich und seinen künstlerischen und menschlichen Zumutungen einer wirklichen Entscheidung ausweicht. Produziert wird dabei soziale Anpassung; deren gesellschaftliche Verlaufform und Prämie zugleich ist die Karriere. Das einschlägige Verhaltensmuster, ein narzistisches Syndrom aus Ehrgeiz und Gefallsucht, moralischem Opportunismus und sozialem Desinteresse, scheint die intellektuelle Selbstkritik auf den privaten Bereich festlegen zu wollen. Daß sie sich darin aber nicht erschöpft, pointiert der Autor: „Hendrik Höfgen – Spezialist für elegante Schurken, Mörder im Frack, historische Intriganten – sieht nichts, hört nichts, merkt nichts. Er lebt gar nicht in der Stadt Berlin – so wenig wie er jemals in der Stadt Hamburg gelebt hat –; er kennt nichts als Bühnen, Filmateliers, Garderoben, ein paar

Nachtlokale, ein paar Festsäle und versnobte Salons. Spürt er, daß die Jahreszeiten wechseln? Wird es ihm bewußt, daß die Jahre vergehen – die letzten Jahre dieser mit so viel Hoffnung begrüßten, nun so jammervoll verscheidenden Weimarer Republik: die Jahre 1930, 1931, 1932? Der Schauspieler Höfgen lebt von einer Premiere zur nächsten, von einem Film zum andern. ( . . . ) Eingesperrt in seinen Ehrgeiz wie in ein Gefängnis; unersättlich und unermüdlich; immer im Zustand höchster hysterischer Spannung genießt und erleidet der Schauspieler Höfgen ein Schicksal, das ihm außerordentlich scheint, und das doch nichts ist als die vulgäre, schillernde Arabeske am Rande eines todgeweihten, dem Geist entfremdeten, der Katastrophe entgegentreibenden Betriebes.“ (M 187 f)

Nicht erst die Übereinstimmung mit Überlegungen Klaus Manns im *Wendepunkt* machen deutlich, daß solche *Selbstkritik* über den Bereich privater Entscheidungen und Prozesse zielt auf eine politische Kritik der Intellektuellen. Private Schwächen werden in der *praefaschistischen Krisensituation* zu politischen Untugenden, Gleichgültigkeit ununterscheidbar von politischer Verantwortungslosigkeit, im unpolitischen Karrieristen bereitet sich schon der opportunistische Mitläufer vor. Das Krisenszenarium wird vom Autor angereichert durch Figuren wie Theophil Marder, den Geheimrat Bruckner, den Dichter Pelz, die Kritiker Ihering und Müller-Andrae. Sie repräsentieren ein Ensemble intellektueller Haltungen, das reaktionäre Zeitkritik (M 90, Marder) und einen emphatischen, aber letztlich resignierenden Republikanismus (M 182f, 269 Bruckner) ebenso umfaßt wie den vorsichtigen Opportunismus (Ihering) und die ideologische Verklärung der Gewalt (M 260ff, 303, 333, Pelz).

Gewährt die so erzählte Geschichte einer Karriere Einblick in individuelle Verhaltensmuster von Mitläufern und typische Verhaltensweisen der literarischen Intelligenz in Krisenzeiten, so zielt der mit dem Kunstcharakter gesetzte Verallgemeinerungsanspruch des Erzählers zugleich auf eine noch umfassendere Deutung. Klaus Manns Bemerkungen zum Roman im *Wendepunkt*, in der *Richtigstellung* und der *Selbstanzeige* sind sicher nicht überinterpretiert, wenn wir darin Ansprüche an das eigene Erzählen erhoben sehen, intellektuelle *Selbstkritik* und *Faschismuskritik* exemplarisch zusammenzuführen. Dies nun ist die Funktion des Schauspieler- und Theatermotivs im Roman: Erzählt wird nämlich die Geschichte einer Schauspielerkarriere. Das Autobiografische ist hier wieder nur Anlaß. Die eigentliche Bedeutung des Schauspielermotivs für das erzählerische Vorhaben liegt in zwei eng miteinander verbundenen thematischen Traditionen: der Rollenproblematik und der Komödiantenthematik.

Erzählbar wird die Geschichte des Hendrik Höfgen als Geschichte einander ablösender Rollenspiele im Theater und im Leben selbst. Es ist dabei die Funktion des Schauspielermotivs, beide sonst getrennte Sphären zu vermitteln<sup>20</sup>. Sucht man nämlich nach dem identischen Muster, das die wechselnden Auftritte Hendrik Höfgens auf der Bühne und im Leben – als Knorke in Theophil Marders gleichnamiger Komödie, als Entertainer in Berliner Revuen, als Mephisto im Staatstheater oder aber als unterwürfiger Ehemann und gefällsüchtiger Schwiegersohn, als Sympathisant fortschrittlicher Theater-

gruppen und als Intendant der ‚Volksfeste‘ des Faschismus – organisiert, so stößt man auf das Rollenverhalten selbst. Für Klaus Mann hat es offenbar die Funktion einer defizienten anthropologischen Kategorie: in einer Schlüsselszene des Romans spricht der Autor seiner Hauptfigur ab, was als Merkmal gelungener Identität zu gelten hätte – ein „Lebenszentrum“ (M 194). Die Liebenden und die Hassenden im Roman, Otto Ulrichs und Hans Niklas, besitzen ein solches Zentrum, Höfgen aber „wartet immer nur auf die neue Rolle“ (Ebd.). Die Schauspielergeschichte interpretiert derart die Aufsteigergeschichte als außengeleiteten Anpassungsvorgang der Hauptfigur. Ihre eigentliche Funktion besteht darin, zur Ursachenanalyse des Faschismus beizutragen.

Klaus Manns Zugang zum Problem ist ein moralischer. Vermittelt ist er durch eine kulturtheoretische Geschichtskonzeption, die Leben in den widersprüchlichen Kategorien von Geist und Macht denkt. Kunst, ästhetische Praxis schlechthin, hält in diesem System eine zentrale Position besetzt. Selbst weder moralisch noch sozial eindeutig bestimmt, bleibt das Schöne auf problematische Weise verfügbar: im Bund mit der Macht fungiert es als Mittel äußerster sinnlicher Selbstentfremdung; wie es umgekehrt, mit der Moral vereinigt, als höchstmögliche und ganz eigentlich verbindliche Form menschlicher Selbstverwirklichung zu gelten hat. Der Künstler, dem hier die professionelle Ausübung eines allgemeinmenschlichen Anspruchs obliegt, hat Teil an dieser Ambivalenz des Schönen: Als Moralist wird er zum entschiedenen Kritiker des herrschenden Unrechts und herrschender Macht, die er als a-moralischer Opportunist verklärt. Seine Stellung zur Macht und Moral unterscheidet nun den wirklichen Künstler vom Komödianten – dies Klaus Manns Antwort auf die seit dem späten 19. Jahrhundert virulente künstlerische Krisenthematik<sup>21</sup>.

Verständlich wird jetzt, warum Klaus Mann die Entwicklungsgeschichte des Hendrik Höfgen nochmals umerzählt als Entscheidungsgeschichte zwischen dem Künstler und dem Komödianten. Das höchst moralisch motivierte Schlüsselseignis dieser Geschichte ist der Pakt des Schauspielers mit dem Bösen (M 204f) – vom Autor als Teufelspakt disponiert. So gewertet lässt sich die vordergründige Aufsteigergeschichte des Schauspielers als Geschichte moralischen Abstiegs, des künstlerischen und damit menschlichen Verrats lesen. Es trägt einen durchaus melancholischen Zug in den Vorgang epischer Selbstkritik hinein, wenn Klaus Mann solche Einsicht den Protagonisten der Karrierehandlung im Roman, Hendrik Höfgen und Nicoletta, selbst zumutet:

„Vielleicht aber sahen sie gar nicht das Gesicht irgendeines bestimmten Menschen, sondern, in einer vagen und überwältigenden Zusammenfassung, das Bild ihrer eigenen Jugend, die Summe alles dessen, was aus ihnen hätte werden können und was sie, in frevelhaftem Ehrgeiz, versäumt hatten aus sich zu machen; die lange, schmachvolle Geschichte ihres Verrates – eines Verrates nicht nur an anderen, sondern an sich selbst: an dem edleren, besseren und reineren Teil ihres eigenen Wesens –; die bitterlich blamable Chronik ihres Verfalls, ihres Abstieges, der sich einer blöden Welt als Aufstieg präsentierte. Ihr Aufstieg – so meinte die blöde Welt – hatte sie gemeinsam bis zu dieser sieghaft-hochzeitlichen Stunde geführt; während es doch diese Stunde gerade war, die ihre gemeinsame Niederlage besiegelte. Nun gehörten

sie für immer zueinander, diese beiden Glitzernden, Schimmernden, Lächelnden – so wie zwei Verräter, so wie zwei Verbrecher für immer zueinander gehören. Das Band, das den einen Schuldigen an den anderen bindet, wird nicht Liebe sein, sondern Haß.“ (M 321)

Gelangt die Selbstkritik des Autors derart bis zur Einsicht in den modellhaften Prozeß intellektuellen Selbstverrats, so sind mit den kritisierten Traditionen des ästhetizistischen A-Moralismus zugleich entscheidende Momente der Faschismuskritik in den erzählerischen Vorgang eingeführt. Die Verbindung von Faschismus und Komödiantentum stellt sich für Klaus Mann einmal in der eher äußerlichen Weise der Unter- und Einordnung des Künstlers in faschistische Herrschaftszwecke dar. Festgehalten wird, daß der Schauspieler Hendrik Höfgen zu einer „Art von Hofnarren und brillanten Schalk“ (M 259), zum „Affe(n) der Macht und . . . Clown zur Zerstreuung der Mörder“ (M 331) herabsinkt. Solche Verbindung ist aber noch weit grundsätzlicher angelegt: Das Komödiantische selbst als negative Lebensform wird zum Modell faschistischer Herrschaft und Machtausübung. Als Komödianten erscheinen einmal die führenden Politiker des Faschismus, wie der Ministerpräsident, mit dem die Geschichte einer Karriere ihre Komplementärfigur erhält: „Er stand breitbeinig da, eine majestätische Erscheinung, gestützt auf sein Richtschwert, glitzernd von Orden, Bändern und Ketten, jeden Tag in einer andern prächtigen Vermummung. Während der Kleine, zur Rechten des Thrones, die Lügen ersann, dachte der Dicke sich täglich neue Überraschungen aus – zur eigenen Unterhaltung und zur Unterhaltung des Volkes –: Feste, Hinrichtungen oder Prunkkostüme. Er sammelte Ordenssterne, phantastische Kleidungsstücke und phantastische Titel“ (M 234). Solch satirische Darstellungen haben sicher Schlüsselcharakter: Die Putz- und Ordenssucht des preußischen Ministerpräsidenten, seine Neigung zu repäsentativem Pomp sind historisch verbürgt. Für Klaus Mann erhielten diese Züge mehr als eine biografische Zufallsbedeutung, er begriff sie als Ausdruck einer grundsätzlichen Affinität des Faschismus selbst zum Theatralischen und Komödiantischen. Wie der Faschismus sich in der Öffentlichkeit als „totale Mobilmachung“ in der Form des „Volksfest(s)“ präsentierte (M 15f, 322f), ist er für Klaus Mann seinem gesellschaftlichen Wesen nach Theater. Die bereits zitierte Formulierung im *Wendepunkt* vom „durchaus komödiantischen, zutiefst unwahren, unwirklichen Regime“ hält das fest. Damit stellt sich, wie gleichzeitig für Walter Benjamin<sup>22</sup>, auch für Klaus Mann das Problem des gesellschaftlichen Scheincharakters des Faschismus als Frage des öffentlich inszenierten ästhetischen Scheins. Entziffert wird der Schein von beiden als Lüge. Im Unterschied aber zu Walter Benjamin, der den inszenierten Schein materialistisch als Denunziation sozialer Verwirklichungsansprüche der Massen deutete, begriff ihn Klaus Mann als Negation eines moralischen Anspruchs des Individuums auf Autonomie. Solcher Anspruch war von ihm freilich umfassend konzipiert. Unterm Stichwort des ‚sozialistischen Humanismus‘ formulierte Klaus Mann ihn 1935 auf dem Pariser Kongreß als Anspruch auf „das ganze, in allen seinen Möglichkeiten erfüllte, gepannte, lustvolle, reiche und problematische, gesegnete, schwierige und geheimnisvolle LEBEN“<sup>23</sup>.

Von solcher, durchaus ästhetisch organisierter, wenn auch von humanitärem

Ethos bestimmter Lebensanschauung aus wird Klaus Mann das gesellschaftliche Wesen des Faschismus darstellbar und kritisierbar als äußerste Steigerung moralischen Unwesens, sinnlicher Frivolität und menschlicher Entfremdung. Faschismus ist schlechtes Theater in jenem sehr grundsätzlichen Sinn, daß er für alle, die in ihm mitspielen, nur a-moralische, inhumane und komödiantisch-entfremdete Rollen zur Verfügung hat. Der Faschismus, die ihn bestimmenden Interessen der Beherrschung und Unterwerfung, die ihn charakterisierenden entfremdeten Verhaltensweisen werden im Roman erzählerisch präsentiert in der Logik einer Ästhetik des Häßlichen. Das Häßliche bestimmt sich dabei als a-moralisch. Episch entfaltet sich die ästhetische Kritik der faschistischen Gesellschaft im Medium einer theatralischen Allegorik der Unterwelt, deren Zentrum das seiner Ambivalenzen entkleidete Mephistophelische ausmacht. Verkörpert wird es durch eine Doppelfigur: durch Höfgen-Mephisto, ausgestattet mit dem „blitzende(n) Selbstbewußtsein des Bösen“ (M 230), ein Engel mit „schwarze(n) Flügel(n)“ (M 231), der in der Figur des luciferischen ‚Dicken‘ am unterweltlichen Thron des Diktators (M 306) sein mehr als symbolisches Pendant hat. Auch so ließ sich die Geschichte einer Schauspielerkarriere zuende erzählen.

### 3.

Klaus Manns ästhetische Kritik am Faschismus steht in der Tradition des bürgerlichen gesellschaftskritischen Künstlerromans<sup>24</sup>. Solche Kontinuität erscheint nicht zufällig, eher beabsichtigt. Ihr sozialkritischer Befund wird von Klaus Mann im Medium der eigenen Werkgeschichte in der ‚Selbstanzeige‘ ausdrücklich bestätigt, ihre kunstrelevanten Apsekte werden eigens thematisiert. Den 1935 erschienenen Tschaikowsky-Roman zum Mephisto-Roman in Bezug setzend heißt es: „Übrigens versucht meine Erzählung ein Bild zu geben von der bürgerlichen Gesellschaft des ausgehenden XIX. Jahrhunderts – von ihrem späten, schon problematischen Glanz. Noch fühlt man sich halbwegs sicher; noch gestattet man es sich, das Schöne wirklich zu lieben und dem Künstler beinahe etwas wie gesellschaftliche Macht einzuräumen; aber das Gewissen dieser Gesellschaft ist schon nicht mehr ganz gut, schon macht sich das ‚Unbehagen‘ bemerkbar – und am deutlichsten natürlich bei den Künstlern, die am sensibelsten, am hellhörigsten sind –: Die Luft ist schon etwas stickig, die großen Ungewitter kündigen sich an . . .“

Auch in dem Buch, das ich eben beendet habe – ‚Mephisto‘. *Roman einer Karriere* – spielt die ‚bürgerliche Gesellschaft‘ ihre Rolle. Aber in welchem Zustand finden wir sie nun! Sie ist blutrünstig geworden, sie ist zum Faschismus entartet.

„. . . Man vergleiche die intimen Festlichkeiten mit Hausmusik und gebildeten Gesprächen, die ich in der ‚Symphonie Pathétique‘ zu schildern versuchte, mit dem makabren und provokanten Pomp auf jenem Ball im Opernhaus zum 43. Geburtstag des Preußischen Ministerpräsidenten, der die Szenerie zum ‚Vorspiel‘ des ‚Mephisto‘ abgibt!“<sup>25</sup>

Die beobachtete Transformation der bürgerlichen Gesellschaft in den Faschismus und die veränderte Rolle der Kunst mußte nicht nur Klaus Mann eine Revision der aufs Ästhetische fundierten Gesellschaftskritik nahelegen. Diese

Kritik hatte sich wegen ihres moralischen und sozialen Indifferentismus nicht nur als zu schwach erwiesen, den Faschismus zu verhindern – sie hatte sich geradezu als Vehikel der schleichenden und offenen Faschisierung der Intelligenz gebrauchen lassen. Die Berufung auf den Geist gegen die Macht, die Kunst gegen die Gewalt genügte um so weniger, je deutlicher Geist und Kunst selbst als Teil des Gewaltapparats fungierten<sup>26</sup>. Notwendig erschien daher eine selbstkritische Klärung eigener Positionen gerade im Bereich der osmotischen Grenz- und Schnittfläche von Kunst und Gesellschaft, von Künstler und Politiker, aber auch sozialer und ästhetischer Funktion künstlerischer Tätigkeit<sup>27</sup>. Angestrebt wird von Klaus Mann eine soziale Verbindlichkeit der Kunst, die subjektiv in der moralischen Selbstverantwortung des Künstlers fundiert ist. Was Klaus Mann zur Verteidigung André Gides gegen den Vorwurf des Ästhetentums vorbringt: „Wir haben ihn doch gerade immer als den Moralisten par excellence gekannt, als jenen Typus des geistigen Menschen, bei dem das Interesse fürs Moralische zur vitalen Passion wird“<sup>28</sup> – das gilt wörtlich für ihn selbst. Bestätigt wird diese Einschätzung durch Thomas Mann, der dieser Wendung in seinem brieflichen Kommentar zu *Mephisto* den Stellenwert einer prinzipiellen literarischen und philosophischen Rückbesinnung und Neuorientierung verleiht. Thomas Mann spricht davon, daß der Moralismus „das Merkwürdige und Neue“ am Roman sei, ihm „sein geistesgeschichtliches Gepräge“ gebe<sup>29</sup>. In solcher Würdigung konnte Klaus Mann sich wiedererkennen. Das erhellt unter anderem aus der selbstkritischen Krisendiagnose des *Turning Point*, die so im *Wendepunkt* später nicht mehr zu finden ist. Es heißt dort, zur Erläuterung der inneren Problematik der eigenen Exilromane: „. . . we were all perturbed by the discrepancy between our natural tastes and traditional preoccupations and the responsibilities imposed upon us by the political situation. This moral and intellectual crisis was by no means reserved to the refugees, although it manifested itself most clearly and violently, perhaps, among those deprived of their homes and habitual affiliations. But the young French and English writers, the literary vanguard of the Low Countries and Scandinavia, were affected as well. The relentless strain of those days compelled the sensitive and creative minds every-where to revise a philosophy of laissez-faire and individualism to which all of us had adhered more or less openly, in various ways and degrees.“<sup>30</sup>

Innerviert wird die ‚moralische und intellektuelle Krise‘ der europäischen Intelligenz, um die Revision ästhetizistischer Positionen, insbesondere ihrer spezifischen Künstlerideologie zu begründen. Wie hier unterm Druck des Faschismus Elemente vieldeutigen „Einspruchs gegen die Herrschaft des Bürgertums“<sup>31</sup> und widersprüchlicher Autonomie zugunsten einer Klärung der sozialen Funktionen und Verantwortlichkeiten der Kunst und des Künstlers zurückgenommen werden, das ist auch lebensgeschichtlich für Klaus Mann nicht wenig kompliziert. Waren doch in den für Klaus Mann wichtigen ästhetizistischen Kunstraditionen die aristokratische Distanz des Künstlers zur Gesellschaft und der damit einhergehende moralische Indifferentismus und ästhetische Irrationalismus ausdrücklich positiv besetzt<sup>32</sup>. Gerade darin aber, wie solche Kunst als antibürgerliche fungierte, blieb sie gesellschaftlich vieldeutig funktionalisierbar<sup>33</sup>. Die politische Situation, in der Klaus Mann sich

und die europäischen Intellektuellen angesichts des Faschismus wiederfand, zwang zu einer Klärung des antibürgerlichen Affekts und in ihrer Folge zu einer Differenzierung der eigenen ästhetischen Traditionen und der damit gesetzten Kunstmöglichkeiten. Wiederentdeckt und für die Auseinandersetzung mit dem Faschismus zurückgewonnen wurden die nationalistisch-humanen, die aufgeklärte-demokratischen Traditionen der bürgerlichen Gesellschaft. Sie waren fortan Teil der antifaschistischen Kunstpraxis.

Konkret stellte sich für Klaus Mann in *Mephisto* die Aufgabe, Faschismuskritik literarisch mit den Kunstmitteln aus ästhetizistischer Tradition zu organisieren. Eine wichtige Rolle sowohl in den programmatischen Überlegungen wie auch in der literarischen Arbeit selbst spielte dabei die Klärung des Verhältnisses von Künstler und Komödianten – so die Abwandlung des von Heinrich Mann im Zola-Essay bereits benannten Gegensatzes vom Artisten und Moralisten<sup>34</sup>. Daß solcher Bezug nicht einfach herbeizitiert wird, sondern das Vorbild Heinrich Manns literarisch bedeutsam wurde, erhellt aus einer brieflichen Notiz Klaus Manns. Im Brief vom 8. Februar 1936 an Katia Mann notiert er im Zusammenhang mit der Arbeit am *Mephisto* die erneute Lektüre des *Untertan*. Er nennt den Roman „ein nicht nur literarisch ganz außerordentliches, sondern absolut erschreckend prophetisches Buch“; es komme „einfach alles schon vor“<sup>35</sup>. Prophetisch mag Klaus Mann die Kritik der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer den Faschismus mitvorbereitenden autoritären Verhaltensstrukturen erschienen sein. Die Aktualität insbesondere der Heßling-Figur ergab sich wohl aber auch daraus, daß sie in der Tradition ästhetizistischer Gesellschaftskritik dargestellt ist als „Schmierer-Komödiant“<sup>36</sup>. Hier konnte also die satirische Komödiantenschelte Klaus Manns politisch und ästhetisch anknüpfen: insofern ist Höfgen ein fortgeschriebener Heßling. Freilich enthielt die mit der Figur des Heßling verbundene Komödiantenkritik Elemente, die in Klaus Manns, wie übrigens auch in Heinrich Manns revidierter, <sup>37</sup> Kunskonzeption eine prinzipiell positive Bedeutung besaßen: Gemeint ist die Rolle des „Guten, Wahren und Schönen“ in der Kunst. Die stattgefundene Verkehrung, die Heinrich Mann im Umkreis der Heßling-Figur pointiert hatte<sup>38</sup>, durfte nun als historische – nicht das Wesen der Kunstmöglichkeit berührende Begriffen werden. Über solche, gerade auch durch den Kampf gegen den Faschismus nahegelegte Einsicht vollzog sich die Restitution des moralisch-humanistischen Anspruchs der Kunst bei Klaus Mann. Sie bleibt nicht ohne Folgen für die Klärung des Künstlerbildes im Roman. In der an der Figur des Hendrik Höfgen exekutierten Kritik des Komödianten als Verräter wird zurückgenommen die von der ästhetizistischen Tradition emphatisch behauptete Nähe des Künstlers zum Außenseiter und Verbrecher<sup>39</sup>. Im Tschaikowsky-Roman ist solche Nähe dem Helden von Klaus Mann noch einfühlungsreich unterstellt<sup>40</sup>. Deren verbindendes Merkmal, die Einsamkeit, erfährt in *Mephisto* eine differenzierende Kritik. Zurückgenommen wird sie als a-sozial, der positiven Ordnung des Gesellschaftswesens durch die Kunst abträglich. Kritisiert wird aber auch ihr Umschlag in bloße Anpassung: Die Geschichte einer Karriere beschreibt die Rückkehr des Künstlers in die Gesellschaft als einen amoralischen Vorgang; die faschistische Gesellschaft, in der Höfgen seinen Platz nimmt, ist die a-sozial gewordene bürgerliche. Demgegenüber zielt Klaus Mann ab auf eine

Aufhebung der Einsamkeit, die höchst moralisch die sozialen Fähigkeiten des Künstlers freisetzt. Liebe, nicht Haß, ist das Wort für das geforderte Verhalten, nach der Klaus Mann sich die nichtfaschistische Gesellschaft organisiert denkt. Ihre Umrisse werden sichtbar im Widerstand gegen den Faschismus in Deutschland selbst und im Exil: Intellektuellen- und Künstlerfiguren wie Otto Ulrichs und Barbara Bruckner weisen im Roman auf diese humane Gesellschaft hin. Das darin sich anmeldende Konzept einer engagierten Kunst steht sowohl für den vom Autor reklamierten moralischen Anspruch der Kunst wie auch für die „social consciousness“, die im *Turning Point* programmatisch der intellektuellen Elite zugeschrieben wird<sup>42</sup>. Gleichwohl verhält sich Klaus Mann im Roman gegenüber der unterstellten Vernünftigkeit und dem sozialen Pragmatismus solch engagierten Kunskonzepts und der von ihm ausgehenden Nötigung zur Selbstkritik widersprüchlich.

#### 4.

Konzipiert hat Klaus Mann seinen Roman als „Satire“<sup>43</sup>. Als solcher weist er auch deren wichtigstes Merkmal auf: Offensivität<sup>44</sup>. Den Übergang zur idologischen Offensive hatte Georg Lukács als entscheidende „Wendung“ intellektueller Selbstkritik der bürgerlichen Schriftsteller im Exil festgehalten<sup>45</sup>. Das Konzept einer engagierten Kunst, wie es Klaus Mann aus der Revision ästhetizistischer Positionen herleitete, fügt sich diesem Prozeß ein. An *Mephisto* indes ist zu verfolgen, daß solche Fortschritte ihren Preis haben. An *Mephisto* nämlich der Faschismuskritik im Roman an Schärfe hinzugewinnt, das muß die autobiografische Selbstkritik des Autors zahlen<sup>46</sup>. Nicht angerechnet werden sollen hier der Satire ihre genrespezifischen Zugriffe<sup>47</sup>: Satire richtet sich ihren Gegenstand, hier den Faschismus, so zu, daß er kleiner, damit angreifbar und besiegt erscheint. Weil sie den Faschismus lächerlich erscheinen lassen will, benutzt sie für seine Vertreter die Schauspieler- und Theatermetapher des Komödiantischen. Solche Metaphorik fungiert hier freilich nicht vorrangig als Wesensausdruck einer problematisch gewordenen Lebenstradition des Autors selbst, sondern als literarisches Darstellungsmedium des satirisch zu treffenden Gegenstandes: den Faschismus. Die polemische Mediatisierung des Ästhetischen soll ebenso wie der unleugbar pragmatische Charakter wichtiger Teile der Exilliteratur überhaupt als unumgänglich akzeptiert werden.

Problematisch erscheinen jedoch thematische Verkürzungen, die durch die satirische Absicht in den Prozeß der literarischen Selbstkritik eingebracht werden. In der Satire nämlich, erscheint der Faschismus als der zu treffende Gegner als das schlechthin andere – in den Formulierungen des *Wendepunkt* als das Häßliche und Vulgäre<sup>48</sup>. Die Selbstkritik des Intellektuellen fällt so, indem sie mit dem Faschismus als dem ungeistigen und kunstfeindlichen Prinzip fertig ist, zurück auf das traditionelle Orientierungsmuster der bürgerlichen Intelligenz von der Geist-Macht-Antithetik. Daß dies nicht erst im *Wendepunkt*, sondern im Roman selbst schon geschieht, dessen literarische Suchbewegung dieses Muster doch gerade in Frage stellen möchte, soll nicht unterschlagen werden.

Symptomatisch für die Spannungen, in die derart individueller Schreibanlaß

und objektive Schreibziele geraten, mag einmal die mit der Figur des Dichters Pelz verbundene, für Klaus Mann lebensgeschichtlich bedeutsame Auseinandersetzung um den Anteil irrationaler Momente ästhetischer Kunstkonzeptionen am Faschismus gewertet werden. In den brieflichen und essayistischen Auseinandersetzungen Klaus Manns mit Gottfried Benn, dessen Signatur die Figur des Pelz im Roman trägt, herrscht bis zuletzt unüberhörbar ein Ton selbstkritischer Betroffenheit. Sie röhrt bei Klaus Mann aus dem Bewußtsein früher konzeptiver Gemeinsamkeiten mit der Kunstkonzeption Gottfried Benns. Noch im *Wendepunkt* ist das selbstkritische Bewußtsein davon lebendig: „Der Nietzsche-trunkene Dermatologe war angenehm berührt von dem antihumanistischen, antichristlichen Radikalismus, der irrationalen Vehemenz der Hitler-Bewegung. Mit dem ‚Irrationalen‘ hatte er es überhaupt. Auch ich war einst verliebt gewesen in diesen Terminus, dessen Inhalt übrigens ebenso fließend und unbestimmt bleibt, wie eben die Sphäre der naturhaft-amoralischen Impulse es im Gegensatz zur Sphäre des kritisch-moralischen Geistes ist. Aber wenn das ‚Irrationale‘ mir in seinen zärtlich-träumerischen, erotisch verbindenden Erscheinungsformen behagt hatte, so erschreckte es mich in seinen aggressiv brutalen Manifestationen, besonders wo diese den Charakter zerstörerischer Massenhysterie anzunehmen drohten. Das heimliche oder sogar lächelnd zugegebene Wohlgefallen, mit dem ein mir sonst verwandter und bewunderungswürdiger Geist wie Benn dies gräßliche Phänomen beobachtete und akzeptierte, konnte nicht umhin, mir auf die Nerven zu gehen. Ich fand mich genötigt, öffentlich gegen ihn Stellung zu nehmen, obwohl wir damals noch befreundet waren und ich nicht wissen – aber vielleicht doch schon ahnen – konnte, wie weit er seine zynisch-naive, unverantwortlich paradoxale trahison später, nach dem Umsturz von 1933, treiben würde.“<sup>49</sup> Versteht sich im *Wendepunkt* die Auseinandersetzung mit Gottfried Benn als unablösbar vom Prozeß kritischer Recherche eigener Wege und Entscheidungen Klaus Manns, so erscheint im Roman der Dichter Benjamin Pelz als Karikatur, die sich in stereotyper Fortschrittskritik und faschistoiden Allgemeinplätzen ergeht (M 260ff). Solche Verkürzungen mochten durch die satirische Form nahegelegt, sie möchten zudem Teil eines fortschreitenden intellektuellen Klärungsprozesses des bürgerlichen Exils sein. Daß aber gerade diese Auseinandersetzung differenzierter geführt werden konnte, hat nicht zuletzt Klaus Mann selbst in seinem letzten, dem Fall Benn gewidmeten Essay gezeigt. In der bewußt unter das Stichwort der „Selbstvernichtung (des) Intellektuellen“<sup>50</sup> gestellten *Geschichte einer Verirrung* hat Klaus Mann das Moment des Ästhetischen in der ihm zustehenden Spannweite von zivilisiert-geformter und irrational-ungeformter Funktion zum Ausgangspunkt kritischer Selbstverständigung und programmatischer Neuorientierung gemacht. Der mögliche Schlüsselesatz des Essays: „Das Schönheits-Pathos kann auf dem geraden Weg zum sozial-moralischen Pathos führen“<sup>51</sup> – gegründet die humanitäre Verantwortung des Schriftstellers auf ein spezifisch ästhetisches Interesse. Deren wechselseitige Bestätigung begründet das überlebensnotwendige Bündnis von Kunst und Demokratie. „Als ‚Ästhet‘ beginnen und als Sozialist enden“<sup>52</sup> – dieses gleichsam sich selbst gegebene Versprechen bleibt der eigenen Lebensgeschichte treu. Klaus Mann gibt hier die ästhetizistische Vergangenheit nicht

dem Faschismus preis; er rettet sie exemplarisch, indem er sie einer emphatischen Gegenwart humanitärer Verantwortlichkeit der exilierten Künstler zuführt.

Werden positionelle Verkürzungen ästhetischer Selbstkritik und Neuorientierung in der gleichzeitig mit dem Roman erschienenen Essayistik von Klaus Mann korrigiert und zurückgenommen, so erweist sich im intimen Bereich der psychischen Existenz der ‚Rechtfertigungsdruck‘<sup>53</sup>, dem der Autor durchgängig unterliegt, als letztlich unaufhebbar. Erwähnt wurde schon die autobiografische Authentizität der Geschichte des Hendrik Höfgen für die Lebensgeschichte Klaus Manns. Hier sieht sich die erzählerische Selbsterkundung durch lebensgeschichtlich begründete Tabus des Autors einerseits, durch den offensiven Anspruch der satirischen Form andererseits vor kaum lösbare Probleme gestellt. Grundsätzlich erschwert die auf satirische Enthüllung gerichtete Erzählstrategie ein einverständiges, individualisierendes Aufschließen der Figurenproblematik<sup>54</sup>. Verhindert wird insbesondere das Einschreiben eigener Anteile des Autors in den Entwicklungsprozeß der Romanfigur des Hendrik Höfgen. Deutlich wird dies an einem für Klaus Mann selbst und seine Schlüsselfigur zentralen Punkt: dem der sozialen Norm sexuellen Verhaltens. Auffällig ist, daß Klaus Mann seiner Schlüsselfigur mit dem Sadomasochismus eine Form abweichenden Sexualverhaltens zuschreibt, das nicht nur die biografisch verbürgte Homosexualität ‚ersetzt‘, sondern von der zeitgenössischen Psychoanalyse deutlich in Zusammenhang mit dem Faschismus gerückt wurde<sup>55</sup>. Die eigene und fremde Homosexualität erfährt so einmal eine argumentative Entlastung: unmöglich konnte Klaus Mann den in der Sowjetunion polemisch evozierten Zusammenhang von Faschismus und Homosexualität akzeptieren und episch gleichsam sanktionieren<sup>56</sup>. Die vorgenommene ‚Ersetzung‘ der Homosexualität durch den Sadomasochismus verweist jedoch widersprüchlich auf ein von repressiver Öffentlichkeit gegenüber der Homosexualität behauptetes Vorurteil: das ihrer gesellschaftlichen Abnormalität nämlich. Der unterstellte Vorgang kann nicht allein mit den Interessen und Gesetzen satirischer Faschismuskritik erklärt werden; verstanden werden muß er vielmehr aus dem Zusammenhang des komplexen lebensgeschichtlichen Entwicklungsprozesses des Autors selbst. Gert Mattenklott hat auf die spezifisch geschichtsphilosophischen Umstände hingewiesen, unter denen sich der homosexuelle Durchbruch bei Klaus Mann historisch vollzogen hat: das den Druchbruch zeitweise bestimmende Moment sexueller Anarchie habe sich bei Klaus Mann philosophisch mit Theorieelementen eines antizivilisatorischen Irrationalismus rechter Prägung verbunden<sup>57</sup>. Die Erfahrung der Homosexualität war für Klaus Mann damit ideologisch auch in praefaschistische Grundströmungen eingebunden. Solche keineswegs zwangsläufige und unwidersprochene Nähe zum Faschismus mag es Klaus Mann nach 1933 erschwert haben, das emanzipatorische Moment von Homosexualität zu pointieren. Problematisch erscheint indes, daß im Roman selbst die Innervation von erotischer Phantasie und Befreiung der A-Normalität des Faschismus preisgegeben wird. Vorstellbar ist, daß sein ideologisches Gewissen Klaus Mann zur Amputation seiner libido geraten hat. Deren anarchischer, weder von bürgerlicher noch von sozialistischer Gesellschaft voll integrierbarer, ästhetisch-produktiver Impuls

sieht sich in die faschistische Umwelt verbannt. Das Autoren-Ich erkennt sich hier gleichsam verkehrt in der komödiantisch-amoralischen Existenz des Mephisto wieder. Seine Wünsche nach Selbstverwirklichung bleiben solange blockiert, wie mit den erotischen auch Elemente ästhetischer Betätigung zwanghaft an die Figur des 'Bösen' gebunden erscheinen. Mehr noch: indem es die Schuld für solche Verkehrung auf sich nimmt, wendet das Autoren-Ich die für die Satire konstitutive Aggressivität pathologisch gegen die eigene Person. Der „heilige Haß“<sup>58</sup> auf den gesellschaftlichen Gegner betätigt sich unglücklich als Selbstaß.

So besehnen war der Preis, den der Autor Klaus Mann hier glaubte für seine antifaschistische Rechtschaffenheit zahlen zu müssen, groß.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Klaus Mann: *Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht*. Frankfurt/M. 1953<sup>2</sup>. S. 357f. Klaus Mann bestätigt hier noch einmal seine Position aus dem Jahr 1936. Auf die Ankündigung des Fortsetzungsabdruckes seines Romans in der Pariser Tageszeitung als „Theaterroman aus dem Dritten Reich“ (Pariser Tageszeitung vom 21. Juni 1936) reagierte Klaus Mann telegrafisch: „Mein Roman ist kein Schlüsselroman. Held des Romans erfunden. Figur ohne Zusammenhang mit bestimmter Person.“ (Pariser Tageszeitung vom 23. Juni 1936) Der erläuternde redaktionelle Text zitiert offensichtlich aus der ausführlichen Richtigstellung Klaus Manns *Kein Schlüsselroman*, die aber nicht abgedruckt wurde. Klaus Mann wehrt hier unter Berufung auf die „eigene . . . Würde“, die „schriftstellerische . . . und intellektuelle Ehre“, aber auch im Blick auf die mehr grundsätzlichen zeitkritischen Schreibinteressen und den spezifischen Kunstcharakter des Romans die redaktionelle Einstufung des *Mephisto* ab. (Klaus Mann: *Kein Schlüsselroman*. In: Klaus Mann: *Heute und Morgen. Schriften zur Zeit*. Hersgg. von Martin Gregor-Dellin. München 1969. S. 48 bis 50). – Solch vordergründige, durch den Roman allerdings auch nicht vollkommen ausgeschlossene Zuordnung hat 1966 bzw. 1968 zum Verbot des Romans in der Bundesrepublik Deutschland geführt. (Vgl. dazu resümierend die Einleitung von Berthold Spangenberg zur Ausgabe Reinbek bei Hamburg 1981, S. I-XV. – Nach dieser Ausgabe wird im Text nachfolgend laufend zitiert.)

<sup>2</sup> Klaus Mann: *Der Wendepunkt* a. a. O. S. 358. – <sup>3</sup> Ebd. S. 357.

<sup>4</sup> Ebd. S. 357f. – Spürbar ist die subjektive Seite der Betroffenheit Klaus Manns in den Briefen. Gegenüber Katia Mann spricht er von seiner „Angst“ beim Schreiben und den „Tücken“ des Buches, ohne solche Vorbehalte gegenüber dem Roman und seiner Hauptfigur freilich explizit auf sich selbst zu beziehen. (Klaus Mann an Katia Mann. 17. März 1936. In: Klaus Mann: *Briefe und Antworten*. Bd. I: 1922 bis 1937. Hergg. von Martin Gregor-Dellin. München 1975. 253. – Stark aggressive Wendungen gegenüber Gustav Gründgens, die in der posthum erschienenen Ausgabe des *Wendepunkt* gestrichen sind, notiert Fredric Kroll in der Werk-Biografie Klaus Manns (Klaus-Mann-Schriftenreihe. Hergg. Fredric Kroll. Bd. 3 1927 bis 1933. Vor der Sintflut. Wiesbaden 1979, S. 92f).

<sup>5</sup> Elke Kerker: *Weltbürgertum – Exil – Heimatlosigkeit. Die Entwicklung der politischen Dimension im Werk Klaus Manns von 1924 bis 1936*. Meisenheim am Glan 1977. S. 47.

<sup>6</sup> Die fraglos programmatische Selbstdarstellung im *Wendepunkt* (a. a. O. S. 299ff) wird durch die essayistischen und brieflichen Äußerungen unmittelbar nach der Emigration vielfach bestätigt. Neben der Auseinandersetzung mit Gottfried Benn (vgl. Ann. 12) ist hier zu erinnern an den 1933 entstandenen Essay über André Gides *Tagebücher* (In:

Klaus Mann: *Prüfungen. Schriften zur Literatur*. Hersgg. von Martin Gregor-Dellin, München 1968. S. 102 bis 109), in dem Klaus Mann in einer „Stunde“ der „Entscheidung“ den „geistigen Menschen“ aufgefordert sieht zu einer eindeutigen öffentlichen Stellungnahme gegen die „Brutalität“ des Faschismus; ferner an das editorial zur *Sammlung* (In: Klaus Mann: *Heute und Morgen* a. a. O. S. 91 bis 93). Klaus Manns Beitrag zur Umfrage des Pariser Tageblatts zur *Mission des Dichters 1934* trug die programmatiche Überschrift „*Stellung nehmen*“ (Pariser Tageblatt vom 12. Dezember 1934. S. 3).

<sup>7</sup> Elke Kerker a. a. O. S. 117ff. Kerkers These indes von der „neuen Identität“ Klaus Manns erscheint forciert.

<sup>8</sup> Ebd. S. 48. – Am schlüssigsten ist dieses Motiv neben dem *Wendepunkt* entfaltet in dem über weite Passagen autothematischen Buch über André Gide und die Krise des modernen Denkens. (Engl. 1943) München 1966, vgl. S. 194.

<sup>9</sup> Vgl. etwa Klaus Manns Herausgebertätigkeit für *Die Sammlung* (Hans-Albert Walter: Deutsche Exilliteratur 1933 bis 1950, Bd. 4: *Exilpresse*. Stuttgart 1978. A. 424ff; Hugo Fetting/Klaus Hermsdorf: *Exil in den Niederlanden*. In: *Exil in den Niederlanden und in Spanien. (Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933 bis 1945*. Bd. 6. Frankfurt/M. 1981, S. 117ff.) Zur Rolle Klaus Manns in der antifaschistischen Kulturpolitik im französischen Exil und den Bemühungen und Konflikten um eine Volksfront vgl. Dieter Schiller/Karlheinz Pech/Regine Hermann/Manfred Hahn: *Exil in Frankreich (Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil*, Frankfurt/M., 1981, Bd. 7, S. 210ff, 247f.

<sup>10</sup> Vgl. Lion Feuchtwangers 1933 erschienenen Roman *Geschwister Oppenheim*, der, wie ich an anderer Stelle zeigen werde, zu lesen ist als selbstkritische Aufarbeitung der Gesellschafts- und Kunstdispositionen bürgerlicher Schriftsteller. Heinrich Mann setzt sich in seinem 1933 in Amsterdam erschienenen Essayband *Der Haß. Deutsche Zeitschichte* unter dem Stichwort *Die erniedrigte Intelligenz* mit dem moralischen Versagen und dem Opportunismus der in Deutschland verbliebenen Schriftsteller auseinander (S. 177 bis 194). Die Position der Exilierten, die hier noch von der Kritik ausgespart ist, wird im Zuge der selbstkritischen Revision eigener Positionen zunehmend differenzierter beurteilt. – Eine Untersuchung der Krisenverarbeitung in den Jahren 1932/33 steht noch aus.

<sup>11</sup> Klaus Mann, *Der Wendepunkt* a. a. O., S. 224, 273ff.

<sup>12</sup> Dazu Elke Kerker a. a. O., S. 137. Es handelt sich um die Essays Gottfried Benns Prosa (1929); Zweifel an Gottfried Benn (1930); den Brief an Gottfried Benns (1933), auf den Benn offiziös mit der Antwort an die literarischen Emigranten (1933) antwortete; die Essays Gottfried Benn oder die Entwürdigung des Geistes (1933) und Gottfried Benn. Die Geschichte einer Verirrung (1937). In: Klaus Mann: *Prüfungen* a. a. O. S. 167 bis 192. Die innere Logik der Argumentation Klaus Manns beruht bis 1933 auf der unterstellten Antithetik von Geist und Macht, der politische Verrat Benns wird gedeutet als Verrat an der Kunst. Deren Festlegung auf Momente formaler Ästhetik und sensibler Individualität erweist sich freilich als ungenügend und wird erweitert um das Kriterium der Moral, die im letzten Essay begriffen wird als individuell und sozial. Gleichzeitig findet eine Differenzierung des Kunstbegriffs und seiner Formtradition nach den so erweiterten moralischen Kriterien statt. Begreifen und beschreiben lässt sich so für Klaus Mann im Kontext eines asozialen Formbegriffs der aktive Beitrag von Kunst zum Faschismus; wie umgekehrt der Widerstand nicht auf Kunst schlechthin, sondern auf eine moralisch ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewussten Kunst sich begründen ließ. Vgl. auch die Überlegungen im vierten Abschnitt.

<sup>13</sup> Klaus Mann: *Der Wendepunkt* a. a. O., S. 264. Zur Position Bendas vgl. Michael Nerlich: *Kunst, Politik und Schelmerei. Die Rückkehr des Künstlers und des Intellektuellen in die Gesellschaft des zwanzigsten Jahrhunderts* dargestellt an Werken von Charles de Coster, Romain Rolland, André Gide, Heinrich Mann und Thomas Mann. Frankfurt/M. – Bonn 1969, S. 185ff.

<sup>14</sup> Klaus Mann: Der Wendepunkt a. a. O. S. 265. — <sup>15</sup> Ebd. S. 264.

<sup>16</sup> Ebd. — Das „Karrieristen“- und „Streber“-motiv taucht so zuerst in dem für das Romanprojekt grundlegenden und konzeptionellen Brief Hermann Kestens vom 15. November 1935 an Klaus Mann auf. (In: Klaus Mann: Briefe und Antworten I a. a. O. S. 238f). In Klaus Manns 1936 in *Das Wort* erschienenen *Selbstanzeige: Mephisto* wird dann das Karrieristenmotiv deutlich mit der Intellektuellenkritik verbunden: „Dieses Buch ist nicht gegen einen Bestimmten geschrieben; vielmehr: gegen den Karrieristen; gegen den deutschen Intellektuellen, der den Geist verkauft und verraten hat.“ (In: Klaus Mann: Heute und Morgen a. a. O., S. 53).

<sup>17</sup> Umfangreiches Material dazu in der Werk-Biografie Klaus Manns: Fredric Kroll/ Klaus Täubert Bd. 2, 1906 bis 1927. Unordnung und früher Ruhm. Wiesbaden 1977, S. 101 bis 112, 132f, 155, 160, 164ff; Fredric Kroll Bd. 3 a. a. O., S. 89 bis 95. Zeitgenössische Leser wie Stefan Zweig und Thomas Mann reagierten interessiert oder gekränkt auf solch literarische Porträtiierung (vgl. Stefan Zweig an Klaus Mann vom 14. November 1936 und Thomas Mann an Klaus Mann von 3. Dezember 1936 in: Klaus Mann: Briefe und Antworten I a. a. O., S. 272 bzw. 273f).

<sup>18</sup> Klaus Mann: Kein Schlüsselroman a. a. O. S. 49. — <sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Vgl. Michael Nerlich a. a. O. S. 202f.

<sup>21</sup> Zum Kunstgeschichtlichen Stellenwert dieser Thematik vgl. den folgenden dritten Abschnitt.

<sup>22</sup> Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: Walter Benjamin: Gesammelte Schriften Bd. I., 2. Hrsgg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/M. 1974, S. 471 bis 508 (zweite Fassung), insbes. das Nachwort S. 506ff.

<sup>23</sup> Klaus Mann: Der Kampf um den jungen Menschen. In: Kürbiskern (1975) H. 2, S. 44.

<sup>24</sup> Zur Tradition des Künstlerromans grundlegend Michael Nerlich a. a. O. Von den von Nerlich behandelten Autoren waren für Klaus Mann besonders wichtig Heinrich Mann und André Gide. Mit beiden hat Klaus Mann sich eingehend und wiederholt in seinem essayistischen Werk auseinandergesetzt. Eine genauere Untersuchung der Beziehungen und Einflüsse insbes. auch auf die Romane Klaus Manns steht noch aus.

<sup>25</sup> a. a. O. S. 51f.

<sup>26</sup> Entscheidende Bedeutung für die Klärung und Diskussion dieser zentralen Problematik hat der Pariser Kongress *Zur Verteidigung der Kultur* 1935 gerade auch wegen des Auseinandertreffens kontroverser (und z. T. unversöhnlicher) Positionen gehabt. Eine kommentierte Dokumentation des Kongresses liegt jetzt vor. Paris 1935. Erster Internationaler Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur. Reden und Dokumente. Mit Materialien der Londoner Schriftstellerkonferenz 1935. Einleitung und Anhang von Wolfgang Klein. Berlin (DDR) 1982. In der Beurteilung der kulturpolitischen Programmatik stark voneinander abweichende Darstellung des Kongresses bei Dieter Schiller u. a.: Exil in Frankreich. 1933 bis 1945 Bd. 7) S. 202 bis 221 und bei Arno Münster: Antifaschismus. Volksfront und Literatur. Zur Geschichte der „Vereinigung revolutionärer Schriftsteller und Künstler“ (AEAR) in Frankreich. Hamburg/Westberlin 1977, S. 92 bis 113.

<sup>27</sup> Prinzipielle Überlegungen dazu enthalten Klaus Manns anlässlich der Teilnahme am Moskauer Allunionskongress 1934 geschriebene *Notizen in Moskau*. (In: Klaus Mann: Heute und Morgen a. a. O. S. 107 bis 122). — Ein 1936 an Otto Zarek geschriebener Brief enthält mit dem Hinweis auf die katastrophischen Folgen der „Getrenntheit“ der „geistige(n) und (der) gesellschaftliche(n) Kultur“ für Deutschland einen nicht auf Klaus Mann zu beschränkenden Schlüsselgedanken der Selbstkritik der Schriftsteller im Exil. (Klaus Mann an Otto Zarek vom 25. April 1936. In: Klaus Mann: Briefe und Antworten I a. a. O. S. 255).

<sup>28</sup> Klaus Mann: Der Streit um André Gide. In: Klaus Mann: Prüfungen a. a. O. S. 117. In

seinem Buch über André Gide diskutiert Klaus Mann das Problem der moralischen Verantwortung des „Ästheten“ durchgängig, besonders aber im Kapitel *Zucht und Freiheit* (Klaus Mann: André Gide und die Krise des modernen Denkens a. a. O., S. 248 bis 281).

<sup>29</sup> Thomas Mann an Klaus Mann vom 3. Dezember 1936. In: Klaus Mann: Briefe und Antworten I a. a. O., S. 274.

<sup>30</sup> Klaus Mann: The Turning Point. Thirty-five years in this century, 1942. London 1944. S. 223.

<sup>31</sup> Ralph-Rainer Wuthenow: Muse, Maske, Meduse. Europäischer Ästhetizismus. Frankfurt/M. 1978, S. 262.

<sup>32</sup> Ebd. S. 103 bis 130; S. 200 bis 270 zu George, Hofmannsthal und Heinrich Mann.

<sup>33</sup> Schlüsselfunktion hat für Klaus Mann in dieser Hinsicht die Auseinandersetzung mit Gottfried Benn. An seiner Entwicklung war für Klaus Mann zu lernen, daß Form-Kult und antizivilisatorische Kritik „ohne den Willen zum Humanismus“ zur Apologie rechter Gewalt verkannt (Klaus Mann: Gottfried Benn. Die Geschichte einer Verirrung a. a. O., S. 190). Das positive Gegenbeispiel bildet hier Heinrich Mann, daneben Gide.

<sup>34</sup> Zum Künstler- und Komödiantenbegriff des jungen Heinrich Mann, insbesondere auch zu den Einflüssen Nietzsches vgl. Klaus Schröter: Anfänge Heinrich Manns. Zu den Grundlagen seines Gesamtwerkes. Stuttgart 1965, S. 91 bis 115. Zum Umschlag des Ästhetizismus in ästhetischen Moralismus vgl. ders.: Heinrich Mann. Reinbek b. Hamburg 1967, S. 58ff.

<sup>35</sup> Klaus Mann an Katia Mann vom 8. Februar 1936. In: Klaus Mann: Briefe und Antworten I a. a. O., S. 251. — <sup>36</sup> Michael Nerlich a. a. O., S. 82.

<sup>37</sup> Zu den Veränderungen der Positionen Heinrich Manns im Exil vgl. Werner Herden: Geist und Macht. Heinrich Manns Weg an die Seite der Arbeiterklasse. Berlin und Weimar 1971 mit der Tendenz freilich, die Pole Geist und Macht allzu widerspruchsfrei auf der Ebene historischer Praxis zu versöhnen. Zur Position des späten Heinrich Mann vgl. Christian Fritsch: „Kenner bemerkten: die Mode von 1910“. Heinrich Manns Spätroman *Der Atem*. In: Christian Fritsch/Lutz Winckler Hrsg.: Deutschlandbild und Faschismuskritik im Exilroman Berlin (West) 1981, S. 191–219.

<sup>38</sup> Heinrich Mann: Der Untertan. Hamburg 1964, S. 306. Zum Problem Michael Nerlich a. a. O., S. 29 bis 89, insbes. S. 85.

<sup>39</sup> Michael Nerlich a. a. O., S. 39. Ralph-Rainer Wuthenow a. a. O., S. 47f, 264f. Zu einigen sozialgeschichtlichen Zusammenhängen der gesellschaftlichen Randgruppenexistenz und des Außenseiterstatus des Künstlers vgl. Helmut Kreuzer: Die Boheme. Analyse und Dokumentation der intellektuellen Subkultur vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Stuttgart 1972<sup>2</sup>. S. 154ff, 226ff, S. 336ff. Zur Verehrung des unpolitischen Verbrechers.

<sup>40</sup> Klaus Mann: Symphonie Pathétique. Ein Tschaikowsky-Roman. Reinbek b. Hamburg 1981, S. 124.

<sup>41</sup> Für Klaus Mann bleibt die Einsamkeit des Künstlers, auch wenn er sie mit moralischen und politischen Argumenten kritisiert und zeitweise suspendiert, letztlich unaufhebbar und eigentlich kunstkonstitutiv. Angesichts der Bedrohung durch den Faschismus, aber auch in Phasen revolutionären Umbruchs der Gesellschaft soll der Künstler sich den öffentlichen Aufgaben nicht entziehen, Einsamkeit nicht als gesellschaftliches Privileg beanspruchen. In den *Notizen aus Moskau* fordert Klaus Mann die Einsamkeit des Künstlers jedenfalls für die sozial befreite Gesellschaft zurück. (Klaus Mann: Notizen aus Moskau a. a. O., S. 119ff).

<sup>42</sup> Klaus Mann: The Turning Point a. a. O., S. 223.

<sup>43</sup> Klaus Mann: Der Wendepunkt a. a. O., S. 357.

<sup>44</sup> Georg Lukács spricht von der „offen kämpferische(n) literarische(n) Ausdrucksweise“ der Satire (Georg Lukács: Zur Frage der Satire. In: Georg Lukács: Probleme des

Realismus I. Werk Bd. 4. Darmstadt und Neuwied 1971, S. 87). Grundsätzlich zur Satire Jürgen Brummack. Zu Begriff und Theorie der Satire. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte (1971) Sonderheft S. 275 bis 377.

<sup>45</sup> Georg Lukács: Der Kampf zwischen Liberalismus und Demokratie im Spiegel des historischen Romans der deutschen Antifaschisten. In: Georg Lukács: Essays über Realismus. Berlin 1948, S. 89.

<sup>46</sup> Wenn Lukács zwei Formen der Satire soziologisch unterscheidet: eine, die ihren Gegenstand gleichsam von außen („eine Klasse von der anderen aus“) und eine, die ihren Gegenstand von innen her („Selbstkritik einer Klasse“) kritisiert, so wird hier davon ausgegangen, daß außen und innen, Gesellschaftskritik und Selbstkritik in beiden Formen sich durchdringen (Georg Lukács: zur Frage der Satire a. a. O., S. 99).

<sup>47</sup> Zur Typologie antifaschistischer Satire vgl. Uwe Naumann: „Preisgeben, vorzüglich der Lächerlichkeit“. Zum Zusammenhang von Satire und Faschismus. In: Christian Fritsch/Lutz Winckler Hrsg.: Faschismuskritik und Deutschlandbild im Exilroman. Berlin (West) 1981, S. 103–118.

<sup>48</sup> Klaus Mann: Der Wendepunkt a. a. O., S. 270f. – <sup>49</sup> Ebd. S. 265f.

<sup>50</sup> Klaus Mann: Gottfried Benn. Die Geschichte einer Verirrung. a. a. O., S. 192.

<sup>51</sup> Ebd. S. 189. – <sup>52</sup> Ebd.

<sup>53</sup> Gert Mattenklott: Homosexualität und Politik bei Klaus Mann. In: Sammlung 2 (1979), S. 35.

<sup>54</sup> Dies registriert Klaus Mann in der *Selbstanzeige*, wenn er von der Doppelanstrengung spricht, im Roman die polemische Konzeption mit einer individualisierenden Darstellungsweise zu verbinden. (Klaus Mann: *Selbstanzeige: Mephisto* a. a. O., S. 53).

<sup>55</sup> Hermann Kesten spricht in seinem Brief vom 15. November 1935 ursprünglich auch vom „Roman eines homosexuellen Karrieristen im dritten Reich“ (a. a. O., S. 238). – Wilhelm Reichs 1933 erschienene Analyse *Massenpsychologie des Faschismus* verwies eher grundsätzlich auf die Folgen der Sexualunterdrückung und -hemmung für die Herausbildung „autoritätsfürchtig(en)“ Verhaltens, militärischen „Sadismus“ und „politische(r) Reaktion“ (Amsterdam 1934<sup>2</sup> [Nachdruck], S. 50, 53). Erich Fromm stellt mit dem „autoritär-masochistischen Charakter“ ein zentrales Syndrom faschistischen Verhaltens vor (Erich Fromm: Autorität und Familie. Sozialpsychologischer Teil (1936). In: Marxismus und Psychoanalyse. Sexpol 1 Hrsgg. von Hans-Peter Gente. Frankfurt 1970. S. 251 bis 306, insbes. S. 280ff) Fromms Darstellung des autoritär-masochistischen Charakters mit seinen aus der Ich-Schwäche resultierenden Selbstzweifeln und Selbstvorwürfen, seiner Neigung zur Unterwerfung unter ein mächtiges Über-Ich kennzeichnet sehr genau die psychologische Struktur, nach der die literarische Figur des Höfgen modelliert ist.

<sup>56</sup> In *Homosexualität und Faschismus* (In: Klaus Mann: Heute und Morgen a. a. O., S. 130 bis 137) registriert Klaus Mann betroffen das „Mißtrauen und (die) Abneigung gegen alles Homoerotische, die in den meisten antifaschistischen und in fast allen sozialistischen Kreisen einen starken Grad erreicht haben“ (S. 130). Gemeint ist damit sowohl die Einführung entsprechender Strafgesetze in der Sowjetunion als auch Tendenzen der Linken, „die Homosexualität und den Faschismus miteinander zu identifizieren“ (ebd.). Es erscheint heute fast banal, war damals aber für den exilierten Antifaschisten überlebensnotwendig, wenn Klaus Mann demgegenüber die Homosexualität als „eine Liebe wie eine andere auch, nicht besser, nicht schlechter“ (S. 134) verteidigte und im übrigen auf einer politischen Faschismuskritik bestand.

<sup>57</sup> Gert Mattenklott a. a. O., S. 33. Neben Benn ist hier trotz der von Klaus Mann durchgängig betonten Differenzen Ernst Jünger zu erwähnen. Vgl. Armin Kerker: Ernst Jünger – Klaus Mann. Gemeinsamkeit und Gegensatz in Literatur und Politik. Zur Typologie des literarischen Intellektuellen. Bonn 1984.

<sup>58</sup> Georg Lukács: Zur Frage der Satire a. a. O., S. 106.

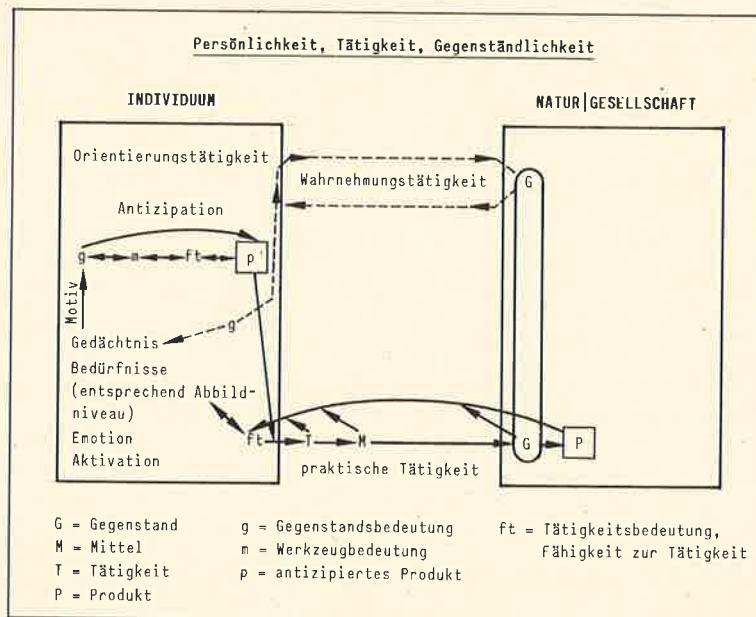
## Wolfgang Jantzen Kulturelle Bedürfnisse –

### Versuch der Klärung einiger psychologischer Grundbegriffe

In den folgenden Ausführungen möchte ich einige Zusammenhänge der Entwicklung kultureller Bedürfnisse ansprechen, die in der bisherigen Diskussion m. W. keine Rolle gespielt haben. Dabei schließe ich sowohl an Überlegungen von Leontjew an wie an eine unlängst publizierte eigene Arbeit über „Arbeit, Tätigkeit, Handlung, Abbild“, setze die Kenntnis des kritisch-psychologischen Beitrages zur Bedürfnistheorie durch Ute Holzkamp-Osterkamp voraus, die menschliche Bedürfnisse als im wesentlichen produktive Bedürfnisse bestimmt, und verfolge die zentrale These, daß jeder Zugang zur Bedürfnisproblematik fehlgehen muß, der nicht den Zusammenhang von Bedürfnissen und Abbildniveau in den Mittelpunkt stellt. Um diese These verfolgen zu können, muß ich zunächst einige Zusammenhänge rekapitulieren, die von der kulturhistorischen Schule der sowjetischen Psychologie bzw. deren Fortführung innerhalb verschiedener Ansätze in der Bundesrepublik Deutschland erarbeitet wurden. Um die Frage nach den Spezifika menschlicher Bedürfnisse zu beantworten, muß man an der „Ringstruktur“ der menschlichen Tätigkeit (Leontjew, 1979) ansetzen, d. h. den Zusammenhang Persönlichkeit (Bewußtsein) – Tätigkeit – Gegenständlichkeit klären, eine Frage, die ihrerseits in allen Dimensionen des Gegenstandes nur historisch entwickelbar ist. Vorausgesetzt ist ein Verständnis der Entwicklung des Psychischen als Resultat und Voraussetzung der gegenständlichen Tätigkeit, das der Einheit und Verschiedenheit von Naturgeschichte, Gesellschaftsgeschichte und Individualgeschichte umfassend Rechnung trägt. In diesem Verständnis skizziere ich einige Momente der psychischen Struktur der Menschen in ihrer allgemeinen Form, um sodann ihre historische Gewordenheit aufzugreifen und mit der Problematik kultureller Bedürfnisse zu vermitteln. Ausgangspunkt des psychologischen Verständnisses ist die in der 6. These über Feuerbach zum Ausdruck gebrachte Vorstellung, daß das menschliche Wesen kein inneres Abstraktum, sondern in seiner Wirklichkeit das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse sei (Marx 1969), der Reichtum der Psyche, der Tätigkeit, der Bedürfnisse zu begreifen ist in dem möglichen absoluten Herausarbeiten der schöpferischen Anlagen der Menschen „ohne andere Voraussetzungen als die vorhergegangene historische Entwicklung“, wo Menschen sich nicht in ihrer Bestimmtheit reproduzieren, sondern ihre Totalität produzieren (Marx o. J. S. 387). Die Vermittlung von menschlichem Wesen und konkremem Individuum geschieht über die Herausarbeitung der Individualität und Persönlichkeit durch die gesellschaftlich-gegenständliche Tätigkeit. Dabei ist die Struktur der menschlichen Tätigkeit von ihrer entfalteten Form her zu begreifen, von der Fähigkeit und Notwendigkeit zur gesellschaftlichen Arbeit. Arbeit im allgemeinen Sinne, gemäß deren Struktur die Herausbildung menschlichen Denkens, die Entwicklung der sinnlich-praktischen Tätigkeit auf eine Steuerung durch je höhere Abbildniveaus zu verstehen ist, ist nach Marx die Einheit von Antizipation des Produktes im Kopf mit der werkzeuggebrauchenden und (werkzeug)produzierenden Tätigkeit.

Folgen wir in Kürze den Erörterungen im 5. Kapitel des *Kapitals*:

„Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff als eine Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt, verändert er zugleich seine eigene Natur. Er entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eigenen Botmäßigkeit“ (S. 192). Diese bestimmt sich durch sein Wissen über die gesetzmäßigen Zusammenhänge zwischen ihm und dem Gegenstand in der produktiven Tätigkeit. Dieses Verhältnis selbst, als „Arbeit in einer Form, wie sie dem Menschen ausschließlich angehört“ (S. 193), analysiert Marx nunmehr wie folgt: „Was aber von vornherein den schlechten Baumeister von der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also schon ideell vorhanden war“ (S. 193). Es werden also im Kopf die einfachen Momente des Arbeitsprozesses (Tätigkeit, Mittel, Gegenstand) in der geistigen Tätigkeit vorweggenommen, wobei im Prozeß der individuellen Konsumtion der Produzent selbst Produkt ist, im Prozeß der gesellschaftlichen Produktion ein vom Produzenten unterschiedenes Resultat Produkt ist (S. 198). „Im Arbeitsprozeß bewirkt also die Tätigkeit des Menschen durch das Arbeitsmittel eine von vornherein bezweckte Veränderung des Arbeitsgegenstandes. Der Prozeß erlischt im Produkt“ (S. 195).



Dabei darf freilich nicht dem Mißverständnis aufgesessen werden, die Tätigkeit der produktiven Antizipation von der Tätigkeit insgesamt zu lösen. Sie ist vielmehr die Verlagerung der drei einfachen Momente des Arbeitsprozesses auf die (individuell-amodale) Abbildebene. Gegenstand, Mittel und Tätigkeit werden auf dieser in der Orientierungstätigkeit problembezogen miteinander vermittelt. Das Ergebnis ist die Antizipation des Produkts.

(Die nebenstehende Abbildung faßt diese Überlegungen zusammen.) Verdeutlichen wir uns diesen Prozeß am praktischen Beispiel. In die Antizipation eines Baumeisters, der aus Marmor ein sechseckiges Fenster baut, gehen, bevor er sich bereit erklärt, in diesen Prozeß einzutreten, folgende Momente ein: Die Konfrontation mit dem Gegenstand, z. B. Erstellung einer Kirche und in diesem Kontext Erstellung eines bestimmten Fensters unter den historisch üblichen Erwartungen und sozialen Kontexten. Wird dieser Gegenstand zum Motiv für den Tätigen, so wird er potentieller Baumeister, indem er in der Orientierungstätigkeit die Vermittlung folgender Momente überprüft: 1. seine Fähigkeiten zur Tätigkeit (soweit diese schlecht sind, er sie aber für gut einschätzt), 2. die notwendigen Arbeitsmittel (sowohl die er unmittelbar auf den Gegenstand ansetzt, wie Hammer und Meißel am Marmor, wie auch die über seine Gehilfen in der Kooperation vermittelten, die er arbeitsteilig nicht alle beherrschen braucht, wohl aber bei der Vorwegnahme des Produkts im Kopf mit einplanen muß), 3. die Eigenschaften des Gegenstandes jenseits seiner sinnlich wahrnehmbaren Oberfläche (also z. B. ob es die Qualität des äußerlich verdorben erscheinenden Marmorblocks Michelangelo gestattet, den David aus diesem zu gestalten). Ergibt der Prozeß der Orientierungstätigkeit auf der Ebene des Abbilds die Möglichkeit der Produkterstellung, so erfolgt deren Wirklichkeit im Prozeß der Arbeit selbst. Hier erweist sich die Angemessenheit der Antizipation und verändert sich der Arbeiter selbst, sofern unangemessene Momente der Antizipation bestanden, insofern er diese in der Arbeit selbst als Widerstände erfährt, die aus der Unangemessenheit seiner Fähigkeiten, seiner Werkzeuge oder Kooperationspartner oder der Eigenschaften des Gegenstandes im Prozeß der Produktion resultieren und ihn zur Modifikation der Wechselverhältnisse dieser einfachen Momente des Arbeitsprozesses zwingen.

Wenn also die Antizipation des Produktes scheinbar unmittelbar auftritt, so zeigt doch die Untersuchung ihrer Genese, daß dem ein langer Prozeß des Aufbaues sinnlich-praktischer Tätigkeit und der Verkürzung von äußeren Handlungen zu geistigen Operationen vorausgeht. Dabei muß konstatiert werden, daß sich Gegenstände, Mittel und Tätigkeit in der Orientierungstätigkeit auf der Ebene des Abbildes in doppelter Weise gesellschaftlich konstituieren: in der Gegenstandsbedeutung (besser: Produktbedeutung) der durch die sinnlich-praktische Tätigkeit erschlossenen Produktions- und Verkehrsformen ebenso wie in den Symbolbedeutungen der Sprache, die in allgemeiner Form Träger gesellschaftlicher Bedeutungen ist. Ein weiteres mögliches Mißverständnis ist auszuräumen: Abbilder sind keine Bilder sondern subjektive, vorgreifende Widerspiegelung der gegenständlichen Zusammenhänge der Welt.

Leontjew (1981) stellt die These auf, daß die Welt als solche amodal, nicht-

sinnlich ist. Durch die Sinnlichkeit (die Modalität) hindurch ist das Psychische eine subjektive Rekonstruktion und antizipatorische Konstruktion der objektiven Eigenschaften der gegenständlichen Welt im Abbild. (Leontjew führt diesen Gedanken nur auf menschlichem Niveau aus und spricht hier von einer 5. „Quasi“-Dimension jenseits der Sinnlichkeit von Raum und Zeit.) Dieser Gedanke lässt sich ausführlich an den Forschungen zum Begriffsaufbau bei blinden, tauben oder auch taubblinden Menschen belegen. Ich zitiere, um das Verhältnis von Modalität und Amodalität zu verdeutlichen, aus dem Bericht von Sergej Sirotkin „Die Welt des Blindtaubstummen“ (1976) exemplarisch folgende Stelle: „Der Sehend-Hörende kann sich beispielsweise einen Tisch in beliebiger Farbe, Form oder künstlerischer Gestaltung vorstellen, der Blindaube warm oder kalt, rauh oder glatt . . . Doch weder die Sehend-Hörenden noch die Blindauben werden den Tisch mit den Beinen nach oben kehren oder ihm eine weiche Oberfläche geben, denn damit würde man das Wesen des realen Tisches, seine Fähigkeit, Geschirr, Bücher usw. zu tragen und einen Arbeitsplatz für den Menschen zu sein, verletzen“ (S. 225). Stimmt man Leontjews These zu, so ist es notwendig, die Genese des Abbildes auf diesem Niveau zu untersuchen, sie historisch zu entwickeln: Denn diese These setzt einerseits Amodalität des Abbildes als Voraussetzung des Psychischen schlechthin, andererseits wird in der Orientierungstätigkeit auf der Ebene des Abbildes erst beim Menschen jene 5. „Quasi“-Dimension erreicht, die zusammenfällt mit dem, was Leontjew an anderer Stelle (1973, 1979) „Bewußtsein“ nennt. Bewußtsein setzt voraus die Lösung der einfachen Momente des Arbeitsprozesses von der Sinnlichkeit, ihre operative Verknüpfung im Denken, und ihre Rückführung in der Antizipation des Produktes in die Sinnlichkeit.

Diese insoweit für den Leser noch sehr abstrakten und komplizierten Überlegungen sollen im folgenden nunmehr konkretisiert werden, indem gezeigt wird, wie der aufgewiesene Widerspruch zu lösen sein könnte, und wie mit der Entwicklung der Abbildniveaus nicht nur das Psychische allgemein jeweils qualitativ andere Formen und Inhalte annimmt, sondern zugleich auch jeweils neue Bedürfnisse geschaffen werden und auf ihre Realisierung drängen. Voraussetzung aller Lebendigen sind vorgreifende Widerspiegelung und Tätigkeit. Auf elementaren Niveaus der psychischen Entwicklung erfolgen Widerspiegelung und Steuerung der Tätigkeit jedoch in stammesgeschichtlich festgelegten amodalen Abbildsstrukturen, festgelegt in Erbkoordinationen, die nach dem Schlüssel-Schloß-Prinzip in Gang gesetzt werden.

Angeborene Schemata sichern auf diesem Niveau vorrangig die Erhaltung des Individuums und der Gattung, d. h. die Individuen selbst sind aufgrund ihrer biologischen Organisationshöhe noch nicht zu einer individuell erworbenen amodalen Realitätsdifferenzierung in der Lage, die wir auf menschlichem Niveau dann als Arbeit vorfinden. So bewirken stammesgeschichtlich festgelegte Mechanismen die Kommunikationsfähigkeit der Grille im Lock- und Werbegesang ebenso wie die Reaktion des Sichlings (Aggression) auf die rote Farbe des rivalisierenden Männchens usw. wie später bei teilweiser Öffnung, daß kleine Enten nicht nur auf Konrad Lorenz geprägt werden können, sondern sich auch gegenüber anderen bewegten Gegenständen wie Luftballon

oder Lokomotive wie ansonsten gegenüber dem Muttertier verhalten, eine Tätigkeitsform, die bei keinem Säugetier mehr zu finden ist. Bereits vor dem Reptilien-Säugetier-Übergangsfeld erfolgt hier eine gewisse Modifikabilität durch die in zahlreichen Modalitäten entwickelten Sinnesorgane mit z. T. sehr hohem Auflösungsvermögen. Die Indikatoren für die Einlösung der stammesgeschichtlich festgelegten sinnlich-vitalen Bedürfnisse werden in immer komplizierteren Umwelten gelernt (habituiert). Sie werden freilich nur in den Kontext der Erbkoordinationen selbst eingetragen (Piaget würde hier von einer ausschließlichen Assimilierung in vorhandene kognitive Schemata sprechen, die durch Adaptation nicht umorganisierbar sind). Ergebnis: Die situativen Besonderheiten werden nicht als Merkmale der Gegenstände selbst sondern des vergegenständlichten sinnlich-vitalen Bedürfnisses nach Nahrung, sexueller Paarung, Eiablage usw. abgebildet. Leontjew (1973) verdeutlicht dies an einem Lernexperiment mit Fischen. Diese lernten auf dem Weg zur Nahrung ein Hindernis zu umschwimmen. Nach Wegnahme des Hindernisses schwammen sie zunächst den Umweg weiter. Sie hatten also kein getrenntes amodales Abbild des Gegenstandes aufgebaut, sondern das Hindernis als Bestandteil der Nahrung abgebildet, also als modalitätsspezifische Fixierung des in der Erbkoordination amodal fixierten Nahrungsabbildes, das wir, wie oben erörtert, nicht als Bild, sondern vorgreifende Widerspiegelung betrachten dürfen.

Dieses bisher gekennzeichnete Niveau, auf dem Festgelegtheit der Tätigkeit (des Verhaltens) gegenüber Modifikabilität vorwiegend, wo sinnlich-vitale Bedürfnisse vorrangig sind, das Niveau der perzeptiv-sensorischen Psyche (vergl. Jantzen, 1981), wird aufgebrochen im Übergang zu den Säugetieren und zur operativ-perzeptiven Psyche umorganisiert. Hier kommt es erstmals zum Aufbau selbständiger Handlungen, die den objektiven Eigenschaften der Gegenstände Rechnung tragen; die ersten individuellen amodalen geistigen Operationen entstehen. Wiederum ein Beispiel: Unsere Katze hatte gelernt, ein Flummi-Bällchen (also einen sehr stark hüpfenden kleinen Vollgummiball) im Maul die Treppe hochzutragen, herunter hüpfen zu lassen und wieder hochzutragen.

Sie hatte also die gegenständlichen Eigenschaften des Bällchens über ein angeborenes Schema des Fangens und Haschens, wie sie es z. B. bei Mäusen verwendet (deren Fangen sie auch erst lernen muß!), zu lernen und in einer getrennten Operation auszudifferenzieren. Auf diesem Wege wurde ein neues kognitives Schema aufgebaut (akkommodiert). Die Katze hatte also vermittelt über ihr Tätigkeitsbedürfnis eine amodale Eigenschaft des Bällchens erschlossen jenseits der unmittelbar wahrnehmbaren Sinnlichkeit: groß klein, blau rot und damit eine Klasse von Gegenständen als für ihre Tätigkeit bedeutsam ausdifferenziert, d. h. ihr Bedürfnis auf einen Gegenstand gerichtet, der für sie eine objektive Bedeutung aufgrund seiner zunächst außerhalb der Psyche der Katze gegebenen Eigenschaften erlangt hatte. Er trennt sich aufgrund dieser Eigenschaften von Mäusen, Vögeln oder Eidechsen, die die Katze fangen lernt, ebenso wie von Steinchen oder Glaskugeln oder luftgefüllten Gummibällen, die nicht die gleichen Eigenschaften des Springens besitzen.

Ohne weitere Beispiele heranzuziehen, die auf Säugetierniveau zahlreich das hier erreichte Abbildniveau belegen, nämlich individuell amodale Gegenstandsabbilder, Gegenstandsbedeutungen aufzubauen zu können, wollen wir festhalten, daß zugleich und als Voraussetzung wie Folge ein neuer Bedürfnistyp auftritt und für das Lernen der Säugetiere die führende Rolle übernimmt: Explorations- und Neugierbedürfnisse. Und bereits hier gilt: Wie das Bedürfnis (materiell abgesichert durch neue Formen der Hirnorganisation) seinen Gegenstand hervorbringt (z. T. als echte Neubildung, so z. B. das Ballspiel unserer Katze), so bringt der einmal abgebildete Gegenstand das Bedürfnis hervor. Freilich in situativ festgelegten emotionalen Kontexten, ohne die Entwicklung von Bewußtsein im Sinne der von Leontjew benannten 5. „Quasi“-Dimension, aber doch als echte Neubildung.

Bei den subhumanen Primaten als höchster vormenschlicher Stufe der Säugetierentwicklung finden wir dann im „Stadium des Intellektes“ (Leontjew, 1973) ein neues Abbildniveau, das gekennzeichnet ist durch das Freiwerden der Werkzeugbedeutungen, wie in Köhlers Affenexperimenten zum „Lernen durch Einsicht“ erstmals belegt wurde. Ein Schimpanse hat zwei unterschiedliche Operationen gelernt: Eine Banane mit einem Stock in den Käfig zu holen sowie zwei Stöcke zusammenzustecken. Er erhält die Aufgabe, eine Banane zu holen, die er mit dem im Käfig verfügbaren Stock nicht erreichen kann, zugleich liegt in Reichweite des ersten Stockes außerhalb des Käfigs ein zweiter Stock. Der Affe „überlegt“ einige Zeit, holt dann den zweiten Stock mit dem ersten Stock, steckt beide Stöcke zusammen und holt die Banane. Die Gegenstandsbedeutung des Stockes konnte also von der Gegenstandsbedeutung der Banane im Abbild völlig getrennt werden (freilich nur insofern beide zugleich optisch präsent waren), indem zunächst eine Handlung zur Herstellung adäquater Eigenschaften des Stockes antizipiert wurde und dann erfolgte (Zusammenstecken).

Beide gegenständlichen Operationen werden nun auf der Abbildebene zum Mittel ihrer wechselseitigen Untersuchung: Die Relation zwischen Stocklänge und Entfernung der Banane zum Mittel, Stöcke in ihrer Länge zu untersuchen, die bisher erfahrenen Längenunterschiede von Stöcken wie die Möglichkeit ihrer Manipulierbarkeit zum Mittel der Antizipation, diesen und nur diesen Stock zur Lösung der Aufgabe auszuwählen bzw. ihn durch Zusammenstecken zweier entsprechend vorbereiteter Stöcke selbst herzustellen.

Da die Antizipation der Gegenstands- und Werkzeugbedeutungen noch situationsabhängig, emotional eingebunden bleibt, obgleich es sich hier bereits um „echte Abstraktionen“ (Leontjew, 1979, S. 43) handelt, werden Werkzeuge situativ genutzt, die Anwendung der Werkzeugbedeutung bleibt ohne Werkzeugproduktion gegenständlich beschränkt. Diese Beschränkung erfolgt aber kommunikativ nicht im gleichen Umfang, insofern als die vielfältige und umfängliche Imitation sozialer Werkzeugbedeutungen in den Affenhorden möglich wird. In diesem Zusammenhang wären die differenzierten Sozialbeziehungen der höchsten Primaten zu untersuchen.

Hier interessierte uns die schrittweise Konstitution der Abbildniveaus über individuell-amodale Gegenstandsbedeutungen zu individuell-amodalen Werkzeugbedeutungen und beim Menschen dann zur individuell amodalen Tätig-

keitsbedeutung (und Ich-Bedeutung im Sinne des Aufbaues eines reflexiven Ichs) deshalb, da in gleicher Weise sich in der frühen menschlichen Ontogenese Abbildniveaus und Bedürfnisse aufbauen. Mit dem Übergang von der nach der Geburt vorwiegenden perzeptiven Tätigkeit zur manipulierenden Tätigkeit kommt es zwischen viertem und zwölftem Lebensmonat allmählich zur Herausbildung von Gegenstandsgebrauch und mit dem Auftreten der ersten Objektbeziehungen (nach Spitz im Alter vom acht Monaten; vergl. Metcalf, 1979) zu Gegenstandsbedeutungen, sowie in der gegenständlichen Tätigkeit (von ca. zwölf Monaten bis zum Übergang zur dominierenden Tätigkeit des Spiels im Alter von knapp drei Jahren) zum Aufbau der Werkzeugbedeutungen. Entsprechend ist für Spitz der dritte Organisator, die Herausbildung von „Ja“ und „Nein“ bzw. die sechste Stufe der sensomotorischen Intelligenz bei Piaget das Lernen durch Einsicht. Bevor nun der allgemeine Arbeitsbegriff zur Kennzeichnung des Abbildniveaus herangezogen werden kann, ist stammesgeschichtlich der Übergang zur Antizipation der eigenen Tätigkeiten und des eigenen Ichs als Träger der Fähigkeiten erforderlich, der jenen vorzeitlichen Jäger, der seinen Speer dauerhaft mit sich herumschleppt, von jedem Schimpanse unterscheidet, der Stöcke gelegentlich als Werkzeug benutzt. Jener Jäger erfaßt vermittelt über die Werkzeuge seine Tätigkeitsformen, also den Speer werfen zu können, amodal und trennt sie von den eigenen, im reflexiven Ich ebenfalls amodal erfaßten Bedeutungen seiner emotionalen Zustände, so daß er auch in Situationen, wo ihm das Werkzeugtragen zur Last wird, aufgrund der Antizipation des späteren produktiven Gebrauchs es nicht wegwirft (!).

Einen entsprechenden Übergang finden wird ontogenetisch in der Herausbildung der Tätigkeitsbedeutungen (vierter psychischer Organisator nach Spitz ist der Bericht über eigene Träume im Alter von 24 Monaten) und des reflexiven Ich-Begriffs (etwa gegen Ende des dritten Lebensjahrs; vergl. Elkonin, 1980, S. 244 ff.), der den Übergang zur dominierenden Tätigkeit des Spiels und das endgültige Verlassen der sensomotorischen Phase der Tätigkeit bedeutet: Zunächst haben die eigenen Tätigkeiten die gleiche Bedeutung wie die gegenständlichen Werkzeuge oder die Sprache: Werkzeug zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse zu sein. Allmählich differenzieren sich zwei Klassen von Werkzeugen: Die äußerlich-materiell in Form von Kooperationspartnern oder Gegenständen vorgefundenen und die eigenen Tätigkeitsformen, die diese Werkzeuge bezogen auf den Gegenstand in Gang setzen können. Man könnte auch sagen: Es entwickeln sich Werkzeugbedeutungen zweiter Ordnung, indem die eigenen Tätigkeitsformen nunmehr als Klasse von Werkzeugen gesonderte Bedeutung erlangen. Dies geschieht insbesondere durch die sprachliche Markierung der eigenen Tätigkeiten, die damit auch in Vergleich gesetzt werden können zu den Tätigkeiten anderer Menschen. Geleitet durch den Begriff von einer Tätigkeit: Kochen, bauen, backen, Puppe anziehen usw., werden die eigenen Tätigkeiten als von den Werkzeugen unterschiedene Klasse von Bedeutungen erworben: So bestimmen z. B. nicht die Wechselverhältnisse von Bauklotz und Hammer mehr alleine, was bauen und hauen ist, also ob der Hammer auf dem Bauklotz zu liegen kommt oder auf ihn gehauen wird bzw. umgekehrt, sondern der Tätigkeitsakt selber, in dem das Auflegen

des einen Gegenstandes auf den anderen zum Bauen wird und das rasche Einschlagen zum Hauen. Im Bereich der so markierten Tätigkeitsbedeutungen baut das Kind im Vergleich seiner eigenen Fähigkeiten mit denen anderer Menschen nunmehr allmählich einen komplexen Begriff seiner gesamten Fähigkeiten zur Tätigkeit auf, im Rahmen dessen es ab einem bestimmten Punkt sich nicht lediglich als Vollstrekker unterschiedlicher Tätigkeiten mit einem sozial vorgefundenen Namen (Hans, Anna usw.) in den verschiedenen Tätigkeitsformen ( . . . baut, haut usw.) kennzeichnet, sondern sich selbst als einheitlich, als „Ich“ begreift. Sein „fragmentarisches Weltbild“ (Piaget) wandelt sich somit zu einem „ich-zentrierten“. Indem es sich als ganzes sieht, vermag es nunmehr auch sich als ganzes im Vergleich zu anderen Menschen zu sehen und damit den Bedeutungen der Tätigkeit der anderen Menschen nachzuspüren.

Die Schaffung des neuen Abbildniveaus, gekennzeichnet im Freiwerden der amodalen Tätigkeitsbedeutung und dann der amodalen Bedeutung des Ichs bewirkt den Übergang von Explorations- und Neugierbedürfnissen zu produktiven Bedürfnissen, d. h. die nunmehr getrennt von den eigenen Fähigkeiten wahrgenommenen Bedeutungen in Sprache, Produktion, Zirkulation und Konsumtion sich umfassend anzueignen. Dies geschieht zunächst und vorrangig durch Nachahmung und Spiel, in dessen Zentrum die semantische Aneignung des Sozialerbes steht.

Wir gelangen damit zugleich zu jenem Punkt, wo die „erste Geburt der Persönlichkeit“ (die zweite wäre in der Pubertät anzusetzen; vergl. Leontjew, 1979, S. 201) erfolgt. Aufgrund der Antizipation von Gegenstands-, Werkzeugs-, Tätigkeitsbedeutungen wie des eigenen Ichs auf der Ebene des sozial vermittelten individuell-amodalen Abbildes in der Orientierungstätigkeit trennen sich persönliche Sinnhaftigkeit und gesellschaftliche Bedeutung: Tätigkeit der anderen Menschen, Sprache, Produktionsprozesse, Kommunikations- und Lebensformen usw. treten als vom eigenen Ich getrennt wahrgenommene ins Blickfeld ein, deren Bedeutungen im Spiel, später im (schulischen) Lernen und schließlich in der Arbeit erst dechiffriert und als Begriff, als Mittel der individuellen Lebensgestaltung und -entfaltung in die persönliche Sinngebung integriert werden müssen. Dabei treten eine Vielzahl von Problemen und möglichen Brüchen auf, deren Grundlagen durchaus bereits in pathologischen Lern- und Lebenssituationen auf früheren Abbildniveaus entstanden sein können. Es ist unmöglich, diese Probleme hier auch nur annähernd zu skizzieren. Vielmehr will ich einen Gedankengang von Leontjew aufgreifen, der mir in den Kern unserer Problematik zu führen scheint. Leontjew (1979, S. 149) macht darauf aufmerksam, daß unter den Bedingungen des ideologischen Kampfes in der Klassengesellschaft der persönliche Sinn keine ihn adäquat verkörpernden objektiven Bedeutungen finden kann und dann gleichsam in fremder Kleidung zu leben beginnt: „Dies schafft auch die Möglichkeit, in sein Bewußtsein entstellte oder phantastische Vorstellungen und Ideen hineinzutragen und dabei auch solche aufzudrängen, die in der realen, praktischen Lebenserfahrung keinerlei realen Boden finden. Dieses Boden beraubt, offenbaren sie im Bewußtsein des Menschen ihre Unsicherheit; indem sie zu Stereotypen werden, sind sie gleichzeitig, wie alle Stereotypen, zum

Widerstand fähig, so daß sie nur durch eine ernsthafte Konfrontation mit dem Leben zerstört werden können. Aber auch ihre Zerstörung führt nicht zur Beseitigung der Desintegriertheit und Inadäquatheit des Bewußtseins, sie führt an und für sich zu einer Entleerung, die zu einer psychischen Katastrophe werden kann.“

Was Leontjew hier in allgemeiner Form ausspricht, bedeutet z. B. in Einzelbereichen folgendes:

– Arbeiter, konfrontiert mit der ideologischen Formel der „Sozialpartnerschaft“ aufgrund einer langen Vorgeschichte klassenspezifischer Indoctrination in der Schule usw. verstehen hierunter ein faires und anständiges Verhalten der Kapitalisten gegenüber den Arbeitern, wie es aufgrund der Formel „Partnerschaft“ ihnen selbst im alltäglichen Umgang selbstverständlich ist. Und da der Klassenwiderspruch durch Formeln dieser Art aus den Köpfen eliminiert ist, führt zwar dann die Arbeitslosigkeit oder fristlose Kündigung zur jähren Desillusionierung, zur Zerstörung des Stereotyps, aber eben nicht zum adäquaten Bewußtsein, viel eher zur psychologischen Katastrophe.

– Erziehung, die in der dominierenden Tätigkeit des Spiels Vorrang legt auf die sozial üblichen Formen dieses Altersabschnitts statt inhaltliche Dimensionen zu entfalten, z. B. „mach dich nicht schmutzig“, „sprich anständig“, „so redet man nicht mit Erwachsenen“, „so etwas macht ein Mädchen nicht“, „ein Junge weint nicht“, setzt nicht nur formale Strukturen als klassenspezifisch vermittelte gesellschaftliche Bedeutungen in persönlichen Sinn um, schafft Stereotype im Sinne eines normativen „Über-Ichs“. Eine solche Erziehung verhindert zugleich die Entfaltung persönlicher Sinngebung im Sinne ihres wesentlichen Merkmals der subjektiven Engagiertheit. Statt ethische Instanzen gegen jedwedes Unrecht aufzurichten, die Gefühle der jungen Menschen für gut und böse, gerecht und ungerecht zu entwickeln (vergl. hier das großartige Buch von Suchomlinski „Mein Herz gehört den Kindern“), kommt es zur inhaltslosen Umkehrung, so daß böse schließlich das ist, was die konventionellen Formen stört (der Türkunjunge oder das farbige oder das behinderte Kind), und gerecht ist, was den konventionellen Formen zum Durchbruch verhilft.

Um diese Zusammenhänge umfassender zu verstehen, ist es notwendig, nochmals über Leontjew in einigen Aspekten hinausgehend auf die Dialektik von individueller Sinngebung und objektiver Bedeutung einzugehen.

Ich habe in dem bereits zitierten Aufsatz über „Arbeit, Tätigkeit, Handlung, Abbild“ darauf verwiesen, daß es sinnvoll ist, zwei Arten des Denkens anzunehmen (die sich schwerpunktmäßig in den beiden Hirnhemisphären funktionell lokalisieren): Produktiv-topologisches und verbal-logisches Denken. Eine Verbindung dieser Analyse mit Leontjews Ausführungen über Sinn und Bedeutung scheint mir nützlich zu sein. Verbal-logisches Denken beginnt wie produktiv-topologisches nach Verlassen der sensomotorischen Ebene im Übergang zum Spiel. Hier werden in der wahrgenommenen Objektdistanz des eigenen Ichs gesellschaftliche Gegenstandsbedeutungen (als Gebrauchswert-antizipationen und damit individuelle Produktionsbedeutungen) ebenso wie die Symbolbedeutungen der Sprache als anzueignende sichtbar. Die sich

entfaltenden produktiven Bedürfnisse richten sich auf ihre Aneignung aus. Produktiv-topologisches Denken wie verbal-logisches Denken werden über amodale Begriffe gesteuert und führen zur Ausweitung amodaler Begriffe, betrachtet nach dem Pol des Individuums hin. Nach der Gegenständlichkeit hin ist die sinnlich-praktische Tätigkeit als Vermittlung von Subjekt und Objekt gefordert. Produktiv-topologisches wie verbal-logisches Denken greifen auf intermodal-serielle (verschiedene Sinnesfunktionen umfassende und zeitlich, in Handlungsprozessen organisierte) Gedächtnismuster zurück bzw. assimilieren äußere Realität in qualitativ verschiedenen sinnlichen (!) Abbildern. So löst das verbal-logische Denken nach der Bedeutungsdifferenzierung zwischen mehreren Elementen auf, umfaßt insbesondere die für ein oberbegriffliches Denken notwendige phonologische Markierung der einzelnen (sprachlichen) Begriffselemente als Voraussetzung für ihre Unverwechselbarkeit (bei syntaktisch semantischer Kompatibilität mit dem produktiv-topologischen Denken), steht in engem Zusammenhang mit der Feinsteuierung der Bewegungen der bevorzugten Hand (vergl. *Deutsch* und *Springer*, 1981) und realisiert sich in gleicher Weise in anderen sprachlichen Zeichenkörpersystemen entsprechender Komplexität, so in den amerikanischen und britischen Zeichensprachen der Gehörlosen (ASL, BSL).

Produktiv-topologisches Denken hingegen ist ikonisch, bildhaft, produkt-orientiert, realisiert die räumliche Synthese ebenso wie Prozesse der Fehleranalyse, Wahrnehmung des eigenen Körpers und Wahrnehmung der eigenen Persönlichkeit. Ordnen wir beide Denkartnen in unsere bisherigen Überlegungen ein, so scheint die eine sich eher auf die Übernahme der in den Symbolbedeutungen der Sprache niedergelegten objektiven Bedeutungen in den persönlichen Sinn zu beziehen, die andere eher auf die in den gesellschaftlichen Gegenstandsbedeutungen niedergelegten individuellen Produktbedeutungen, die im persönlichen Sinn dann zur Gebrauchswertantizipation werden. Dabei ist in beiden Denkformen durchaus oberbegriffliches Denken möglich. Exemplarisch sei dies verdeutlicht für den produktiv-topologischen Bereich am „handwerklichen Denken“ des Uhrmachers oder am „maschinellen Denken“ des Elektrikers (vergl. *F. Haug* u. a., 1978, insb. S. 122 ff.). Der Hauptstrang der Begriffsaneignung ist jedoch, insbesondere unter den Bedingungen der Nichtgewährleistung polytechnischen Unterrichts in unseren Schulen, der verbal-logische. Dabei treten im Zusammenhang der Transformation objektiver gesellschaftlicher Bedeutungen im persönlichen Sinn zahlreiche Probleme auf, von denen ich nur einige benennen kann.

Der persönliche Sinn entfaltet sich ursprünglich auf der Basis der emotionalen Eingebundenheit in die Situation und tritt erst auf mit der „ersten Geburt der Persönlichkeit“ im kindlichen Spiel, insofern gesellschaftlich-gegenständliche Motivsysteme hier sich von den ursprünglichen Motivfunktionen trennen. Setzen wir einmal den Fall, daß persönliche Sinnbildung nicht in der oben erörterten Weise durch Vorwiegen formaler Aspekte des Erziehungsprozesses stereotypiert wird, so zeigen sich unterschiedliche Möglichkeiten der Entnahme objektiv gesellschaftlicher Bedeutungen im persönlichen Sinn auf beiden Wegen des Denkens, die grob wie folgt umschrieben werden können:

a) verbal-logisches Denken: umfassender Zugang zu den Bedeutungen des

gesellschaftlichen Erbes bei gleichzeitig größter Ideologieanfälligkeit; Lebensferne;

b) produktiv-topologisches Denken: Eingeschränkter Zugang zu den Bedeutungen des gesellschaftlichen Erbes auf den Bereich der sinnlich-praktisch in der Tätigkeit zugänglichen (nicht-verbalen) Lebenspraxis in Arbeit, Familie, Freizeit usw. bei gleichzeitig geringer Ideologieanfälligkeit (diese wird transferiert über die vorherige Etablierung von Stereotypen, etwa im Sinne rigider „Über-Ich“-Strukturen, bzw. direkt auf verbal-logischem Wege); Lebensnähe. Es sollte deutlich sein, daß beide Prozesse nur in engem Zusammenhang gedacht werden dürfen, dialektisch verschränkt sind in ihrer Einheit und Verschiedenheit, beide zusammen jeweils die umfassende kulturelle Verwirklichung der Persönlichkeit gewährleisten. Gleichzeitig sollte aber deutlich sein, daß über die Aneignung der in den Symbolbedeutungen niedergelegten objektiven Bedeutungen (gesellschaftliche „Dinge für uns“, die für das Individuum zum „Ding für mich“ werden können) umfassend auch der Transfer klassenspezifischer Bedeutungen in die persönliche Sinngebung erfolgt, wie am Beispiel der Stereotypbildung oben erörtert. Betrachten wir gesellschaftliche „objektive Bedeutungen“ im Sinne von *Lenins* Wahrheitsbegriff als objektive Wahrheit, die aber historisch relativ ist, sich der absoluten Wahrheit lediglich in der gesellschaftlichen Erfahrungskummulation annähert, so wird deutlich, daß die in der gegenständlichen Tätigkeit steuernden Abbilder die amodale Struktur der äußeren Welt nur relativ wahr widerspiegeln: D. h. in jenen Gesetzeszusammenhängen, die in der Realisierung gegenständlicher Tätigkeit erforderlich sind und entsprechend den Widersprüchen dieser Praxis, die als Konflikt erfahren werden, ausgeweitet werden. Insofern beinhaltet die Steuerung der Tätigkeit zugleich immer auch begrifflich auch nicht Erfaßtes bzw. kann partiell mit klassenspezifischen Begriffen der herrschenden Klasse besetzt werden, ohne daß dies unmittelbar tätigkeitsrelevant würde. Genau hier ist der Einbruchspunkt der herrschenden Ideologie, insofern diese Räume nicht durch die Einheit von klassenadäquaten objektiven Bedeutungen für die beherrschte Klasse bzw. deren Ideologie besetzt werden. Daß dies möglich ist, erweist die zusätzliche Berücksichtigung produktiv-topologischen Denkens, das nicht-verbal ein „Gefühl“ von der eigenen Lebenslage entwickelt, oder u. U. auch jenen „Klasseninstinkt“, von dem die Klassiker des wissenschaftlichen Sozialismus sprachen, an dem dann das verbal-logische Denken anzusetzen hätte. Ich warne aber nochmals davor, dieses Gefühl einfach vorauszusetzen, da in einer Realität, die auf den bloßen Oberflächencharakter von Ware-Geld-Beziehungen reduziert ist, nicht die entsprechenden Klassenerfahrungen des einzelnen Arbeiters sich zwangsläufig entwickeln, so daß nicht nur die verbal-logische Begrifflichkeit wissenschaftlich und ideologisch anders besetzt werden muß, vielmehr auch das produktiv-topologische Denken selbst zum Wahrnehmen der eigenen Lebenswidersprüche und Klassenerfahrungen geführt werden muß. Gelingt dies, so wird der Konflikt zwischen verbal-logischer Begriffskonstitution und produktiv-topologischer sichtbar in Kategorien wie „Unterschied von Herz und Verstand“, deren Einheit wiederherzustellen ist. Die wahrgenommene Differenz kann jedoch auch in der antiintellektualistischen These auftreten, nicht mit dem „Kopf“ sondern mit dem „Bauch“ denken zu wollen.

Ein Ansatzpunkt des Denkens, der in der „Zerstörung der Vernunft“ (Lukacs) im lebensphilosophischen Denken, durch das Ersetzen der Analyse durch Intuition, Verstehen, durch die Ersetzung der Untersuchung des wirklichen Lebens durch die Untersuchung des Erlebens, schon einmal unmittelbare Anknüpfungspunkte für den Faschismus liefert hat. Soweit einige Bemerkungen zu Sinn und Bedeutung, zwei Arten des Denkens, Konstitution von Ideologie, die ich weiter unten nochmals kurz aufgreife.

Vorweg ist auf den weiteren Aufbau der Abbildniveaus und die durch Sie konstituierten Bedürfnisse einzugehen. Dabei ist festzuhalten, daß die folgenden Abbildniveaus in unterschiedlicher Breite und Tiefe erreicht werden können, je entsprechend der Zugänglichkeit der gesellschaftlichen Erfahrung. Betrachten wir das individuelle Freiwerden der einfachen Momente des Arbeitsprozesses in der Orientierungstätigkeit auf der Ebene amodaler Abbilder als Voraussetzung für die erste Geburt der Persönlichkeit, wir könnten hier auch von der individuellen Geburt sprechen, so setzt ihre zweite, gesellschaftliche Geburt, das Freiwerden der gesellschaftlichen in den objektiven Bedeutungen bereits erfaßten amodalen Strukturen der objektiven Realität voraus. D. h. die gesellschaftlichen Gegenstandsbedeutungen, Werkzeugbedeutungen, Tätigkeitsbedeutungen und Subjektbedeutungen sind anzueignen. Und entsprechend diesem Zusammenhang gliedern sich in der Psychologie bisher unterschiedene Niveaus der Intelligenz (Piaget), verbal-logische Denkniveaus bzw. produktiv-topologische Denkniveaus. Ich deute dies hier aus Platzgründen nur an und verweise den Leser sowohl auf die folgende Abbildung wie die in ihr zusammengefaßte Literatur: (Neben Piagets Klassifizierung der Stufen der Intelligenz und den Stufen gemäß der Theorie der dominierenden Tätigkeit der kulturhistorischen Schule der sowjetischen Psychologie habe ich für die Entwicklung des produktiv-topologischen Denkens die Arbeit von F. Haug u. a. mit verwertet, für die Entfaltung der Denkniveaus eine Arbeit von Probst und für die Trennung von dialektischem und formallogischem Denken neben dem Ansatz von K. Riegel die Arbeit von Dawydow bzw. Súchomlinskis Buch „Das Werden des jungen Staatsbürgers“ als Basis für die Analyse der Entstehung der gesellschaftlichen Subjektbedeutungen.)

Hier nun die einzelnen Abbildniveaus, die an je zugängliche gegenständliche Erfahrungen gebunden sind (!) und die sich entsprechend mit konstituierenden Bedürfnisdimensionen in Kürze:

Dominierende Tätigkeit des Spiels:

Aneignung der gesellschaftlichen Symbolbedeutungen und Gegenstandsbedeutungen auf der Ebene der semantischen Aneignung. Also Konstitution der gesellschaftlichen amodalen Gegenstandsbedeutungen, Klassifizierung der gesellschaftlich vorgefundenen Objekte in Termini, der gesellschaftlich vorhandenen Bedeutungen dieser Objekte.

Dominierende Tätigkeit des (schulischen) Lernens:

Diese Phase umfaßt in etwa den Altersbereich vom Beginn des Schulalters bis zur Pubertät. Hier steht im Vordergrund die Konstitution der gesellschaftlichen Werkzeugbedeutungen im verbal-logischen Denken (zunächst funktionelles Denken, das Begriffe verwendet, die eine real-instrumentelle Äquiva-

lenz besitzen, später kategoriales Denken mit Operationen höherer Ordnung wie z. B. algebraische Formulierungen, logische Transformationen u. a. m.). Durch das Fehlen polytechnischer Bildung verschiebt sich die Aneignung produktiv-topologischer Werkzeugbedeutungen in den Bereichen gesellschaftlicher Produktion bis in die Berufsausbildung, bleibt dieses Denken im wesentlichen nur klassifikatorisch, während im interpersonellen Bereich die umfangreichste Bedeutungsdifferenzierung im produktiv-topologischen Denken sich entfaltet und in der zweiten gesellschaftlichen Geburt der Persönlichkeit sich in der Entstehung gesellschaftlicher Subjektbedeutungen niederschlägt: Also Antizipation der Verwirklichung der eigenen Persönlichkeit. Dies markiert zugleich den Übergang zur dominierenden Tätigkeit der Arbeit nach seiten der Abbildniveaus hin. Dabei ist die Breite und Tiefe der Aneignung der gesellschaftlichen Realität im verbal-logischen Denken eine wichtige Voraussetzung für die umfassende Entfaltung der Gesellschaftlichkeit der Persönlichkeit, nicht aber deren hauptsächliche: Diese ist die Nicht-Stereotypisierung des persönlichen Sinns durch formale Erziehungsstrukturen insoweit, daß der in der Antizipation der Verwirklichung der eigenen Persönlichkeit entstehende Umbruch noch an realen Lebenskonflikten ansetzen kann.

Dies ist möglich, wenn ethische Instanzen aufgerichtet werden konnten, so daß Widerstandspotentiale gegen einengende Lebensbedingungen entfaltet werden können. Aus dieser Sicht heraus gewinnen die sich etablierenden „Gegenkulturen“ der Punks oder der Lads (vergl. hierzu Willis) eine emanzipatorische Dimension.

Arbeiterjugendliche haben die Erfahrung gemacht, daß ihre persönliche Sinngebung, vorwiegend konstituiert über die produktiv-topologische Wahrnehmung ihrer Lebenspraxis, sie in ungeheure Widersprüche zu jener Art von gesellschaftlicher Praxis bringt, die ihnen verbal-logisch in der Schule vermittelt werden soll. Zugleich aber haben sie sich, und dies wirft das Dilemma auf, von Kultur im Sinne des Zuganges zu umfassendem gesellschaftlichen Reichtum als Voraussetzung für die Entwicklung der Bedürfnisse damit in erheblichen Bereichen losgesagt, ein Dilemma, das die platte Formel der ‚Kultur von unten‘ oder auch der ‚horizontalen Vergesellschaftung‘ keineswegs zu lösen vermag: Selbstorganisation ist sicherlich die eine Seite, die ich auch keineswegs bestreite, aber Vermittlung mit Wissenschaft und Ideologie der Arbeiterklasse ist zugleich die notwendig andere. Das bloße Denken aus dem „Bauch“ statt aus dem „Kopf“, aus dem „Erleben“ statt dem Begreifen hat den Schein der herrschenden Verhältnisse umfassend noch nie zu durchdringen vermocht, es vermag bestenfalls diese auf der Ebene gesellschaftlicher Gegenstandsbedeutungen als „krankmachend“, „zerstörend“ zu klassifizieren, nicht aber, Perspektiven zu formulieren. ‚Kultur von unten‘ nur als Selbstorganisation führt allzuleicht zum Einrichten in der Abhängigkeit aus dem Motiv heraus diese Abhängigkeit zu verlassen, läßt die Köpfe der Individuen beliebig besetzbar, suggeriert Veränderbarkeit des gesellschaftlichen Ganzen über die individuell aufgespürte Lücke.

Die umfassende Entfaltung einer zweiten Kultur, die Verwirklichung der durch das Erreichen höherer (und spezifisch gesellschaftlicher) Abbildniveaus mög-

## Dominierende Tätigkeit, Abbildniveau und Denkniveau

perzeptive Tätigkeit	Vermittlung zwischen 1. System und 1. Signalsystem. Freiwerden der ersten Gegenstandsbedeutungen	
manipulierende Tätigkeit	Aneignung bzw. Aufbau der Gegenstandsbedeutungen. Freiwerden der ersten instrumentellen Bedeutungen	affektiv-egozentrisches, sensomotorisch-synkretistisches Denken (enaktiv, handelnd-konkret, aktional)
gegenständliche Tätigkeit	Aneignung bzw. Aufbau der instrumentellen Bedeutungen, Freiwerden der ersten Tätigkeitsbedeutungen vom Typ I, Vermittlung zwischen 1. Signalsystem und 2. Signalsystem	
Spiel	Aneignung bzw. Aufbau der Tätigkeitsbedeutungen Typ I: gesellschaftlich-gegenständliche Tätigkeitsbedeutungen a) produktiv-topologisch: klassifikatorisch, b) verbal-logisch: präoperational-an-schaulich. Freiwerden der ersten Tätigkeitsbedeutungen vom Typ II	Komplexives Denken sprachlich-perzeptive Begriffe bzw. produktiv-klassifikatorische Begriffe (empirisch-begrifflichen Denken 1)
Lernen	Aneignung bzw. Aufbau von Tätigkeitsbedeutungen Typ II: gesellschaftlich-instrumentelle Tätigkeitsbedeutungen a) produktiv-topologisch aa) handwerklich ab) maschinell b) verbal-logisch: ba) konkret-operativ bb) formal logisch Freiwerden der ersten Tätigkeitsbedeutungen vom Typ III.	Oberbegriffliches Denken a) funktionell b) kategorial (empirisch-begriffliches Denken 2)
Arbeit	Aneignung bzw. Aufbau der Tätigkeitsbedeutungen Typ III: gesellschaftlich-subjektive Tätigkeitsbedeutungen a) produktiv-topologisch wissenschaftlich b) verbal-logisch dialektisch	Historisch-dialektisch-logisches Denken, begreifendes Erkennen (wissenschaftlich-begriffliches Denken)

lichen entfalteteren kulturellen Bedürfnisse hat hingegen Erfahrungen zu organisieren, die Selbstorganisation und Klassenorganisation, Gefühl und Verstand, Selbstregulierung und Aneignung nicht in falscher Abstraktion trennen, sondern ihre Einheit im kulturellen Prozeß entwickeln durch Herstellen oder Wiederherstellen der produktiv-topologischen Begriffe z. B. in der Arbeiterfotografie, im Straßentheater, in der Musik, der Malerei, im Film ansetzend an der wirklichen Lebensspraxis der Menschen bei gleichzeitigem Aufbrechen des Antintellektualismus vieler Gruppierungen dessen, was heute dem Signum alternative Kultur firmiert.

## Literaturverzeichnis:

- Dawydow, W.: Arten der Verallgemeinerung im Unterricht (Volk und Wissen) Berlin/DDR, 1977.
- Deutsch, Sally P., Springer, G.: Left Brain, Right Brain (Freeman), San Francisco, 1981.
- Elkonin, D.: Psychologie des Spiels (Pahl-Rugenstein), Köln, 1980.
- Haug, Frigga u. a.: Entwicklung der Arbeitstätigkeiten und die Methode ihrer Erfassung (Argument-Verlag), Berlin-West, 1978.
- Holzkamp-Osterkamp, Ute: Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung Bd. 1, (Campus) Frankfurt/M., 1975.
- Jantzen, W.: Arbeit, Tätigkeit, Handlung, Abbild: Zu einigen Grundfragen der Entwicklung materialistischer Psychologie, Forum kritische Psychologie, Bd. 9 (1981), S. 20 bis 81.
- Leontjew, A. N.: Probleme der Entwicklung des Psychischen (Fischer-Athenäum), Frankfurt/M., 1973.
- Leontjew, A. N.: Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit (Volk und Wissen), Berlin/DDR, 1979.
- Leontjew, A. N.: Psychologie des Abbildes, Forum kritische Psychologie, Bd. 9 (1981), S. 5 bis 19.
- Lukács G.: Die Zerstörung der Vernunft, Bd. 1 bis 3 (Luchterhand), Neuwied, 1979 (2. Aufl.), 1980 (2. Aufl.), 1974.
- Marx, K.: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (EVA), Frankfurt/M. o. J.
- Marx, K.: Das Kapital Bd. 1, MEW Bd. 23 (Dietz), Berlin/DDR, 1970.
- Metcalf, D. R.: Organizers oft the Psyche and EEG Development, in: J. D. Noshpitz (Ed.): Basic Handbook of Child Psychiatry, Vol. I (Basic Books), New York, 1979, pp. 63 bis 71.
- Probst, H.: Zur Diagnostik und Didaktik der Oberbegriffsbildung (Jarick), Solms-Oberbiel, 1981.
- Riegel, K. F. (Hrsg): Zur Ontogenese dialektischer Operationen (Suhrkamp), Frankfurt/M., 1978.
- Sirotkin, S.: „Die Welt des Blindtaubstummen“ in: Gesellschaftswissenschaften 6 (1976), 2, 221 bis 226.
- Suchomlinski W.: Mein Herz gehört den Kindern (Volk und Wissen), Berlin/DDR, 1974.
- Suchomlinski, W.: Vom Werden des jungen Staatsbürgers (Volk und Wissen), Berlin/DDR, 1977, 2. Aufl.
- Willis, P.: Spaß am Widerstand – Gegenkultur in der Arbeiterschule (Syndikat), Frankfurt/M., 1979.

Obwohl die ernstzunehmenden Schriftstellerinnen in der Bundesrepublik Deutschland nicht mehr offen diskriminiert werden, läßt sich ihre Situation nach wie vor nicht als beneidenswert bezeichnen. Es ist ihnen nämlich noch immer nicht gelungen, sich innerhalb des von Männern beherrschten Kulturbetriebs die Geltung zu verschaffen, die ihnen eigentlich zukommen müßte. Dies soll nicht heißen, daß sie etwa totgeschwiegen würden. Im Gegenteil: Niemand kann bestreiten, daß ihre Bücher bei der bürgerlichen Literaturkritik Beachtung finden. Doch könnte die Art und Weise, in der diese Bücher beachtet und rezensiert zu werden pflegen, nicht fragwürdiger sein. Wenn man in den Feuilletons die Rezensionen der Neuerscheinungen liest, die bundesdeutsche Autorinnen verfaßt haben, wird man den Verdacht nicht los, daß viele männliche Kritiker Frauen, die einer schriftstellerischen Tätigkeit nachgehen, noch immer nicht für ganz normal zu halten scheinen. Entsprechend werden die Bücher von weiblichen Autoren nur höchst selten nach den kritischen Normen und nach den ästhetischen Kriterien bewertet, die männlichen Autoren gegenüber geltend gemacht werden. Vielmehr räumt man ihnen, so als wäre es unmöglich, sie nach den herkömmlichen kritischen Normen und ästhetischen Kriterien zu qualifizieren, mit einer verletzenden Generosität, wie den Auslassungen von Schizophrenen oder Triebverbrechern, eine Sonderstellung innerhalb der Literatur ein.

Bei der Bewertung eines Buchs, das ein weiblicher Autor verfaßt hat, spielt nämlich weniger die Frage eine Rolle, ob dieses Buch literarische Qualitäten aufweist und inhaltlich von Bedeutung ist. Ungleich viel wichtiger erscheint es namhaften Kritikern, ob das besagte Buch als weiblich zu bezeichnen ist oder nicht. Denn, daß eine Frau es gewagt hat, einer schriftstellerischen Tätigkeit nachzugehen, statt sich mit der traditionellen Rolle der schicksalergenbundenen Hausfrau, der frustrierten Gattin, der aufopfernden Mutter oder des willfährigen Sexualobjekts zufriedenzugeben, wird ihr von der bürgerlichen Literaturkritik nur verziehen, wenn sie sich in ihren Büchern darauf beschränkt, ausschließlich Themen zu behandeln, die von den männlichen Kritikern als weibliche Themen betrachtet werden. Allerdings erwartet man von einer Autorin nicht allein, daß sie sich damit begnügt, über Kindheit, Liebe, Schwangerschaft, Erziehungsfragen, häusliche Sorgen, Familien- und Ehealltag zu schreiben. Man erwartet von ihr auch, daß sie bei der Behandlung der von männlichen Kritikern als weiblich betrachteten Themen Eigenschaften an den Tag legt, die ebenfalls von männlichen Kritikern als weiblich betrachtet werden. Wenn sie beim Schreiben nicht nur eine an Hysterie grenzende Sensibilität, sondern auch Emotionalität, Inkonsistenz und Irrationalität zeigt, werden ihr nicht wenige männliche Kritiker, befriedigt, daß ihre Vorurteile wieder einmal bestätigt wurden, symbolisch auf die Schulter klopfen. Will sie sie indes in Entzücken versetzen, so muß sie darüber hinaus in ihrem Buch das von männlichen Kritikern als weiblich betrachtete Unvermögen, logisch zu denken, und das von männlichen Kritikern ebenfalls als weiblich betrachtete Unvermögen, größere Zusammenhänge zu erfassen, zum

Ausdruck bringen. Einige jüngere schreibende Feministinnen wie Verena Stephan haben hiermit in der Bundesrepublik hohe Auflagen erzielen können. Autorinnen, die nicht daran denken, sich so dümmlich und engstirnig zu stellen, wie es bei schreibenden Frauen gern gesehen wird, haben es sehr viel schwerer, sich Gehör zu verschaffen. Daß eine Schriftstellerin in ihren Büchern anhand einer bestehenden Gesellschaftskritik größere Zusammenhänge plausibel macht, bringt ihr, weil dies von namhaften männlichen Kritikern als Männerache – wenn überhaupt als Sache der Literatur – betrachtet wird, zumeist nur Tadel ein. Denn groteskerweise hängt nun einmal die Bewertung der Bücher eines weiblichen Autors von der Beantwortung der Frage ab, ob man es diesen Büchern anmerken kann, daß sie von einer Frau verfaßt worden sind oder nicht. Wenn männliche Kritiker bei der Lektüre eines Buchs, das von einem weiblichen Autor verfaßt worden ist, den Eindruck gewinnen, daß dieses Buch ebenso ein männlicher Autor geschrieben haben könnte, lasten sie der Autorin diesen Sachverhalt als ein schriftstellerisches Defizit an. Läßt sie kein gutes Haar an Neofaschisten, Grundstückspekulanten, Menschenschindern oder Kriegsgewinnlern, wirft man ihr Mitleidslosigkeit und Gefühlskälte vor. Weil sie nicht bereit ist, zumindest schreibend der traditionellen Rolle der Frau gerecht zu werden, die Mißstände wortlos zu dulden und die Kritik den Männern zu überlassen hat, unterstellt man ihr, daß sie ihr wahres Gesicht verberge, daß sie kein ehrliches Spiel treibe. Auch zieht man sich dadurch aus der Affäre, daß man, wie es schon des öfteren in der Bundesrepublik geschehen ist, eine derartige Schriftstellerin als „femme fatale“, als „Bestie“ oder als eine „Amazone mit dem bösen Blick“ bezeichnet. Man verleiht ihr mit einem Wort monströse Züge und suggeriert damit jedermann, daß ihre Existenz einer Gefährdung der Welt gleichzusetzen sei. Nicht ihr Buch steht vorrangig zur Debatte, sondern ihre Person. Während man aus ihr ein unheilbringendes Wesen macht, das es nur der Menschlichkeit der Kritiker zu verdanken hat, daß es nicht wie im Mittelalter verfolgt und verbrannt wird, ordnet man ihre Bücher trotzdem ohne großen Federlesens der sogenannten Frauenliteratur zu, obwohl darin weder Themen behandelt werden, die von männlichen Kritikern als weiblich betrachtet werden, noch bei der Behandlung der von männlichen Kritikern als männlich betrachteten Themen Eigenschaften zum Ausdruck kommen, die von männlichen Kritikern ebenfalls als weiblich betrachtet werden.

Zwar bestreiten es männliche Kritiker nicht nur, daß es einer Herabsetzung gleichzusetzen sei, wenn sie das Buch einer Autorin trotz seiner literarischen Qualität nicht der Literatur, sondern der sogenannten Frauenliteratur zuordnen. Sie behaupten auch, daß die Bezeichnung Frauenliteratur, die im übrigen in der Mitte der siebziger Jahre bedingt durch die Publikationen einiger schreibender Feministinnen in der Bundesrepublik wieder entdeckt und verwendet wurde, heutzutage nicht mehr die negative Bedeutung habe wie zu Courths-Mahlers Zeiten, da sie zur Kennzeichnung der Trivialliteratur diente, die schreibende Frauen für lesende Frauen verfaßten. Ja, sie versuchen die Autorinnen, die die Zuordnung ihrer Bücher zur sogenannten Frauenliteratur als beleidigend empfinden, dadurch zu beschwichtigen, daß sie ihnen beteuern, die Bezeichnung Frauenliteratur beinhaltet kein Werturteil: sie würde nur

verwendet, weil sie den Sachverhalt klarstelle, daß es sich dabei um Literatur handle, die von Frauen verfaßt worden sei. Trotzdem bleibt der diskriminierende Charakter eklatant, der der Bezeichnung Frauenliteratur innewohnt. Um den Sachverhalt zu klären, daß ein Buch von einem weiblichen Autor verfaßt worden ist, braucht man es nämlich nicht der sogenannten Frauenliteratur zuzuordnen. Schon der weibliche Vorname einer Autorin, der auf jeden Buchumschlag gedruckt zu werden pflegt, weist ganz und gar unmißverständlich darauf hin, daß dieses Buch von keinem Mann verfaßt worden ist. Die Bezeichnung Frauenliteratur, die nur von den schreibenden Feministinnen akzeptiert wird, dient folglich nicht der Klärung von Sachverhalten, sondern ihrer Verschleierung. Mit ihrer Hilfe gelingt es namhaften Kritikern und Kritikerinnen, Bücher, die miteinander sprachlich und inhaltlich nichts gemein haben, über einen Kamm zu scheren, nur weil sie von Frauen verfaßt worden sind. Eine solche Etikettierung der unterschiedlichsten Bücher aufgrund der gemeinsamen biologischen Merkmale ihrer Verfasserinnen läßt sich weiß Gott nicht als ehrenvoll bezeichnen. Allen gegenteiligen Beteuerungen namhafter Kritiker zum Trotz ist und bleibt sie so diskriminierend wie die Bestrebungen, Lyrik von Schwarzen als sogenannte Negerlyrik und Witze von Juden als Jüdischen Witz unter rassistischen Aspekten auf einen Nenner zu bringen. Daß dies so ist, verrät zudem die Tatsache, daß die Kritiker, die Bücher aufgrund der gemeinsamen biologischen Merkmale ihrer weiblichen Verfasser der Frauenliteratur zuordnen, weit davon entfernt sind, mit den Büchern von männlichen Verfassern ebenso zu verfahren. Obwohl männliche Verfasser nicht anders als ihre weiblichen Kollegen allesamt gleiche biologische Merkmale aufzuweisen haben, kommt kein Kritiker auf den Gedanken, ihre Bücher einer sogenannten Männerliteratur zuzuordnen. Der Vorschlag, die Werke von Dante, Shakespeare und Goethe als Männerliteratur zu bezeichnen, weil ihre Verfasser mit einem Penis ausgestattet waren, dürfte bei männlichen Autoren und Kritikern Empörung oder Gelächter hervorrufen, während es von ihnen als ganz normal empfunden wird, daß die Bücher von Frauen als Frauenliteratur bezeichnet werden, weil ihre Verfasserinnen mit Brüsten und einer Scheide ausgestattet sind.

Selbstverständlich wäre niemandem damit gedient, wenn die Literaturkritik künftig die Bücher von männlichen Autoren einer sogenannten Männerliteratur zuordnen würde. Selbstverständlich wäre auch niemandem damit gedient, wenn die Kritiker bei der Bewertung eines Buchs, das ein männlicher Autor verfaßt hat, künftig die Frage aufwerfen würden, ob das besagte Buch als männlich zu betrachten sei oder nicht. Allerdings wäre es dem Niveau der bundesdeutschen Literaturkritik dienlich, wenn sie davon abkäme, in literarischen Werken von Frauen vorrangig einen Niederschlag unabänderlicher biologischer Gegebenheiten zu sehen. Stattdessen fahren einflußreiche Kritiker unermüdlich fort, Autorinnen, deren Bücher auch inmitten einer männlich dominierten Produktion den Vergleich mit den Büchern ihrer männlichen Kollegen nicht zu scheuen brauchen, durch die Zuordnung zur Frauenliteratur in das Lager der schreibenden Feministinnen abzuschieben, die es verstehen, sich dadurch in den Vordergrund zu spielen, daß sie mit ihren exzessiven Selbstenthüllungen den Leser zum Voyeur eines seelischen Striptease machen.

Diese schreibenden Feministinnen, die voller Hingabe Selbstbespiegelung treiben, ohne sich um die Arbeitslosigkeit, den Mietwucher, die Inflation oder das Wettrüsten zu kümmern, genießen von seiten der bundesdeutschen Literaturkritik eine Schonung wie sie aussterbenden Indianerstämmen gewährt zu werden pflegt. Der gönnerhafte Beifall, den man ihnen zollt, und die Nachsicht, die selbst bösartige Kritiker ihren Schwächen gegenüber zeigen, lassen sich zweifellos darauf zurückführen, daß diese schreibenden Feministinnen ausschließlich mit ihrer Selbstfindung und der Vervollkommenung einer sogenannten neuen Weiblichkeit beschäftigt sind, die sich allerdings von der alten, von Männern geprägten Vorstellung von Weiblichkeit verblüffend wenig unterscheidet. Daß sie ihre Probleme als individuelle Probleme betrachten, die keine gesellschaftlichen Ursachen haben, trägt ihnen Wohlwollen ein. Man weiß, daß von ihnen keine anklägerische Bestandsaufnahme der herrschenden Mißstände zu erwarten ist. Auch hat es sich herumgesprochen, daß sie nicht den spätkapitalistischen Verhältnissen, sondern einzig und allein den Männern, die sie dämonisieren, ohne zu bemerken, daß die Mehrzahl von ihnen wie die Mehrzahl der Frauen ausgebeutet und unterdrückt wird, die Schuld für die allgemeine Misere zuschieben. Daß ihre bekannten Emanzipationsromane, die das gesamte männliche Geschlecht verdammten und im allgemeinen mit einer Scheidung und mit einer Solidarisierung mit Gleichgeschlechtlichen zu enden pflegen, zumeist autobiographisch sind, wird von männlichen Kritikern, die es genießen, Voyeure bei einem seelischen Striptease zu sein, als reizvoll empfunden. In einer eigenartigen Geringschätzung der Phantasie, die die Wirklichkeit in bezug auf die Glaubwürdigkeit oft zu überrunden vermag, heben sie lobend hervor, daß diese Romane autobiographisch sind, als wäre dies ein literarischer Maßstab. Das Ziel vieler schreibender Feministinnen, nämlich die Zerstörung der Männergesellschaft durch eine weibliche Alternativkultur zu bewerkstelligen, erscheint zu wirklichkeitsfremd, als daß sich männliche Kritiker die Mühe machen, die Aussichtlosigkeit eines solchen Unterfangens auch nur am Rande zu erörtern. Obwohl viele bundesdeutsche Feministinnen das Schreiben eingestandenermaßen zunächst nur zur Selbsttherapie betrieben haben, lassen sie sich durch den Erfolg ihrer ersten Bücher nicht nur dazu verleiten, den Buchmarkt mit weiteren autobiographischen Bekenntnissen zu überschwemmen. Berauscht von der Resonanz, die ihre Bücher fanden, und von den Auflagenhöhen, die sie erzielten, entblöden sie sich nicht, neuerdings von einer weiblichen Ästhetik zu reden, ohne sich darum zu scheren, daß das ästhetische Verhältnis zur Welt bekanntlich nicht biologisch, sondern historisch bestimmt und durch die Interessen der jeweils herrschenden Klassen und Schichten bedingt ist. Es versteht sich von selbst, daß die Bezeichnung: weibliche Ästhetik, obwohl sie von seiten der geschäftstüchtigen, schreibenden Feministinnen keineswegs genauer definiert worden ist, von der männlichen Literaturkritik begeistert übernommen wurde. Zwar herrscht nach wie vor Unklarheit darüber, worum es sich bei der sogenannten weiblichen Ästhetik handelt. Doch wird dieser Begriff neuerdings überall zur Debatte gestellt, wo von schreibenden Feministinnen oder von Schriftstellerinnen die Rede ist. Während schreibende bundesdeutsche Feministinnen die Diskussion über eine weibliche Ästhetik als

einen Fortschritt betrachten, sträuben sich viele bundesdeutsche Schriftstellerinnen mit Händen und Füßen dagegen, daß man sie mit Hilfe dieses Begriffs in das Ghetto zu drängen versucht, in das sich die schreibenden Feministinnen in ihrem Männerhaß freiwillig zurückgezogen haben.

Allerdings wäre es ein Fehler, wenn man den Einfluß der schreibenden Feministinnen überschätzen würde. Schon lange bevor, bedingt durch ihre Publikationen, die Bezeichnungen *Frauenliteratur* und *weibliche Ästhetik* in Mode kamen, wurden die Bücher von Autorinnen von der bürgerlichen Literaturkritik im wesentlichen unter den gleichen Gesichtspunkten bewertet wie in den letzten Jahren. Seit dem Bestehen der Bundesrepublik mühen sich einflußreiche Kritiker und Kritikerinnen, die Bücher weiblicher Verfasser von den Büchern männlicher Verfasser abzugrenzen, indem sie bei der Bewertung der ersteren die kritischen Normen und die ästhetischen Kriterien weitgehend außer Kraft setzen, die sie bei der Beurteilung der letzteren geltend machen oder mindestens geltend zu machen vorgeben. Während bei der Bewertung von Büchern, die männliche Verfasser geschrieben haben, kein Wort darüber verloren wird, daß sie von Männern geschrieben worden sind, legen namhafte Kritiker bei der Bewertung von Büchern, die weibliche Verfasser geschrieben haben, ihren ganzen Stolz darein, Wesenszüge und Denkweisen aufzuspüren, die schon ihre Väter, Großväter und Urgroßväter als weiblich betrachtet und mitleidig belächelt haben. So führt ein Kritiker, der die Gedichte von Ingeborg Bachmann positiv beurteilt, aber ihren Erzählungen und Romanen Geschwätzigkeit und Unklarheit anlastet, dies auf die Weiblichkeit der Autorin zurück und leistet damit dem unter bundesdeutschen Kritikern verbreiteten Vorurteil Vorschub, daß eine den Frauen seit altersher zugeschriebene Gefühlsbetontheit weibliche Verfasser zwar einerseits zu einer lyrischen Ausdruckskraft befähige, sie aber andererseits daran hindere, größere Zusammenhänge zu erfassen und darzustellen.

Doch nicht nur in den negativen Rezensionen der Bücher von weiblichen Verfassern kommt die bodenlose Unsachlichkeit nicht weniger bundesdeutscher Kritiker zum Ausdruck, denen es ganz offensichtlich gefällt, Frauen bis in alle Ewigkeit in den Fängen des sogenannten ewig Weiblichen zu sehen. Ebenso unsachlich sind die positiven Rezensionen der Bücher von weiblichen Verfassern. Hier werden Autorinnen, die man nicht verreißen kann, ohne sich eine Blöße zu geben, häufig wegen Vorzügen gelobt, die sich als menschliche, aber nicht als literarische Qualitäten betrachten lassen. So schreibt ein bundesdeutscher Starkritiker über Marie Luise Kaschnitz: „Die Dichtung der Marie Luise Kaschnitz zeichnet sich durch kammermusikalische Intimität aus. Die beiden Stichworte lauten: Erbarmen und Diskretion.“

Intimität, Erbarmen und Diskretion sind Bezeichnungen, die eines gemein haben: nämlich, daß sie für die Literaturgeschichte bedeutungslos sind. Deshalb ist es ohne Zweifel auf eine heuchlerische Weise herabsetzend, einer Schriftstellerin zuzugestehen, sie erreiche, indem sie dichte, das gleiche wie eine Bordellmutter, die in ihrem Etablissement für eine schummrig Beleuchtung sorgt: nämlich Intimität. Ohne Zweifel ist es ebenfalls auf eine heuchlerische Weise herabsetzend, als Stichwort zum Verständnis einer Schriftstellerin die Bezeichnung für eine Verhaltensweise zu nennen, durch die sich Bankiers,

Aufsichtsräte, Konzernherrn und andere Repräsentanten der gehobenen Schichten von den Repräsentanten der unteren Schichten zu unterscheiden trachten: nämlich durch Diskretion. Trotzdem pflichtet eine Kritikerin voller Beflissenheit dem besagten Starkritiker bei. In einem Aufsatz über Marie Luise Kaschnitz hebt sie nicht allein die Diskretion dieser Autorin hervor. Sie schreibt obendrein über Marie Luise Kaschnitz: „Sie war, wie manche ihrer Laudatoren zu recht betonen, eine Dame.“

Daß ein solcher Satz unter der Hand die Bücher dieser Autorin entwertet, liegt auf der Hand. Indem man Marie Luise Kaschnitz eine Dame nennt, degradiert man ihre schriftstellerische Tätigkeit zur Freizeitgestaltung einer musisch begabten, gebildeten Frau, der gute Manieren wichtiger sind als treffende Formulierungen.

Andere Schriftstellerinnen werden nicht als Damen oder aber als Bestien oder als Amazonen mit dem bösen Blick bezeichnet. Dafür stempelt man sie zu Epigoninnen, die dazu verurteilt sind, ihr literarisches Dasein im Schatten eines berühmten männlichen Autors zu fristen. So wurde es von Anfang an als das Markenzeichen von Ilse Aichinger betrachtet, daß sie als Kafka-Epigonin galt. Weil ihr dieser Ruf anhaftet, findet es die bürgerliche Literaturkritik, die sich redlich abrackert und in Schweiß zu geraten pflegt, wenn es um die Deutung der dunklen Metaphern geht, mit deren Hilfe sich männliche Autoren den Rang von Dichtern erwerben, nicht der Mühe Wert, den Sinn der Metaphern von Ilse Aichinger zu ergründen. Vielmehr lautet eines der kritischen Urteile über diese Autorin: „Es gehört zum Wesen der Chiffre, daß sie mögliche Dechiffrierungen zuläßt. So könnte man denn auch Ilse Aichinger an dieser oder jener Stelle auf ein real Gemeintes festlegen. Aber dann täte man der Dichtung Gewalt an. Die Chiffre dieses Buches teilt jedem Wort eine Vielzahl von Dechiffrierungsmöglichkeiten mit und läßt es gerade dadurch im Bereich des Ungewissen.“

Daß man davon Abstand nimmt, die Aussage dieser Autorin zu entschlüsseln, verrät, daß die Literaturkritik sie wie viele andere Autorinnen nicht für originell genug hält, um etwas Gewichtiges zur Erklärung der Welt beizutragen. Ohnehin ist den Äußerungen nicht weniger bundesdeutscher Kritiker und Kritikerinnen zu entnehmen, daß sie weit davon entfernt sind, Originalität zu den Wesenszügen zu zählen, die sie als weiblich betrachten. Originalität, Objektivität, Sachlichkeit, die Fähigkeit, logisch zu denken, die Fähigkeit, größere Zusammenhänge zu erfassen, sowie die Souveränität, die durch Witz, Satire und Ironie zum Ausdruck kommt, werden ausschließlich für männliche Eigenschaften gehalten. Wenn schreibende Frauen solche Eigenschaften zeigen, werden sie, wie gesagt, als Monstren hingestellt. Den schreibenden Frauen, die nicht als Monstren hingestellt werden, trauen die männlichen Kritiker so wenig schriftstellerische Begabung zu, daß sie stets in Erstaunen geraten, wenn Autorinnen das primitivste schriftstellerische Handwerk beherrschen. So drückt in einem unlängst erschienenen Buch über die neue Literatur der Frauen ein Kritiker beispielsweise seine Verwunderung darüber aus, daß eine Schriftstellerin in ihrem Roman statt einer weiblichen Ich-Erzählerin einen männlichen Ich-Erzähler eingeführt hat. Während man es nämlich als selbstverständlich empfindet, daß in den Romanen männlicher Autoren oft

genug weibliche Hauptfiguren auftreten, macht man viel Aufhebens darum, daß weibliche Autoren ebenfalls imstande sind, männliche Hauptfiguren glaubwürdig zu gestalten. Man fragt sich, wo es wohl herrühren könnte, daß es weiblichen Autoren gelingt, sich mit männlichen Hauptfiguren dermaßen zu identifizieren, daß sie genauso lebensnah wirken wie die weiblichen Hauptfiguren männlicher Autoren. So schreibt ein Kritiker beispielsweise über Gabriele Wohmann: „In der Fähigkeit dieser Schriftstellerin, die Gefühls- und Denkwelt eines so organisierten Mannes derart in sich aufzunehmen, daß sie seine Rolle fehlerfrei nachfühlen und in der Darstellung objektivieren kann, erweist sich Gabriele Wohmann als genuin weibliche Autorin: durch ihre Sensibilität für den kleiner gewordenen Unterschied.“

Es ist verblüffend, daß dieser Kritiker in seinem Bestreben, eine Autorin mit Hilfe ihres Buchs der Weiblichkeit zu überführen, deren Fähigkeit, unter die Haut eines Repräsentanten des anderen Geschlechts zu schlüpfen, als weiblich bezeichnet, obwohl es jedem, der in der Geschichte der Weltliteratur ein wenig bewandert ist, bekannt sein dürfte, daß es nicht etwa weibliche, sondern vorrangig männliche Autoren sind, die seit Jahrhunderten die Fähigkeit zeigen, unter die Haut der Repräsentanten des anderen Geschlechts zu schlüpfen. Während man es, wie gesagt, für selbstverständlich hält, daß männliche Autoren imstande sind, sich mit weiblichen Helden zu identifizieren, bereitet es der bürgerlichen Literaturkritik Kopfzerbrechen, daß weibliche Autoren dasselbe mit männlichen Helden tun. Man findet es auf jeden Fall angemessener, wenn Autorinnen es nicht riskieren, in ihren Romanen männliche Hauptfiguren handeln, reden und denken zu lassen. So lobt eine Kritikerin beispielsweise eine Autorin, weil sie sich hiervor hüttet: „Annemarie Weber fühlt sich, könnte man sagen, verantwortlich für die Authentizität ihrer Figuren, und diese Verantwortung kann sie eher für ihre weiblichen als für ihre männlichen Protagonisten übernehmen.“ Eine andere Kritikerin betrachtet es nicht als verantwortungslos, wenn weibliche Autoren männliche Hauptfiguren in ihre Romane einführen. Sie sieht darin überraschenderweise nichts anderes als einen Akt der Emanzipation. Denn sie schreibt über Anna Seghers, deren Hauptfiguren oft Männer sind: „Sie identifizierte sich sehr häufig mit der geläufigen Identifikationsfigur, dem Mann. Hier schlug das Pendel in einer Richtung aus. Eine Frau hat die Gleichberechtigung gefunden, indem sie den Mann reden läßt, als wäre er ein Stück von ihr.“

Diese Interpretation, die es als einen Akt der Emanzipation feiert, daß eine Autorin es wagt, männliche Hauptfiguren darzustellen, verrät, wie reaktionär die bürgerliche Literaturkritik in der Bundesrepublik zumal bei der Beurteilung der von Frauen verfaßten Bücher ist. Nach wie vor wird bei den Büchern von Autorinnen nicht die literarische Qualität gelobt oder ein Mangel an literarischer Qualität getadelt. Wichtiger als literarische Qualitäten oder der Mangel an literarischen Qualitäten erscheint namhaften Kritikern und Kritikerinnen bei der Beurteilung der Bücher von weiblichen Autoren die Beantwortung der Frage, ob deren Verfasserinnen schreibend der dem weiblichen Geschlecht vom männlichen Geschlecht auferlegten Rolle der Frau gerecht geworden sind. Gelobt und getadelt werden Autorinnen vorrangig im Hinblick darauf, ob sie gegen die ungeschriebenen Gesetze, die in dem von Männern

beherrschten Kulturbetrieb schreibenden Frauen gegenüber geltend gemacht werden, verstoßen haben oder nicht. So wird beispielsweise Ingeborg Drewitz, weil sie gegen das ungeschriebene Gesetz verstoßen hat, das es weiblichen Autoren nahelegt, die Darstellung gesellschaftlicher Mißstände aus ihren Büchern auszuklammern, von einflußreichen Kritikern nicht als Schriftstellerin, sondern als Sozialreporterin bezeichnet. Umgekehrt werden die Gedichte von Hilde Domin positiv beurteilt, weil diese Autorin, obwohl sie von den Nationalsozialisten verfolgt wurde, nicht gegen das ungeschriebene Gesetz verstoßen hat, das Schriftstellerinnen verbietet, politische Gedichte zu verfassen. Eine Kritikerin schreibt über sie: „Ein politischer Mann durch und durch, ließ sie sich nicht auf Lyrik als politische Pflichtübung programmieren.“ Umgekehrt wird es Angelika Mechtel angelastet, daß sie allen ungeschriebenen Gesetzen zum Trotz die Politik aus ihren Büchern nicht ausgeklammert hat. Ein kritisches Urteil über sie lautet: „Der selbst auferlegte Zwang, didaktisch-politisch wirken zu wollen, beeinträchtigte die ästhetische Ausdruckskraft.“ Einer anderen Autorin wird geraten, den ungeschriebenen Gesetzen dadurch Rechnung zu tragen, daß sie ihre intellektuellen Fähigkeiten zugunsten einer als weiblich betrachteten Subjektivität vernachlässigt. Eine Kritikerin meint: „Aber in dem Augenblick, in dem Gerlind Reinshagen die nur intellektuell entwickelte Programmatik aufbricht und zur subjektiven Erfahrung Mut hat, wird sie frei zur Menschengestaltung . . . mitmenschliche Wärme schlägt wieder durch, Leidensfähigkeit und Lust am Leben werden wieder spürbar . . .“ Einer weiteren Autorin wird zugutegehalten, daß sie statt größerer Zusammenhänge, die Frauen den ungeschriebenen Gesetzen zufolge nicht zu erfassen versuchen sollen, Einzelbeobachtungen schildert: „Doch finden wir schon im ersten Buch . . . das Aufschnappen winziger Gesten, Worte, Blicke, denen ein Schlüsselsinn zukommt – ein Talent, das ebenso vornehmlich Frauen zugesprochen werden kann wie die damit verbundene Gabe, das Durchschaute nicht der kalten Ironie auszuliefern, sondern so zu benennen, daß noch irgendeine Form von Einverständnis erkennbar bleibt.“ Solche kritischen Urteile, die von schreibenden Frauen eine apolitische Haltung, ein Ignorieren der herrschenden Mißstände und eine Vernachlässigung ihrer intellektuellen Fähigkeiten zugunsten einer mitmenschlichen Wärme, einer Leidensfähigkeit und einem Einverständnis um jeden Preis fordern, demonstrieren, daß es im bundesdeutschen Kulturbetrieb ebenso wenig Gleichberechtigung gibt wie in der bundesdeutschen Industrie. Mit den ungeschriebenen Gesetzen, die es schreibenden Frauen nahelegen, im Hinblick auf Politik und Gesellschaftskritik Abstinenz zu üben, die es schreibenden Frauen nahelegen, statt größerer Zusammenhänge lediglich winzige Beobachtungen zu schildern, die es schreibenden Frauen nahelegen, statt Widerspruch und Protest Einverständnis zu zeigen, versucht man, Autorinnen mundtot zu machen. Nicht wenige Schriftstellerinnen sind noch immer weit davon entfernt, gegen diese ungeschriebenen Gesetze zu verstoßen. Ohne sich offensichtlich dessen bewußt zu sein, daß sie, indem sie den Vorurteilen männlicher Kritiker neue Nahrung geben, ihren Kolleginnen in den Rücken fallen, gebärden sie sich beim Schreiben so, als wären auch sie überzeugt davon, daß Subjektivität, Irrationalität, Inkonsistenz, mitmenschliche

Wärme, Leidensfähigkeit und die Fähigkeit, mit allem Einverständnis zu zeigen, schriftstellerische Qualitäten seien.

Man belohnt sie dadurch für ihre Gefügigkeit, daß man sie als Exponentinnen der Frauenliteratur häufiger zu Worte kommen läßt als ihre Kolleginnen. Trotzdem spielen sie nicht anders als die Autorinnen, die man ebenfalls der Frauenliteratur zuordnet, obwohl in ihren Büchern außer ihrem weiblichen Vornamen nichts darauf hinweist, daß diese Bücher von Frauen verfaßt worden sind, die Rolle von Außenseitern, die immer dann hinzugezogen werden, wenn eine federführende Persönlichkeit die Liberalität und Fortschrittlichkeit des Kulturbetriebs demonstrieren will. Ansonsten reißt man sich nicht um sie. In den Inhaltsverzeichnissen von Anthologien und Lesebüchern sind nach wie vor sehr viel weniger weibliche Namen zu lesen als männliche. Bei literarischen Großveranstaltungen ist die Anzahl der weiblichen Teilnehmer sehr viel niedriger als die Anzahl der männlichen Teilnehmer. Auch bei Rundfunk- oder Fernsehdiskussionen kommen bei weitem nicht so viele weibliche Verfasser zu Wort wie männliche. Zumeist hat das Hinzuziehen von Frauen die Funktion eines Alibis. Sie werden hauptsächlich eingeladen; damit man den Veranstaltern nicht das Fehlen weiblicher Teilnehmer zum Vorwurf machen kann. So wie die Tatsache, daß es in den USA ein Schwarzer bis zum Bürgermeister gebracht hat, von reaktionären Politikern als ein Beweis dafür bezeichnet wird, daß die schwarze Minderheit in Amerika nicht unterdrückt wird, dient die Tatsache, daß hin und wieder ein weiblicher Autor mit einem Literaturpreis ausgezeichnet wird, in dem von Männern dominierten Kulturbetrieb der Bundesrepublik als Beweis dafür, daß Schriftstellerinnen in diesem Land nicht diskriminiert werden. Viele deutsche Schriftstellerinnen sind diesbezüglich anderer Ansicht. Solange ihre Bücher einer sogenannten Frauenliteratur und nicht der Literatur zugeordnet werden, solange sie nicht nach den üblichen kritischen Normen und ästhetischen Kriterien, sondern im Hinblick auf das bewertet werden, was von Männern als weiblich betrachtet wird, fühlen sie sich aufgrund ihrer biologischen Merkmale in ein Ghetto gedrängt, wo sie nicht anerkannt, sondern lediglich geduldet werden.

## Uwe Hirschfeld Onkel aus Amerika

kennen sie  
kennen sie  
ach nein  
kennen sie natürlich  
nicht  
woher denn auch  
woher  
können sie denn auch meinen onkel  
meinen großonkel  
kennen  
selbst ich  
kenn ihn nicht  
so richtig  
  
was wie wie bitte was  
welchen großonkel ich denn meine  
ach so ja richtig  
ich meine meinen amerikanischen großonkel  
denn ich habe  
wie sie auch  
wie wir alle  
einen onkel in amerika  
  
eigentlich kenne ich ihn  
auch nur so vom hörensagen  
wobei  
das gebe ich zu  
wobei mehr von ihm gesprochen wurde  
als daß er von sich hören ließ  
  
geboren geboren wurde mein großonkel  
er heißt übrigends donald  
geboren wurde er im jahr  
nach dem krieg  
durch ein kleines pækchen  
jaja wirklich  
so etwa so  
das pækchen war eine goldgrube  
für uns damals  
war das eine enorme hilfe  
es gab ja sonst in der zeit gar nichts  
außer diesem pækchen  
mit kaugummi jaja babbel gamm  
kaugummi hat er uns geschickt

mittin in die trümmer babbel gamm  
einfach stark babbel gamm

bis zu diesem kleinen pækchen  
hatten wir garnichts von unserem  
großonkel amerikanischen großonkel  
geahnt  
bis dahin kannten wir nur  
diese amerikanischen juden mit  
geldsack und negermusik  
igittigitt haben wir gedacht  
scheiß jänkies  
aber dann unser onkel prima  
echt in ordnung  
pækchen schickte er uns  
regelmäßig kaugummi  
das sprach sich übrigens schnell rum  
bald hatten alle ihren großonkel  
in amerika  
entdeckt  
und es haben dann auch bald alle  
pækchen aus amerika bekommen

unser großonkel  
großonkel donald  
galt in der familie als sinnbild für reichtum  
und glück  
er war so reich  
daß er außer kaugummi den kaugummis  
nur amerikanische  
echt amerikanische  
dollars besitzt  
nur echte dollars  
dollars und kaugummi  
besitzt er  
die dollars behielt er  
das kaugummi schickte er rüber  
zu uns  
nicht ganz rüber  
immer mehr  
auch große kisten  
zentnerweise kaugummi hat er geschickt  
babbel gamm zentnerweise

wir  
das muß man nun mal sagen  
mit babbel gamm

mit kaugummi haben wir uns hier wieder aufgerappelt die wirtschaft angekurbelt wieder flott gemacht

was wie ganz einfach wir haben das käugummi getauscht gegen schuhe die schuhe haben wir dann getauscht gegen stühle und die stühle gegen hemden hemden gegen motorradersatzteile gegen bücher für schokolade gegen schwarz- und mottenpulver gegen honig und kaffee und den kaffee haben wir getauscht gegen zigarren und zigaretten kurz wir haben eine tabakwarenhandlung eröffnet klein aber fein einer hat verkauft drei haben getauscht

kurz wir haben es wieder zu etwas gebracht wir sind mit unserem lädchen das sollte man trotz aller bescheidenheit ruhig man erwähnen ruhig mal sagen wir sind mit dem lädchen reich geworden ja wirklich reich mit unserem fleiß nein bitte keinen applaus bescheiden wir sind bescheiden geblieben bescheiden ganz wie sie deshalb also deshalb haben wir dann auch gleich sofort das kaugummi-darlehn den babbel-gamm-kredit zurückgezahlt kaugummi einen riesen container babbel gamm haben wir ihm geschickt dem amerikanischen großonkel er hat uns daraufhin geschrieben

oder besser gesagt einen brief umschlag hat er uns geschickt da drin ein bild ein tolles bild sonne strand blaues meer palmen und donald der großonkel in bermudasshorts und kaubehut dazwischen ein hemd sehr blumig und ein gesicht naja ein gesicht so ein gesicht hat hier keiner kantig entschieden freiheitlich grundgeordnet mit pionierhose im wind ein gesicht so wie

also ich sehe ihm schon ein bißchen ähnlich so das kinn die augen ein ganz unbezwingbarer blick hinter der schmetterlingssonnenbrille einfach bestechend das gesicht war so eine mischung aus tschon wehn helmut schmidt kojak dregger albrecht tarzan lummer also jedenfalls hintendrauf stand komme übermorgen bringe was mit

und wir losgewetzt sofort die ganze wohnung aus geräumt wir haben ja tonnen von kaugummi erwartet dann zum flughafen onkel abholen onkel kam aber nicht statt dessen kam eintag später die post die post die ganze post alle briefträger der stadt

mußten anpacken um die kisten aus amerika in die wohnung zu bringen dann mußten wir nachporto zahlen fast die lanze ladenkette ging drauf übernachtet hat die familie dann im treppenhaus das war eigentlich gar nicht so schlimm bis nachts um zwei plötzlich ganz plötzlich ein wahnsinns getös in der wohnung losging schmatz blopp immer schmatz blopp die wände haben gewackelt der putz fiel von der decke und die tür kriegten wir nicht mehr auf nächsten morgen sind wir durchs fenster rein durchs eigene fenster in die eigene wohnung und dabei immer schmatz blopp wilhelm der mutigste war als erster drin und murmelte was von kaugummi-maschine und was wir doch für einen tollen amerikanischen großonkel haben hurra hurra der jobel tobte und wilhelm der mutigste biß rein in die kaugummi-knetmasse biß er rein

naja was soll man sagen wilhelm der der mutigste war biß rein ändern kann man das ja nun auch nicht mehr wir kriegen die maschine ja auch gar nicht mehr raus aus der wohnung raus sagt onkel alois die muß drin bleiben sagt onkel alois und so schlecht wär sie doch auch gar nicht sagt er nun gut kaugummi würde sie nicht produzieren dafür aber doch sicherheit und für unseren tabakhandel brauchen wir doch sicherheit sicherheit und abschreckung und großonkel donald weiß schon was er tut sagt onkel alois und sagt onkel alois der wilhelm der kann sich ja auch nicht beklagen wo er doch so ein schönes begräbnis hatte.

## Macht den Planeten atomwaffenfrei!

Noel Hilliard und Ulfur Hjörvar im Gespräch mit Friedrich Hitler

**Hitter:** Sie beide kommen sozusagen vom äußersten Ende des Erdballes – Noel Hilliard aus Neuseeland und Ulfur Hjörvar aus Island. Selbst wenn mir, einem in Westdeutschland Lebenden, klar ist, daß Island viel näher zu unserer Region liegt, scheint es uns doch abgelegen und fern, ganz zu schweigen von Neuseeland. Doch gerade in unserer Begegnung wird das Motto der Sofioter Schriftstellertreffen, das auch uns zusammenführt, anschaulich: FRIEDE, HOFFNUNG DES PLANETEN. Das denkt sich als etwas, das allem nahe ist; doch zunächst, Noel, wie lange brauchen Sie, um nach Bulgarien zu kommen?

**Hilliard:** Meine Frau und ich flogen in Neuseeland von Wellington nach Christchurch, von dort nach Sydney, von Sydney nach Melbourne – also quer über Australien, von Melbourne nach Singapur, von Singapur nach Dubai am

Persischen Golf, von Dubai nach Belgrad – und von Belgrad nach Sofia. Drei Tage und drei Nächte waren wir unterwegs.

*Hjörvar:* Es ist sehr interessant, daß Ihre Frau eine besondere Gruppe von Menschen vertritt.

*Hilliard:* Ich halte es für wichtig, daß beide Völker des Südpazifik hier vertreten sind, wo es Europäer und Eingeborene gibt. Meine Frau ist eine Maori und das ist gerade bei dieser Konferenz bedeutsam. Es gibt nur etwa 380 000 Maoris, aber sie gehören zum Thema unseres Treffens.

*Hjörvar:* Das sind etwa 150 000 mehr Menschen als es Isländer gibt.

*Hitzer:* Was hat Sie aus Island zum Sofioter Treffen gebracht?

*Hjörvar:* Ich bin Vorstandsmitglied des Isländischen Schriftstellerverbandes. Man hatte uns eine Einladung zur INTERLIT nach Köln geschickt, ich war entsandt worden. Das war der erste direkte Kontakt mit der Friedensbewegung der Schriftsteller. Am Schluß der Kölner Konferenz hat mich die Bulgarische Delegation nach Sofia eingeladen. Und ich akzeptierte. Natürlich fliegen wir nicht so weit wie Noel Hilliard. Jeden Tag fliegen Linienmaschinen in alle Hauptstädte Europas und in die Vereinigten Staaten von Amerika. Für mich dauerte der Flug etwa acht Stunden – über Kopenhagen.

*Hitzer:* Geographisch gehört Island zu Europa. Fühlen Sie sich als Isländer nicht in einer ähnlichen Position wie unser Freund aus Neuseeland?

*Hjörvar:* Eine interessante Frage. Wir fühlen uns als Europäer und finden doch, daß wir ziemlich isoliert sind. Wir gehören zu Europas ältester Tradition. Wahrscheinlich finden wir in Island mit die älteste Literatur in Europa, auch einige Wurzeln der europäischen Kultur sind in Island aufzuspüren. Da wir doch verhältnismäßig weit weg sind und eine ganz eigene Sprache haben – sie wird von etwa 230 000 Menschen gesprochen – wird man auf uns nicht aufmerksam.

*Hitzer:* Liegt das an den Isländern selbst? Oder ist es so, daß sich die Europäer Island verschlossen haben? Mit anderen Worten: Wissen die Isländer mehr über Europa als die Europäer über Island?

*Hjörvar:* Ohne Zweifel. Für isländische Schriftsteller ist es sehr schwer, draußen gehört zu werden. Sie sind kaum übersetzt, mit Ausnahme von Laxness, der den Nobelpreis bekommen hat. Vor dem Krieg übersetzte man Schriftsteller wie Jón Sveinsson und Gunnar Gunnarson, aber heute kommt man kaum durch. Es fehlt auch an Übersetzern, die wirklich isländisch beherrschen. Für uns ist der Anspruch auf Europa sehr wichtig. Dreißig, vierzig Jahre kämpfen wir darum – die Mehrheit der Intellektuellen in Island, Schriftsteller und Künstler, Arbeiter und Fischerleute wehren sich gegen den US-amerikanischen Einfluß in Island. Ganz besonders gegen den Militärstützpunkt der USA, der uns 1951 aufgezwungen wurde. Dieser Kampf des isländischen Volkes über all die Jahre ist tatsächlich ein Kampf gegen die Kräfte, die die Trennungslinie zwischen Amerika und Europa – im Osten von Island ziehen wollen. Ich meine, die Europäer sollten sich dessen bewußt sein.

*Hitzer:* Wie kommt es zu dem Militärstützpunkt der USA? Island hatte doch mit dem Zweiten Weltkrieg nicht in dem Maß zu tun, daß die US-Amerikaner daraus eine Legitimation für die Stationierung von Militäreinheiten ableiten können? Wie steht dazu die Regierung Islands? Welche Kräfte bestimmen die

öffentliche Meinung?

*Hjörvar:* Politiker, die den USA entgegenkamen, haben es verstanden, diese Frage immer wieder aus den Wahlen herauszuhalten. Sie orientierten auf andere Probleme, aber nie auf die Frage nach dem Militärstützpunkt der USA. Auch wenn 1951 nahezu jede Organisation in Island gegen die Ankunft der amerikanischen Streitkräfte protestierte. Und dieser Kampf dauert nun über 30 Jahre. Wir haben es wenigstens erreicht, daß sie nicht im ganzen Land Stützpunkte errichteten. Sie haben nur diesen einen Luftwaffenstützpunkt.

*Hitzer:* Ist der wirtschaftliche Einfluß der USA sehr stark?

*Hjörvar:* Natürlich und mit den Jahren sind die Interessen der Menschen, die mit diesem amerikanischen Stützpunkt Geschäfte machen, mehr und mehr gewachsen. Außerdem arbeiten dort etwa 1 000 Leute in abhängiger Stellung. Das hat auch seine Wirkung. Dennoch ist eine große Mehrheit der Isländer gegen den amerikanischen Stützpunkt eingestellt. Erstaunlich ist auch, daß die Befürchtungen der älteren und mittleren Generation, der ich angehöre, umsonst waren. Wir befürchteten, daß die nach 1951 Geborenen, die sich nicht an Island ohne Militär erinnern, den amerikanischen Stützpunkt als eine natürliche Sache akzeptieren würden. Aber eine große Mehrheit der jungen Generation wendet sich gegen diese Präsenz der USA.

*Hilliard:* Das ist bedeutsam. Wir haben ein ähnliches Problem in Neuseeland. Multinationale Konzerne der USA werden nach Neuseeland eingeladen, um große Projekte durchzuführen. Dies vertieft unsere Bindungen an die USA. Man rechtfertigt die Einladungen damit, daß das mehr Arbeitsplätze schaffen würde. Wenn Sie sagen, in Island sei die Zahl derer gewachsen, die wirtschaftlich an die Vereinigten Staaten gebunden sind, hat das sein Gewicht.

*Hjörvar:* Glücklicherweise ist Island heute eines der wenigen kapitalistischen Länder ohne Arbeitslosigkeit. Ganz im Gegenteil, es herrscht ein Mangel an Arbeitskräften. Das ist also nicht unser gegenwärtiges Problem, jeder könnte einen Job finden.

*Hilliard:* Ganz im Gegenteil zu unserem Land. Wir haben die höchste Zahl an Arbeitslosen seit der Depression in den 30er Jahren.

*Hitzer:* Nochmals zum US-Stützpunkt in Island. Ist der Stützpunkt infolge eines Abkommens zwischen der Regierung der USA und der von Island legitimiert worden? Oder stellt das einen Teil der NATO-Verträge dar?

*Hjörvar:* Das ist eine interessante Frage. Sogar viele Isländer glauben, daß es sich um Streitkräfte der NATO handelt. Das ist nicht der Fall. Es sind Streitkräfte der USA, und zwar als Bestandteil eines Abkommens zwischen den beiden Regierungen.

*Hitzer:* Und wie ist das mit Neuseeland, das für viele meiner Landsleute nicht mehr als einen Flecken auf der Landkarte darstellt. Vielleicht kennen wir gerade noch den Namen der Hauptstadt, haben davon gehört, daß das Land viel Schafherden hat, Hammel, Lamm und Felle exportiert. . .

*Hilliard:* . . . und Kiwi-Früchte und viel Wild. Deutsche essen gern Rehbraten, viel davon kommt aus meinem Land.

*Hitzer:* Hatte nicht auch Neuseeland so gut wie nichts mit dem Zweiten Weltkrieg zu tun?

*Hilliard:* Oh doch, wir hatten damit zu tun, als Teil der Anti-Hitler-Koalition.

Lassen Sie mich aber das aus der gegenwärtigen Lage darstellen. Mich bekümmern heute sehr die gewachsenen Bindungen Neuseelands an die USA. Das ist das Erbe des Zweiten Weltkrieges. Neuseeland war von Anbeginn eine sehr sehr loyale Britische Kolonie gewesen. Es ist keine Kolonie mehr, Neuseeland ist unabhängig, macht seine eigene Show, doch man denkt immer noch wie eine Kolonie, die von England aus dirigiert wird. In vieler Hinsicht dachte man so bis zur Niederlage von Singapur im Jahr 1941. Man hatte uns immer wieder beteuert, Singapur wird euch retten – der große britische Stützpunkt in Singapur. Aber Singapur brach zusammen. In wenigen Tagen. Und die Japaner ließen sich nieder. Und so kamen die Amerikaner nach Neuseeland und verwandelten es in einen Stützpunkt für ihre Operationen im Südpazifik. Sie besiegten die Japaner. Das ist der Ausgangspunkt unserer Bindungen an die USA. 1948 wurde ein Vertrag unterzeichnet – der ANZUS-Vertrag, der Australien, Neuseeland und die Vereinigten Staaten zur gegenseitigen Hilfe im Verteidigungsfall verpflichtet. Wird eines der drei Länder angegriffen, kommen ihm die beiden anderen zu Hilfe. Dieses Konzept beherrscht unsere Außenpolitik seit 1948. Und Neuseeland wurde mehr und mehr in einen US-Militärstützpunkt verwandelt. Es bildet eine sehr wichtige Brücke der USA in die Antarktis, wo die USA ein großes Ding im Laufen haben. Da ist auf South Island von Neuseeland der Hafen Christchurch, wo sie ihren Stützpunkt haben. Es ist Neuseelands drittgrößte Stadt mit internationalem Flughafen. Nach Christchurch kommen Flugzeug direkt aus den Vereinigten Staaten, um von dort in die Antarktis zu starten. Zwei weite Sprünge, aber sie schaffen es. Die USA haben in Neuseeland auch Stationen der Satellitenbeobachtung. Man sagt uns, das diene friedlichen Zwecken. Wer glaubt das!? Sie verfügen auch über geheime Stützpunkte in Neuseeland. Das wird immer wieder gelegnet, doch jedermann weiß, es stimmt: es ist ein Bestandteil ihres weltweiten U-Boot-Polaris-Netzwerkes. Die Bindung an die USA in Verteidigungsangelegenheiten wird von den drei großen Parteien in Neuseeland garantiert: von der National Party, die derzeit die Regierung bildet, von der Labour Party, die früher regierte und möglicherweise bald wieder regieren wird, von der Social Credit Party, die ziemlich stark ist.

*Hitzer:* Ist das eine linke sozialistische Partei?

*Hilliard:* Keineswegs, das ist eine rechtsgerichtete kapitalistische Partei, die auf Währungsreform aus ist. Das einzige Gebiet, wo es eine Social Credit Party als wichtigen politischen Faktor gibt, ist Canada. Einige Staaten Canadas hatten Social Credit-Regierungen. Jedenfalls bekennen sich alle drei großen Parteien Neuseelands zum offiziellen Amerika und dessen Engagement in Neuseeland, nur mit einem Unterschied: Die Labour Party hat sich erklärt, im Fall einer Wiederwahl den Besuch der atomaren Kriegsschiffe der USA in Neuseeland zu verbieten. Wollen Sie etwas über diese Kriegsschiffe wissen?

*Hitzer:* Natürlich – zum Beispiel wie oft landen sie in Neuseeland?

*Hilliard:* Einmal im Jahr. Darüber gibt es viele öffentliche Diskussionen. Sie gehen durch das gesamte politische Spektrum. Und die Regierung sagt dazu: nach dem ANZUS-Vertrag sind wir dazu angehalten, unsere Alliierten zu verteidigen. Es ist also nur logisch, daß wir dafür Einrichtungen schaffen, wenn jene Neuseeland im Kriegsfall verteidigen. Aber niemand ist damit einverstan-

den, auch wenn das aufeinanderfolgende Regierungen gesagt haben. Wenn ein atomares US-Kriegsschiff in Neuseeland ankommt, so gehen Tausende von Schiffen in See, um die Passage in den Hafen zu blockieren – Ruderboote, Yachten, Motorboote, alles. Da gibt's phantastische Fotos in den Zeitungen von diesen Tausenden kleiner Schiffe. Keine politische Partei könnte eine solche Demonstration organisieren. Und das geht quer durchs politische Spektrum. Wenn aber das US-Schiff zum Hafen einfährt, gehen alle Gewerkschaften auf Streik – und der Streik dauert an, so lange das Schiff da ist. Kein Nachschub geht da hin, keine Lebensmittel, kein Brennstoff – nichts. Nicht ein Arbeiter, egal welcher Gewerkschaft von Neuseeland, wird da Nachschub transportieren. Das findet, wie ich sagte, einmal im Jahr statt. Die Bewegung gegen amerikanische Kriegsschiffe, die bei uns landen, und gegen die Bindungen an den Nuklearpakt ANZUS wachsen von Jahr zu Jahr. Die Demonstrationen werden größer und größer.

*Hjörvar:* Das ist für mich sehr aufschlußreich, denn wir machen in Island dieselbe Erfahrung. Die Organisationen für den Kampf gegen US-amerikanische Militärstützpunkte sorgen für Kundgebungen, Demonstrationen und Versammlungen, die keine politische Partei in Island organisieren könnte. Da kam es zur Installierung einer American Television Company in Island, jede zweite Familie konnte zehn Stunden am Tag amerikanisches Militärfernsehen beglotzen. Und das war damals das einzige Fernsehen in Island. Wir schafften es, daß es dicht machte. Sie veranstalteten einmal im Jahr eine Ausstellung ihrer militärischen Ausrüstung. Jeder Isländer war eingeladen. Die Zeitungen brachten Fotos von isländischen Boys, die mit amerikanischen Helmen auf dem Kopf in Düsenmaschinen hockten – aber wir stoppten das. Wir stoppten es einfach dadurch, daß wir uns an den Gittern zum Stützpunkt versammelten und einem jeden, der reinwollte, ein Flugblatt in die Hand drückten, das unseren Standpunkt darstellte. Das zeigte seine Wirkung. Die Amerikaner hörten selbst damit auf. Und daraufhin hatten wir noch eine bessere Gelegenheit, unsere Meinung zu verbreiten.

*Hitzer:* Ist das die Friedensbewegung in Island, von der Sie sprechen?

*Hjörvar:* Das ist eine spezifische Bewegung, die gegen den amerikanischen Militärstützpunkt kämpft. Wir dürfen nicht vergessen, daß mit den Amerikanern nicht gut Kirschen essen ist. Es ist eine Tatsache, daß sie noch immer in Cuba sind! In Guantánamo.

*Hilliard:* Well, die Briten sind noch immer in Hongkong. Das steht wieder zur Debatte – 1990!

*Hjörvar:* Lassen Sie mich noch ein paar Worte dazu sagen, was Sie über Neuseeland und den Krieg erwähnten. In Kurzfassung wäre die Geschichte Islands im Zweiten Weltkrieg vom Ende der 30er Jahre an zu sehen, als Präsident Roosevelt – und das ist interessant! – einen Brief an die Hitler-Regierung in Deutschland schrieb und fragte, ob Deutschland die Unabhängigkeit bestimmter neutraler Staaten respektieren würde. Der Brief enthielt eine Liste dieser Länder. In London entdeckte eine Zeitung, daß Island – ein wirklich unabhängiges Land – nicht auf der Liste stand und sie erkundigte sich bei den Amerikanern, warum Island auf ihrer Liste fehlte. Bald darauf folgte eine Antwort aus Washington, die besagte, das sei ein bedauerlicher Fehler,

den man alsbald korrigieren wolle – doch der Fehler wurde nie korrigiert. Nach der Invasion Dänemarks und Norwegens durch Deutschland besetzten die Briten Island, obgleich wir protestierten. Sie waren einfach eines Morgens im Mai 1940 da – and that was it. Churchill zufolge zwangen die Amerikaner kurze Zeit später die Briten dazu, ihren Stützpunkt in Island aufzugeben, neben zwei weiteren Inseln, eine davon waren die Azoren. Die Briten hatten einen Riesenbedarf an Waffen, und es lagen fünfzig alte Zerstörer vor Anker im Hudson River. Die Briten erhielten diese Zerstörer, und die Amerikaner bekamen dafür die Stützpunkte. Island sah nicht viel vom Krieg. Wir verloren zwar Hunderte von Fischerleuten, man kann sagen, jede Familie war betroffen, aber eigentlich wurden wir im Krieg reich. Der Krieg brachte Geld, Technologie und Truppen – aber keinen Krieg. 70 Prozent des an der Heimatfront gegessenen Fisches kam von Islands Küsten. Die englischen Fischer waren uniformiert – das war unser Beitrag im Kampf gegen den Faschismus.

*Hitzer:* Schauen wir nochmal zur anderen Seite des Globus. In der ersten Periode des Kalten Krieges nach 1945 kam es zu dem nuklearen Testfeld Südpazifik, wo es regelmäßig Versuche mit Atombomben gab, erst durch die USA, dann durch Großbritannien und Frankreich. Für viele Jahre war der Südpazifik das Testgebiet für Atombomben und nukleare Sprengköpfe. Von den Folgen dieser Versuche spricht bei uns niemand mehr; ich habe den Eindruck, daß die Nachrichten darüber systematisch unterdrückt worden sind. Was geschah mit den Einwohnern der Inseln? Was geschah mit den Inseln? Sind die Folgen der Versuche in der Nachbarschaft Neuseelands der Grund, warum so viele Menschen aus dem Atomkriegspakt ANZUS herauswollen?

*Hilliard:* Ich erzähle zunächst etwas von den Versuchen Frankreichs. Die britischen Versuche wurden eingestellt. Das ist nicht mehr unser Problem. Aber die Franzosen testen immer noch, über viele Jahre. Auf einer kleinen Insel mit Namen *Mururoa*. Die Sache mit den Versuchen ist schlimm, denn es werden ganze Volksgruppen verjagt und irgendwoanders hintransportiert. In unserem Land entwickelten sich starke Ressentiments gegen die französischen Versuche bei *Mururoa*, es kam zu einer Bewegung, ein Schiff wurde von Neuseeland in die Testzone geschickt. Die Franzosen entfernten das Schiff mit Gewalt. Aber an Bord des Schiffes befand sich eine repräsentative Zahl von Neuseeländern, darunter zwei Mitglieder des Labour-Kabinetts – ein Europäer und ein Maori. Das hat sich mehrfach im Kampf gegen französische Atomversuche bei *Mururoa* wiederholt. Im vergangenen Jahr hatten die Versuche katastrophale Folgen. Die Franzosen leugneten das, aber jedermann weiß, daß es geschah. Das Establishment unserer Wissenschaft in Neuseeland – zusammengefaßt im Department of Scientific and Industrial Research, das auch mit Nuklearforschung zu tun hat – weiß von der Katastrophe bei *Mururoa*, einer Koralleninsel: auf eine Explosion hin brach das ganze Korallenriff zusammen. Das gerade sollte nicht geschehen, aber sie brach zusammen. Alles ging schief. Menschen kamen ums Leben, ihre eigenen Leute. Ich sollte in diesem Zusammenhang folgendes erwähnen: Die Federation of Labour in Neuseeland (der Zusammenschluß aller neuseeländischen Gewerkschaften. Anm. F. H.) tritt für einen atomwaffenfreien Südpazifik ein. Sie haben oftmals an die französischen Gewerkschaften geschrieben und sie darum gebeten,

gegen die Atomversuche Frankreichs im Südpazifik aufzutreten. Sie haben niemals eine spezifische Antwort erhalten. Man hat ihnen einfach mitgeteilt, ihre Organisationen würden gegen Atomversuche, wo auch immer, auftreten, das ist alles. Keine Kampagne gegen französische Versuche.

*Hitzer:* Haben die neuseeländischen Gewerkschaften allen Gewerkschaften in Frankreich geschrieben?

*Hilliard:* In der Tat, allen. Und alle haben in allgemeiner Terminologie geantwortet. So weit ich informiert bin, haben sie sich niemals gegen Versuche Frankreichs ausgesprochen, worum wir sie gebeten haben.

*Hitzer:* Ich muß Ihnen sagen, daß es für viele Menschen der Bundesrepublik Deutschland enttäuschend war, wie der Sozialist Mitterand auf die Stationierungspläne der USA und der NATO reagierte, nachdem er zum Präsidenten Frankreichs gewählt worden war. Es spricht sich nicht gegen die Stationierung von Pershing II und Cruise Missiles aus, wenn es sich um andere Länder als Frankreich handelt, im Gegenteil, er hat mehrfach dafür plädiert, daß diese stationiert werden sollten, wenn es zu keinen Verhandlungsergebnissen käme. Dabei muß er doch wissen, daß die Stationierung solcher Raketen nicht nur unser Land zu einer Geisel der US-Politik gegen die UdSSR macht, sondern ganz Europa und mit Sicherheit auch Frankreich. Das ist eine Politik, die uns sehr enttäuscht.

*Hilliard:* Ich habe den starken Verdacht – und dabei nicht als einziger –, die französischen Gewerkschaften sagen sich, wenn sie sich speziell gegen die Versuche Frankreichs aussprechen sollen, könnte man ihnen das als unpatriotisch auslegen, also nach dem Muster: wenn wir speziell gegen die französischen Versuche sind, werden das manche Mitglieder nicht mögen, die französische Bevölkerung wär dagegen, deshalb beschränken wir uns auf allgemeine Bemerkungen gegen Atomversuche, überall und von wem auch immer, wir wollen keinen Nuklearkrieg etc. Für uns ist das ein Verlust an Solidarität. Traditionelle Fischgewässer sind über Tausende von Meilen verseucht. Es hat vielen Menschen die Existenzgrundlage geraubt, die vom Meer lebten. Über viele Jahre hat sich das hingezogen. Es ist auch zur Zerstörung von Häusern und Hütten gekommen, viele Menschen haben ihr Leben lassen müssen.

*Hjörvar:* Der Schock, den die neuen Mittelstreckenraketen bei den Deutschen und anderen Völkern Europas ausgelöst haben, ist bemerkenswert. Das isländische Volk ist sehr um das Meer besorgt, das Meer ist Teil unseres Lebens. Wir haben Angst vor den Unterwasserraketen und den nuklearen U-Booten. Wir wissen darüber zu wenig, sie sind verborgen. Eine, nur eine einzige nukleare Katastrophe – ein Unfall zum Beispiel – in den Wassern um Island wäre das schreckliche Ende unserer Ökonomie, das Ende unserer Fischgewässer. Das könnte jeden Tag geschehen, jede Minute.

*Hitzer:* Manchmal überkommt einen das Gefühl völliger Ohnmacht. Läßt sich überhaupt etwas tun, um diese tödlichen Gefahren zu beseitigen?

*Hjörvar:* Wir haben nun die Bewegung für eine atomwaffenfreie Zone in Skandinavien.

*Hitzer:* Im ganzen Land bei uns ist die Forderung nach atomwaffenfreien Gemeinden, Stadtteilen, Städten und Gebieten zu hören. Die Auffassung mancher führender Politiker und Behörden, dies falle nicht in die Kompetenz

von Bürgerversammlungen, hört sich wie barer Zynismus an.

*Hilliard:* Wir haben die Forderung im Südpazifik, nicht nur bei den Gewerkschaften Neuseelands. Alle südpazifischen Nationen treten für die Lösung ein: *Für einen atomwaffenfreien Südpazifik.* Unsere gegenwärtige Regierung sagt, das ist eine wunderbare Idee, die wir gern unterstützen, aber sie fügt hinzu, dies sei unpraktisch. Aber das zieht nicht mehr. Kleinere Nationen wie die Fiji, die Tonga, Samoa und Tahiti denken da ganz anders, ich könnte viele aufzählen – auch Papua-Neuguinea, Australien, Neukaledonien. Es gibt das South Pacific Forum – eine Organisation von Regierungsvertretern, die einmal im Jahr zusammenkommen. Das South Pacific Forum spricht sich sehr entschieden für einen atomwaffenfreien Südpazifik aus. Aber unsere Regierung hat außer Lippenbekenntnissen nur wenig dafür übrig. Das ist sehr traurig. Denn die Sache hat einen ernsten Hintergrund. Einmal im Monat feuern die Amerikaner von ihrer Westküste über den Pazifik Interkontinentalraketen. Sie gehen auf ein bestimmtes Gebiet nieder – bei den Gilbert Islands. Sie sollen eine große Abweichung haben. Das bedeutet, daß das Volk in diesen Gebieten von seinen Inseln entfernt wird. Es sind ein paar Tausend Menschen, offenbar zu wenige, um die Welt zu beunruhigen. Man hat sie auf eine Insel verfrachtet, wo sie jetzt in Slums leben. Die Amerikaner haben ihnen kleine Hütten hingestellt, nicht gerade die Art, wie ein Inselvolk gerne lebt. Und sie leben im Dreck. Das ist wahr. Ich habe diese Information aus einer unantastbaren Quelle – aus dem Londoner *Observer*, der einen Sonderkorrespondenten dorthin geschickt hatte. Er wurde Zeuge der entsetzlichen Vorgänge. Diese Versuche werden jeden Monat durchgeführt – und niemand weiß davon, außer denen, die betroffen sind. Bei unserer Sofioter Konferenz hat Makoto Oda aus Japan einen ziemlich detaillierten Bericht über die anderen US-amerikanischen Versuche im Pazifik gegeben, von denen ich noch nichts wußte. Er berichtete ebenso schreckliche Dinge wie die um Gilbert Islands: die Vertreibung von kleinen Völkern, die nicht protestieren können, weil ihr Gewicht in der Welt zu gering ist. Die Amerikaner kommen einfach rein, schmeißen sie raus und übernehmen. Das geht so seit Jahren.

*Hitzer:* Sie sagen, davon weiß man nur in der Region, wo es geschieht. Sie wissen es zufällig von einem Kollegen der Presse. Ist es in der Öffentlichkeit Neuseelands bekannt?

*Hilliard:* Ich habe den Artikel der Auslandsnachrichten des *Observer* über die Gilbert Islands benutzt. Die Zeitung, wo ich in Wellington als Auslandsredakteur tätig bin, verkauft etwa 100 000 Exemplare pro Auflage. Viele Leute, die unsere Zeitung kaufen, würden das gelesen und etwas erfahren haben, was sie vorher nicht wußten. Diese Dinge kommen nicht in die Schlagzeilen. Die Amerikaner wünschen nicht, daß man das erfährt, was geschieht. . .

*Hjörvar:* Das ist das Problem!

*Hitzer:* Sicher, das Problem der Information ist entscheidend, überall.

*Hilliard:* Wußten Sie beide, daß monatlich interkontinentale Raketen im Südpazifik getestet werden, wie wir das auch von Makoto Oda hörten?

*Hjörvar:* Unabhängig davon, daß die meisten Zeitungen in dem Teil der Welt, wo ich herkomme, privat kontrolliert oder durch Parteien organisiert sind, finde ich, daß in der Erziehung und Ausbildung von Journalisten etwas

fundamental falsch läuft.

*Hitzer:* Denken Sie, das sei nur eine Frage der Ausbildung und Erziehung? Ist es nicht vor allem die wirtschaftliche Abhängigkeit der Journalisten von denen, die sie bezahlen oder bezahlen lassen? In unserem Land haben wir ein weit verzweigtes Netz von Zeitungen, obgleich es Gebiete gibt, wo die Bevölkerung durch die Konzentration der Presse von nur einem Konzern „informiert“ wird. *Hilliard:* In unserem Land sind alle Zeitungen in Privatbesitz, mit Ausnahme von ein paar kleinen politischen Zeitungen. Wir haben ausländische Nachrichten- und Feature-Dienste abonniert. Der Herausgeber meiner Zeitung schaut diese Sache an und reicht sie weiter. Die Sache über die Gilbert Islands hat er so weitergereicht. Ich weiß nicht, ob er das gelesen hat. Vielleicht hat er es gelesen, jedenfalls hat er es mir gegeben – und wir nutzten es. Ich war so frei dazu. Ich erkannte sofort die Wichtigkeit der Information. Das meiste, was ich von ihm kriege, ist so nach dem Muster, die-Russen-setzen-Giftgas-in-Afghanistan-ein oder: der-sowjetische-und-bulgarische-Geheimdienst-in-Kollaboration-mit-Papst-Attentäter. Haben Sie nun ein Bild davon?

*Hjörvar:* Vielleicht hab ich mich unklar ausgedrückt. Was ich meine, ist das: Woher beziehen Journalisten, die für ein liberales oder sogar ein progressives, ein linkes Blatt arbeiten, ihre Informationen? Wo liegen ihre Möglichkeiten? Das führt mich zur nächsten Frage. Wär es nicht nötig, daß all die weltweit wirkenden Kräfte für den Frieden einen Nachrichtendienst einrichten?

*Hitzer:* Meinen Sie damit ein Netz von Nachrichtendiensten, selbst von kleinen Gruppen?

*Hilliard:* Ich bin sicher, daß so etwas schon früher erwogen worden ist, etwa durch den Weltfriedensrat, den es lange, bevor die Sofioter Treffen begannen, gab.

*Hitzer:* Bei uns, mit einer nahezu totalen Maschine von Einflußnahme in Wort, Bild und Ton, hat es unter kritischen Leuten immer wieder Versuche gegeben, der Presse des großen Geldes eine demokratische Massenpresse entgegenzusetzen – mit allem, was dazugehört. Ältere Kollegen erinnern sich aus eigener Erfahrung daran, welche Rolle die Presse bei der Vorbereitung der beiden Weltkriege gespielt hat. Gerade in Deutschland. Bald sind es fünfzig Jahre, da in Deutschland Hitler die Macht übergeben wurde. Und es sind verantwortungsbewußte Journalisten, die erneut davor warnen, was sich schon einmal zugetragen hat, in welch hohem Maß nämlich Journalisten und Publizisten der bürgerlichen Presse dazu beigetragen haben, Rassenhaß und Kriegspropaganda zu verbreiten, ohne die kein Volk in einen Aggressionskrieg hineingetrieben werden kann. Nicht erfunden sondern perfektioniert hat das System der Desinformation Goebbels. Wie oft hat er gesagt: Wiederholt die Lüge so oft es geht, am Ende glaubt man ihr.

*Hilliard:* Da gibt es noch ein anderes Problem, das mit diesem einhergeht: die Überfütterung. Man kommt von der Arbeit heim, findet dann acht oder zehn Broschüren von Werbegesellschaften, drei Zeitungen usw. Neuseeländer sind verrückt nach Sport. Nach der Arbeit betreiben sie irgendeinen Sport oder schauen sich Sportliches im Fernsehen an. Sie lesen in Wirklichkeit nicht gern. Das ist eine große Schwierigkeit.

*Hjörvar:* Da ist auch die Abhängigkeit von Anzeigen, als Beispiel sei hier die

sozialistische Tageszeitung in Island erwähnt. Da gibt es Leute, die gehen, so weit sie glauben gehen zu können – das ist schon ein Teil der Selbstzensur und daneben wirkt die finanzielle Abhängigkeit von denen, die Anzeigen plazieren. Das setzt Grenzen, die beim Überschreiten den Verlust des Arbeitsplatzes bedeuten. Ich habe das an mir selbst erfahren, bei einer sozialistischen Zeitung in einem kapitalistischen Land.

*Hilliard:* Davon kann ich auch ein Lied singen. Von 1946 bis 1951 war ich Gründungsmitglied der ersten und einzigen Labour-Tageszeitung in Neuseeland. Sie hieß *The Southern Cross*. Eine Tageszeitung, die bewußt die Idee verfolgte, die Standpunkte der Labour Party zu Vorgängen in der Welt zu präsentieren, denn Nachrichten aus aller Welt und Lokales waren immer in einem entgegengesetzten Licht dargestellt worden. Die Labour Party war viele Jahre Regierungspartei und hatte keinerlei Unterstützung von den Zeitungen, deshalb brachte sie ihr eigenes Blatt heraus. Wir schafften das von 1946 bis 1951 – dann gingen wir Pleite: Mangel an Anzeigen. Man kann in unserem Land keine Zeitung ohne Unterstützung durch Anzeigen machen. 40 Prozent, manchmal 60 Prozent der Kosten werden durch Anzeigen bestritten.

*Hitzer:* Das bringt mich zu der Frage zurück, die ich an Sie, Noel Hilliard, zu Beginn stellte, was auch damit zu tun hatte, daß Sie in Ihrem Beitrag zum 4. Sofioter Treffen sagten, Sie hätten nicht nur für sich selbst gesprochen.

*Hilliard:* So ist das. Ich will das gerne ausführen. Natürlich war neben der Freude über die Möglichkeit einer Reise nach Europa die Überlegung: es wäre doch sehr traurig, wenn ich so weit reiste und nur meinen persönlichen Standpunkt als individueller Autor darlegen würde. Ich kann doch unmöglich nur mich selbst vertreten. So wandte ich mich an den Neuseeländischen P.E.N. Ich zeigte den P.E.N.-Leuten die Einladung aus Sofia und fragte sie, ob sie mir nicht auch eine Grußbotschaft mitgeben könnten. Sie taten es. Dann ging ich zur Federation of Labour. Es gibt ein Gesetz, wonach alle Werktautigen den Gewerkschaften angehören, wir haben, was wir obligatorische Mitgliedschaft bei der Gewerkschaft nennen, das wurde 1935 von einer Labour-Regierung eingeführt. Ich zeigte auch dort die Einladung aus Sofia und erläuterte die Sache. Und ich bekam bald darauf eine Antwort: Eine Aussage, gerichtet an die Gewerkschaften Bulgariens vom Gesamtverband der Gewerkschaften Neuseelands. Darin stand auch zu meiner Person: dieser Mann ist bekannt und angesehen, wir bitten darum, daß Ihr ihm jedwede Unterstützung gewährt. Und die beiden folgenden Absätze sagen aus: die Arbeitnehmerschaft Neuseelands ist bestrebt, Verbindungen mit entsprechenden Organisationen in aller Welt zu pflegen. Der letzte Absatz unterstreicht, daß die Gewerkschaften Neuseelands entschieden für den Gedanken der atomaren Abrüstung, für Frieden eintreten. Auf diese Weise bin ich also nicht nur hierhergekommen, um mich selbst zu vertreten. Ich bin mit der Unterstützung der Schriftsteller und der neuseeländischen Arbeitnehmer durch ihre jeweilige Organisation gekommen.

*Hitzer:* Was ist der Schwerpunkt Ihrer eigenen Arbeit? Und schließlich die letzte Frage: worin sehen Sie beide die Hauptströmung dessen, was in Ihrem Land Literatur und Publizistik bestimmen?

*Hilliard:* Meines Wissens hat es in der Literatur Neuseelands niemals einen

reaktionären oder rechtgerichteten Schriftsteller gegeben, der von irgendeinem Gewicht gewesen wäre. Vielleicht hat es das gegeben, und ich kenne ihn einfach nicht. Alle Schriftsteller Neuseelands sind das, was wir progressiv nennen, ich würde das behaupten, ohne daß mir irgendjemand widersprechen könnte. Das drückt sich auch im politischen Klima aus. Neuseelands Hauptstadt – Wellington, die zweitgrößte Stadt – Auckland, sodann Christchurch und andere Städte und Häfen stellen Städte und Gemeinden dar, deren oberste politische Vertretungen ihre Gebiete – atomwaffenfrei erklärt haben. Ich denke, es ist wichtig, was wir tun. Wir fragen alle danach, was wir tun können. Werde tätig auf einem kleinen lokalen Sektor. Manche Leute werden vielleicht darüber lachen, aber wen kümmert's? Wir wollen dieses Atomzeug nicht hier haben! Weg damit? So gehen wir an die Dinge heran. Wie können unsere Gedanken zu Fragen des Friedens unser Schreiben beeinflussen? Ich war viele Jahre lang ein freischaffender Autor. Ich hörte damit auf – aus Gründen der Armut. Ich kehrte zu meinem alten Beruf zurück, zum Journalismus. Ich war auch viele Jahre Lehrer gewesen. Ich ging zum Journalismus zurück. Ich bin jetzt Auslandsredakteur der Zeitung, wo ich arbeite. Alles was ich beim Sondieren der Nachrichten tun kann, ist zu entscheiden, was wichtig ist und was nicht. Ich hatte das auch früher getan, ich tu's immer noch, ich mach weiter mit einem höheren Bewußtsein darüber, daß auch andere Menschen über diese Fragen so denken und fühlen wie ich. Ich such nicht die Sensationsstory über Flugzeugkatastrophen oder Mordfälle, über Massaker, also all die Dinge, die, wie man uns einschärft, Zeitungsleser angeblich lesen möchten. Ich widme ein wenig mehr Aufmerksamkeit dem Material aus aller Welt, das die Friedensbewegung ermutigt. Gedanken zum Frieden, die ein bißchen Ermutigung den Menschen bringen, die ein besseres Morgen für ihre Kinder erhoffen.

*Hjörvar:* Ich selbst schreibe Lyrik, bin jedoch in erster Linie als Übersetzer von Literatur tätig, in der Hauptsache aus den Skandinavischen Sprachen, ich übersetze Gedichte, Stücke, Romane. Ich denke – das wurde beim Sofioter Treffen betont –, daß die Rolle des Übersetzers wichtiger denn je ist und meine auch, daß Übersetzer sich mehr darum kümmern sollten, was sie übersetzen. Was die Hauptströmung in der zeitgenössischen Literatur Islands betrifft, so ist in wenigen Worten zu sagen, der Roman folgt mehr oder weniger dem allgemeinen Trend in Nordeuropa, besonders Skandinavien, mit einigen interessanten Ausnahmen. Nach einer Periode der Experimente werden wieder mehr Romane im traditionellen Stil geschrieben, auch historische Romane und erstaunlicherweise viele pseudobiographischen Romane, auch von jungen Autoren. Dasselbe gilt für die Poesie, obgleich die Natur und die Geschichte einen mehr zentralen Gegenstand darstellen als in anderen Teilen Europas. Und viele unserer Dramatiker scheinen von historischen Motiven besessen zu sein.

*Hitzer:* Am erstaunlichsten in unserem Gespräch sind für mich die Beispiele aus Erfahrungen, die auf ganz unterschiedlichen Traditionen – im konkreten wie im allgemeinen – beruhen und doch auf eine gemeinsame Aufgabe hinweisen, an der wir alle schon arbeiten, mit ganz ähnlichen Zielsetzungen und Orientierungen, ohne daß das abgesprochen oder vereinbart war – alles zu tun, um unseren Planeten atomwaffenfrei zu machen.

# KULTUR & GESELLSCHAFT

Monatsschrift für  
demokratische Kultur

Herausgegeben von Thomas Metscher und André Müller

K&G erscheint seit 1957 und ist damit eine der ältesten Kulturzeitschriften der Bundesrepublik. In keiner anderen linken Zeitschrift wird so munter, meinungsfreudig und kontrovers gestritten, nicht bloß über Goethe, sondern auch über eine ausländerfreundliche Bundesrepublik, über Probleme der Friedensbewegung oder über internationale Kulturbereichungen.

Im K&G-Monatsmagazin wird regelmäßig über den neuesten Kulturklatsch aus der Szene berichtet. Zu den Mitarbeitern zählen fast ebenso viel Frauen wie Männer, zum Beispiel Elisabeth Alexander, Svende Merian und Dorothee Sölle, Wolfgang Harich, Jost Hermand und Peter Schütt.

Jahresabonnement: DM 24,- inkl. MwSt. + Porto (Einzelheft DM 2,50)



**Damitz Verlag GmbH**

Bezugsanschrift:

Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH  
Xantener Straße 7, 4040 Neuß



Wolf Brannasky

## Erste Hochrechnung

Politische Lieder aus fünfzehn Jahren  
(brosch., 80 Seiten, DM 12,-)

Der Münchener Liedermacher Wolf Brannasky ist jetzt endlich auch Schwarz auf Weiß zu haben: mit einer Auswahl seiner Lieder aus den vergangenen fünfzehn Jahren. Neben den obligaten Noten und Gitarregriffen erhält das Bändchen seinen besonderen Gebrauchswert durch informative Begleittexte zu den einzelnen Liedern, die den jeweiligen politischen Hintergrund erläutern. Eine knappe, höchst originäre Geschichte der Bundesrepublik seit 1967 in Liedform, gedruckt für alle, die Wolf Brannaskys Lieder kennen und mögen, singen und spielen möchten oder einfach nur kennenlernen wollen.

Damitz Verlag GmbH  
Hohenzollernstr. 146  
8000 München 40

**WESPENNEST 47: ROMANTIK** (hgg. v. Josef Haslinger). *Gert Mattenkrott*: Die Bedürfnisstrukturen der historischen Romantik und der aktuellen Alternativbewegungen. *Rolf Schwendter*: Romantik und Subkultur. *Gisela Dischner*: Neoromantik heute? *Peter Gorsen*: Kommt die Romantik wieder? Zum Verhältnis von Kunst und Natur im 20. Jahrhundert. *Wolfgang Kos*: „Weil das Leben so flach ist“. Zur Rockmusik um 1980. *Tilo Medek*: Tonalitätsrückbesinnung, eine Romantikwiederkehr? *Robert Lukesch*: Die notwendige Spielerei der Alternativen. *Hermann P. Piwitt*: Die Rückkehr des Mythus. *Günther Nenning*: Das schönste Rot ist Grün. *Uwe Schimanek*: Die Renaissance romantischer Ideen in den neuen Protestbewegungen. 76 Seiten (A4), öS 70,-.

# WESPENNEST

SONDERNUMMERN

**WESPENNEST 48: LATEINAMERIKA: LITERATUR IM WIDERSTAND** (hgg. v. Erich Hackl). *Nicolas Guillen*. *Leonor Rugama*: Zur Identität eines Erdteils. *Cepeda Samudio*, *Samperio u.a.*: Über Liebe und Gewalt. *Arqueles Morales*, *u.a.*: Vom Töten und vom Weiterleben. *Margaret Randall*: Amada Pineda erzählt. Werkstattgedichte aus Nicaragua. *Peri Rossi*, *Collazos u.a.*: Von Helden, Augenzeugen und Racheengeln. *Alfonso Chase*, *Orestes Nieto*, *Oscar Acosta u.a.*: Lyrik aus Zentralamerika. *Juan Gelman*, *Horacio Salas u.a.*: Gedichte des argentinischen Widerstands. *Coronel Urtecho*: Die Vergangenheit ist wirklich vergangen. *Constantini*, *Prada Oropeza*: Exil, Verrat. (Originalübersetzungen). 92 Seiten (A4), öS 80,-. (Ausland plus Porto).

Erhältlich in allen guten Buchhandlungen oder direkt bei der Redaktion: A-1040 Wien, Johann Straußgasse 26/17.

BOTTERBUSCH VERA, Autorin, Filmemacherin

Letzter Film „Die Jagd nach dem Glück. Hommage & Stendhal“, 1983.

DEUMLICH GERMUND, geb. 1929, lebt in Essen. Gelernter Vermessungstechniker. Mitglied des Präsidiums und Sekretär des Parteivorstandes der DKP.

CAPLAN COREN, geb. 1944 in Berlin, lebt jetzt in Australien.

Arbeitete dort als Fahrlehrerin, Bedienung, Schweißerin, Verkäuferin, Vertreterin; über die Abendschule zum Abitur und Studium Dozentin im „German Department“ der Monash University in Melbourne.

ELSNER GISELA, München, Gesellschaftskritische Romane: „Die Riesenwölfe“, „Das Berührungsverbot“, „Der Punktsieg“, „Abschuss“.

GARDEIN UWE, sh. KK 2/80, 1/82 und 2/82.

GERGELEY ELISABETH, lebt in Budapest und ist Übersetzerin von deutschsprachiger Literatur.

HERHOLZ GERMUND, sh. KK 4/82.

HERMSDORF KLAUS, geb. 1929. Professor für Geschichte der deutschen Literatur an der Humboldt Universität, Berlin (DDR).

Veröffentlichungen u. a. über Franz Kafka („F. K. Weltbild und Roman“), Thomas Mann („Thomas Manns Schelme“), Exilliteratur („Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933 – 1945. Band 6. Exil in den Niederlanden und in Spanien“). Unser Dank gilt dem Autor und dem Akademie-Verlag, Berlin, für die Möglichkeit des Vorabdruckes aus dem Nachwort zu „Franz Kafka – Amtliche Schriften“, herausgegeben von Klaus Hermsdorf, etwa 400 Seiten. Das Buch erscheint zu Kafkas 100. Geburtstag und enthält Schriftstücke im Zusammenhang mit seiner Beamtentätigkeit bei der Prager Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt.

HIRSCHFELD UWE, geb. 1956, studiert an der Gesamthochschule Kassel „Gesellschaftslehre und Germanistik für Lehrer(arbeitslosigkeit). Spielt bei passenden Gelegenheiten Kabarett.“

JANTZEN WOLFGANG, Professor, Dr., Psychologe, lehrt im Fachbereich für lernbehinderten-Pädagogik an der Universität Bremen.

KUHN DIETER, geb. 1939, lebt in Ohmden. Studium der Anglistik, Geschichte und Philosophie. Lehrer. Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen.

LITTAU MONIKA, 28 Jahre alt. Studierte Germanistik, Geographie (Schwerpunkt Entwicklungsländerforschung) und Theologie in Bochum. Derzeit Studienreferendarin in Dortmund. Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften.

MACHT SIEGFRIED, geb. 1956 in Nimburg/W. Studium (Lehramt für Musik und Religion) in Hannover; seit Februar 1982 Lehrer in Hannover. Veröffentlichungen: Lyrik in Tageszeitungen, Zeitschriften. Anthologien, Lieder in verschiedenen Sammlungen.

MARUHN JÜRGEN, geb. 1950 in Soest/Westf., lebt in Marburg. Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie in Bochum und Marburg. Dissertation über Marx und Stirner. Veröffentlichung: Die Kritik an der Stirnerischen Ideologie im Werk von Karl Marx und Friedrich Engels. Max Stirners „Einziger“ als Dokument des kleinbürgerlichen Radikalismus (Frankfurt 1982).

OOYEN HANS VAN, sh. KK 3/82.

PLATTA HOLDGER, geb. 1944. Studium der Geschichte, Germanistik, Pädagogik, Politologie. Freier Rundfunkjournalist. Essays, Rezensionen, Lyrik und Prosa. Lyrik-Preisträger des Landes Niedersachsen 1972.

PÜSCHEL URSLA, sh. KK 4/72. Wir danken der Autorin und dem Verlag für die Möglichkeit des Vorabdruckes aus dem Buch „Liebes Mocambique“, das beim Mitteldeutschen Verlag, Halle/Leipzig, erscheinen wird.

ROEDER MARLENE, geb. 1953 in Kiel. Studierte Angelistik, Romanistik und Soziologie. Journalistin für den „Südkurier“ in Konstanz, jetzt bei dpa in Hamburg. Beiträge zur Anthologie „Frauen schreiben Liebesgedichte“ (Bert Schlender Verlag). Ein Sammelband ist in Vorbereitung.

SPRIGATH GABRIELE, geb. 1940 in Eisteben, lebt in München. Promotion in Kunsthgeschichte; beschäftigt sich mit den Fragen der Wahrnehmung und Vermittlung von Kunst, insbesondere im Hinblick auf die gewissenschaftliche Kulturarbeit.

SCHÖFERERASMIUS, der Text ist ein Vorabdruck aus dem Roman „Tod in Athen“, Zeit-Gedichte 4-1982. Letzte Arbeiten: Hörspiel „Die griechische Kassette“ (RIAS 82); „Abstiegsrunde“ (SWF 82); „Abgefahren“ (Fernsehen der DDR 1982).

SCHUCK KARL-HEINZ, geb. 1950. Elektrotechniker. Gedichte u. a. in „Norddeutsche Beiträge“, „Friedens-Erklärung“.

UMSONST NORBERT, geb. 1951. Germanistik-Studium (nicht beendet); arbeitet als Korrektor in Lahm bei Gießen. Gedichtheft „Kurz-Zeit“.

VESTNER HEINZ, geb. 1943. Studium Germanistik, Anglistik, Philosophie in München. Jetzt Lagerarbeiter.

WINCKLER LUTZ, Dr. habil., Privatdozent an der Universität Tübingen. 1980 bis 1981 Gastprofessor an der Universität Hamburg und Leiter der Hamburger Arbeitsstelle für deutsche Exilliteratur 1933 bis 1945.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beilegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, ½; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, ½; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, ½; Hannes Stütz, Lektor (Verlag „pläne“ GmbH, Dortmund), Düsseldorf, ½; Geschäftsführer und verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl. Anschrift für Verlag, verantwortlichen Redakteur und Anzeigenverantwortlichen: Hohenzollernstraße 146, 8000 München 40.

Satz: F. C. Mayer Verlag, Kunigundenstraße 19, 8000 München 40. Druck und Fertigstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantenstraße 7, 4040 Neuß.

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-. Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr. Postscheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München. Zweigstelle Kurfürstendamm, Kontonummer 3518008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 146, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16. ISSN 0023-5016.

# DAS ARGUMENT

Argument-Vertrieb  
Tegeler Str. 6  
1000 Berlin 65

Westeuropäische Gewerkschaften

Krisenverarbeitung in Frankreich,  
Italien, Japan und BRD

Albers, Moynot, Trentin u.a.

Argument-Sonderband AS 85

16,80/f. Stud. 13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)



AKTUALISIERUNG  
MARX

DAS  
ARGUMENT  
136

Aktualisierung Marx'

Kritische Neulektüre von Marx  
vom Standpunkt der heutigen Probleme.

Albers, Altvater, Volker Braun, Deppe,  
Frigga Haug, W.F. Haug, Hirsch,  
Holzkamp, Tjaden u.a.

Argument-Sonderband AS 100

16,80/f. Stud. 13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Arbeitsteilung und Ideologie

Volksuni-Vorträge Berlin 82  
von D. Sölle, W.F. Haug, F. Haug  
und M. Barrett

Opfer-Täter-Diskussion

Israelisch-arabischer Konflikt

DM 12,-/f. Stud. 9,- (Abo: 9,80/7,50)